ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.

Der Thronfolger

Von

Ernst von Wolzogen.

Engelhorns

Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis pro Band 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

„**Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek**“, die nun in ihren zwölften Jahrgang tritt, hat nicht nur von Jahr zu Jahr an Beliebtheit und Verbreitung zugenommen, sondern auch an litterarischer Bedeutung gewonnen, so daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man sie heute

einen Sammelpunkt der ersten lebenden Romandichter der Weltlitteratur

nennt. — Die „Deutsche Dichtung“ schreibt darüber:

Es ist auch in Deutschland möglich, dem Publikum gute Bücher zu billigem Preis zu bieten und dabei weder die Autoren noch die eigenen Interessen zu kurz kommen zu lassen, nur gehört Wagemut und geschäftliche Tüchtigkeit dazu — das ist die Lehre, die der deutsche Verlagsbuchhandel aus dem Erfolg von „Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek“ ziehen kann, und hoffentlich auch, sofern er sich auf seinen Vorteil versteht, in immer größerer Auswahl ziehen wird. Als der rührige Stuttgarter Verleger vor zwölf Jahren zuerst die bekannten ziegelroten Bändchen — durchschnittlich zehn Bogen guter Ausstattung — zum Preise von 50 Pfennigen in die Welt sandte, begriff man gar nicht, wie der Mann dies leisten könne; schon die „Kollektion Spemann“, von welcher der Band eine Mark kostete, war dem Publikum, wie den Verlegern als unerhörtes Wagnis erschienen, und nun gar dasselbe — nur den Einband abgerechnet — für die Hälfte! Heute, nach zwölf Jahren, ist die „Allgemeine Romanbibliothek“ so bekannt und verbreitet, daß eine Empfehlung des vortrefflichen Unternehmens fast überflüssig erscheint.

Eröffnen werden wir den neuen Jahrgang mit dem vorzüglichen Roman:

„Die Erbschleicherinnen“ von Ernst v. Wolzogen.

Zwei Bände.

Wolzogen entfaltet auch in diesem neuen Roman die Eigenschaften, die ihn zum ausgesprochenen Liebling der deutschen Lesewelt gemacht und seinen früheren Schöpfungen eine so enorme Verbreitung verschafft haben: sprudelnden Humor und eine überaus frische, naturwahre Schilderung von Menschen und Dingen.

Daran anreihen werden sich nicht nur ausgezeichnete Romane ausländischer Autoren, sondern auch bedeutende Arbeiten **deutscher Schriftsteller ersten Ranges**, so namentlich ein neuer großer Roman:

„Selbstgerecht“ von Friedrich Spielhagen,

ferner Romane von

A. v. Roberts, A. v. Gersdorff, Klaus Jehren, Jules Claretie, Gyp, Jean Rameau, Edouard Rod, Léon de Tinseau, E. de Amicis, H. H. Boyesen, F. M. Croker, W. D. Howells, R. H. Savage u. a.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus d. Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alex. Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitter-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus d. Französ.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus d. Span.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey. (M. Bernhard.)
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Engl. 2 Bde.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus d. Französ. 2 Bände.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus d. Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Hanna. Von Heinr. Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französ.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französ.
Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norweg.
Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst v. Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. Aus dem Ital.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus d. Französischen.
Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.
Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.
Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Frau Regine. Von Emil Peschkau.
Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.
Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Josias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New-York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Lesle. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus dem Italienischen.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Ag
W871t

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Von **Ernst von Wolzogen** sind in „Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek“ erschienen:

Die Kinder der Excellenz. 1 Band.
Die tolle Komteß. 2 Bände.
Der Thronfolger. 2 Bände.
Die kühle Blonde. 2 Bände.
Die Erbschleicherinnen. 2 Bände.

Preis per Band 50 Pf., gebunden 75 Pf.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

701

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1892.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. E. [illegible]
Hanna. Von Heinr. Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert [illegible]

Aus dem Französischen.
Auf der Fährte. Von H. S. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
[illegible] Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New-York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus dem Italienischen.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

LG
W871t

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Achter Jahrgang. Band 12.

Der Thronfolger.

Roman in zwei Bänden

von

Ernst von Wolzogen.

Erster Band.

38522
20/11/97.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1892.

Alle Rechte, namentlich das Ueberſetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

In welchem die Katz eine Nase und die allgemeine Neugier reichlich Nahrung bekommt. Ein Stern geht auf.

Der weiße Saal des großherzoglichen Schlosses erstrahlte im Glanze mehrerer hundert Wachskerzen. In den unzähligen Prismen der krystallenen Kronleuchter brach sich ihr mildes Licht und auf dem milchweißen Marmor der Säulenreihen, die sich an beiden Schmalseiten des herrlichen Prunkraumes hinzogen, auf den Spiegelflächen zwischen den hohen Bogenfenstern, wie auf dem eisglatten Fußboden zitterte der Wiederschein in leisem Wellenspiele. Und weiter zerstob die Lichtflut in Strahlenbüschel und lustiges Funkenfeuerwerk, wo es sich in dem Brillantschmuck der Damen, in den Goldstickereien der Uniformen und in dem blitzenden Ordensfirmamente verfing, womit der größte Teil der Herren vom Hofe sich festlich brüsten konnte.

Es galt die Feier des Neujahrstages. Am Vormittage hatte für die Herren eine Gratulationscour stattgefunden. Für den Abend war die ganze Hofgesellschaft der Residenz samt den hervorragenderen Vertretern der Kunst und Wissenschaft des engeren Vaterländchens, die Offiziere benachbarter Garnisonen, sowie endlich diejenigen Mitglieder des eingeborenen Landadels, welche eine Hofcharge

bekleideten, zum Konzert eingeladen. Dieses Hofkonzert am Neujahrsabend war für die gesamte adlige Gesellschaft des Großherzogtums ein bedeutungsvoller Tag, dem besonders die Herzen der Damenwelt mit fiebernder Erwartung entgegenzuschlagen pflegten. Altem Herkommen gemäß wurden nämlich bei dieser Gelegenheit die jungen Mädchen, die das ball- und heiratsfähige Alter erreicht hatten, den höchsten Herrschaften vorgestellt und dadurch feierlichst als in die Gesellschaft aufgenommen erklärt.

Außer dieser alljährlich wiederkehrenden Aufregung gab es aber diesmal noch einen ganz besonderen Anlaß zu ungewöhnlicher Spannung der Erwartung. Seine Königliche Hoheit der Erbgroßherzog, welcher erst in den Weihnachtsfeiertagen von einer fast zwei Jahre währenden Bildungsreise heimgekehrt war, wollte sich heute zum erstenmal wieder in dem größeren Kreise der Hofgesellschaft sehen lassen. Eigentümliche Gerüchte von einer seltsamen Wandlung, die durch jene Reise in dem Wesen ihres jungen Thronfolgers vorgegangen, waren durch die Herren, welche bereits den Vorzug gehabt hatten, mit ihm zusammenzukommen, in der Stadt verbreitet worden. Georg Friedrich, hieß es, sei auffallend ernst geworden im Vergleich zu seiner früheren kavaliermäßig oberflächlichen Art und Weise. Bei dem Liebesmahl im Offizierkasino, zu welchem er die Einladung huldvollst angenommen, habe er sich zwar kameradschaftlich ungezwungen, aber durchaus nicht mehr in jener etwas burschikosen, die Vertraulichkeit herausfordernden Weise von früher benommen. Er habe recht beredt von seinen Reisen, besonders von seinem Aufenthalt im Orient, zu erzählen gewußt, aber die frivolen Anspielungen des gemütlichen dicken Majors von Bomst mit einer so kalten Entschiedenheit zurückgewiesen, daß alles starr gewesen sei. Auch hätten er und besonders sein Reise-

begleiter, ein Baron von Kospoth, von dem kein Mensch recht etwas wisse und der nicht einmal Reserveoffizier sei, über gewisse exotische Verhältnisse Ansichten geäußert, welche denen, die ein guter Christ und Staatsbürger, besonders aber einer von Adel, zu hegen verpflichtet sei, bedenklich widersprochen hätten. Man wisse vorderhand noch gar nicht, wie man sich in Zukunft gegen den Erbgroßherzog zu verhalten haben werde — jedenfalls habe sein erstes Auftreten unter den Offizieren eine unbehaglich gespannte Stimmung erzeugt.

Die Neugier der Damenwelt war durch diese Aussprengungen in höchstem Grade erregt. Hatte sie sich vorher nur gefragt: wie wird der Prinz aussehen, wird ihn die Tropensonne recht braun gebrannt, wird er uns, wie er versprach, etwas Schönes mitgebracht haben? so stieg jetzt der bange Zweifel in so manchem jungen Busen auf, ob er überhaupt noch als der allzeit verliebte Schäferprinz zurückgekehrt sei, mit dem sich früher ein so gefährlich süßes Spiel treiben ließ. Es hatten dem galanten, bei Antritt seiner Reise erst zweiundzwanzigjährigen Erbgroßherzog nicht nur etwelche kleine Bürgermädchen nachgeweint, mit denen er etwas weit gegangen war; nein, es hatten auch einige Fräulein aus der Hofgesellschaft während seiner langen Abwesenheit mit bangem Seufzen und heimlichem Erröten sein gedacht. Wie mancher hatte er nicht beim Tanz oder beim Eislauf gar berauschende Heimlichkeiten in das angstvoll lauschende Ohr geflüstert, Dinge, die zu sagen sie keinem andern Kavalier verstattet hätten — aber freilich, mit einem so hochgeborenen Anbeter muß man ja wohl oder übel eine Ausnahme machen! Und zudem, man konnte nicht wissen, wozu es am Ende doch gut war. Die Beispiele von Neigungsheiraten, ja selbst von Thronentsagungen erlauchter Sprößlinge fürst-

licher Häuser wurden ja gerade in der neuesten Geschichte immer weniger selten.

Da war besonders das Fräulein Wally von Katz, die jüngste Hofdame der Prinzessin Eleonore, welche in süßer Erinnerung der empfangenen unzweideutigen Beweise zärtlichster Gewogenheit von seiten des Thronfolgers mit Herzklopfen, aber doch mit kecker Zuversicht die Gelegenheit zu einer Aussprache mit dem angeschwärmten Prinzen herbeisehnte. Diese Sehnsucht hatte sie sogar vermocht, auf die Nachricht von der überraschenden Ankunft des Prinzen hin, den Weihnachtsurlaub abzukürzen und sich an der Neujahrsfestlichkeit zu beteiligen, trotzdem sie sich noch gar nicht zum Dienst zurückgemeldet hatte. Wie ein aufgeregtes Vögelchen im Bauer hüpfte und schwirrte das zierliche, kleine Fräulein, das sich wohlweislich einen Eckplatz gesichert hatte, in dem Mittelgange zwischen den Stuhlreihen hin und her, ihre alten Freunde und Freundinnen mit kleinen Neckereien begrüßend und mit affektiert naiver Dreistigkeit die neuen Erscheinungen musternd. Nur ein einziges unter diesen jungen Mädchen erschien ihrem Scharfblick als möglicherweise gefahrdrohend, und das war dasselbe junge Mädchen, welches sofort bei seinem Eintritt aller Blicke auf sich gelenkt hatte.

Da saß sie an der Seite ihres Vaters, des schneeweißen Generals von Treysa, und blickte mit ihren großen braunen Augen aufmerksam um sich, wie um die vielen fremden Gesichter vorläufig in einige wenige Klassen einzuordnen. Da sie zufällig zwischen lauter Herrschaften saß, bei denen ihr Vater sie noch nicht eingeführt hatte, so wurde sie nicht ins Gespräch gezogen, und der alte General neben ihr blickte auch unter seinen buschigen weißen Brauen so drohend hervor, daß sich jedermann von einem nicht gewünschten Annäherungsversuche abgeschreckt fühlen

mußte. Desto eifriger richteten sich aus der Ferne alle bewaffneten und unbewaffneten Augen auf das Fräulein von Treysa, und die Herrenwelt zum mindesten war darin einig, daß hier ein neuer Stern am Himmel des großherzoglichen Hofes im Aufgehen begriffen sei.

„Alle Wetter!“ schnalzte der dicke Kammerherr von der Rast, dessen feucht schimmernde Aeuglein schon geraume Zeit in stummem Entzücken auf dem weißen Nacken, den weich gerundeten Schultern und recht üppigen Oberarmen der jungen Schönheit geruht hatten, und legte dabei seine dicken, kurzen Finger um den Arm eines neben ihm stehenden Infanteriehauptmanns. „Was sagen Sie, Kapitän? Hören Sie, mir wird für meinen behaglichen Witwerstand bange! Dieser alte Eisbär von einem Papa verdiente nach Sibirien geschickt zu werden dafür, daß er uns seinen Schatz so lange vorenthalten hat. Das Mädel ist doch entschieden schon ein paar Jahre ballreif. Sehen Sie bloß diese saftige Fülle — Pfirsich, ganz Pfirsich!“ Und dabei kniff er die Aeuglein zusammen und sog die Luft durch den gespitzten Mund ein, wie wenn er den Saft der gedachten Frucht einschlürfte.

„Wässert Ihnen schon wieder der Mund, alter Faun?“ versetzte der Hauptmann, dessen angenehmes Soldatengesicht die Verachtung, die er im Grunde für diesen feisten Schranzen mit dem ewigen satten Nachtischlächeln hegte, nicht ganz verbergen konnte. „Sagen Sie mal, dieser alte General von Treysa ist ja wohl zu den seligen Bundestagszeiten Höchstkommandierender unsres Kontingents gewesen?“

„Ja gewiß! In der grünen Galerie können Sie sein Porträt aus seinen Glanztagen bewundern. Erinnern Sie sich nicht? Spinatgrüner Waffenrock mit kolossalen goldenen Epaulettes und einem gestickten Kragen, zwei Handbreiten

hoch, ein glattrasiertes strenges Gesicht mit ein Paar feurigen Augen darin und auf dem Kopfe ein Zweimaster mit einem riesigen Pompon darauf, der vom Rahmen mitten durchschnitten wird. Ist Ihnen denn das Bild noch nicht aufgefallen? Ich dächte doch, die Aehnlichkeit . . ." Herr von der Rast verzog seine wulstigen Lippen zu dem gewohnten breiten Lächeln und fuhr, als der Hauptmann die Achseln zuckte, sich seinem Ohre nähernd, fort: „Man merkt es recht, daß Sie aus dem Auslande kommen, Sie Preuße, Sie! In unsrer vaterländischen Geschichte scheinen Sie noch gar nicht bewandert. O, ich kann Ihnen sagen, es kommen recht pikante Passagen darin vor! Der alte Treysa ist nämlich sozusagen ein Onkel unsres allergnädigsten Herrn — ein Sohn seines hochseligen Großvaters und der damals berühmten Sängerin Demoiselle Caffarelli. Als sie in den wohlverdienten Ruhestand trat, schenkte ihr der Herzog Schloß und Herrschaft Treysa da oben im Walde. Ach ja, derartige Schönheiten gehen doch immer nur aus solcher pikanten Blutmischung hervor! Da, da, sehen Sie doch: Jetzt kehrt sie uns ihr Profil zu! Mannifik — was?! Ein Porträt der Caffarelli, von Angelika Kaufmann gemalt, hängt übrigens auch in der grünen Galerie. Wollen wir uns doch mal daraufhin ansehen."

Unterdessen tuschelte das Fräulein von Katz mit der langaufgeschossenen, hageren Komtesse Murbach.

„Mit neunzehn Jahren schon so dick zu sein!" zischelte die kleine Hofdame — sie meinte natürlich die Melanie von Treysa. „Das heißt, wenn es wirklich wahr ist, daß sie erst neunzehn ist! Ich finde, ihr liegt schon so eine vierundzwanzigjährige Säuerlichkeit um die Mundwinkel. Die hat der alte Brummbär gewiß nur an den Hof gebracht, damit sie sich ihren Ueberfluß ein bißchen abtanzen soll!"

„Ich muß sagen, ich finde es beinahe unanständig!“ gab die Murbach zurück, indem sie dabei die schmalen Schultern zusammenzog, so daß die spitzknochigen Achseln mit bedrohlicher Schärfe aus den Aermellöchern des Kleides hervortauchten. Die mitleidlose Hofsitte zwang diese arme Komtesse, bei solchen festlichen Gelegenheiten als ein lebendiger Protest gegen die Verschwendungssucht der Natur aufzutreten, und die bösen Lieutenants hängten ihr den Spottnamen „Mene Tekel“ an, was bekanntlich bedeutet: Gewogen und zu leicht befunden!

Wally von Katz hatte selbstverständlich nicht ohne eine kleine boshafte Nebenabsicht gerade die Murbach zu einer Meinungsäußerung über die frische Fülle der neuen Erscheinung herausgefordert. Um der entrüsteten Komtesse nicht ins Gesicht zu lachen, schwirrte sie davon und begrüßte auf der andern Seite den zierlichen Lieutenant von Ungerstein, um sich von ihm Auskunft zu holen über die interessante Erscheinung der Herrenwelt, den jungen Freund des Thronfolgers, Baron Kospoth, welchen sie just einsam an einer Säule nahe dem Eingang stehen sah.

Herr von Ungerstein hatte eben seinen hochwichtigen Bericht über den Verlauf des neulichen Liebesmahles beendet, als das Aufpochen der Marschallstäbe das Herannahen der höchsten Herrschaften mit ihrem Gefolge verkündete. Das Fräulein von Katz huschte wie ein Schulmädchen, das durch den Eintritt der Lehrerin überrascht wird, auf ihren Platz zurück. Der Herr Hofkapellmeister gab das Zeichen zum dreimaligen Tusch, und unter dem Geschmetter der Trompeten, den Läufern und Trillern der Holzbläser und dem Wirbeln der Pauken betraten die Herrschaften den Festsaal.

Die beiden Hofmarschälle eröffneten den Zug mit ihren Stäben; ihnen folgten die sechs Pagen, hübsche Jungen in

scharlachroten Röcken, weißseidenen Kniehosen und Strümpfen, die mit Schwan verbrämten Dreimaster im Arme tragend, die zierlichen Galanteriedegen an dem breiten Bandelier zur Linken; dann kam der Großherzog, seine hohe Gemahlin am Arme führend — das „hohe" jedoch nur bildlich verstanden, denn die erlauchte Landesmutter war kaum von Mittelgröße; unmittelbar hinter dem Herrscher schritt dessen Sohn und Erbe Georg Friedrich, ihm zur Seite seine noch unvermählte Schwester, die Prinzessin Eleonore; einsam, würdevoll, klein und mißvergnügt wandelte die Prinzessin Georgine, das letzte Reis eines im Aussterben begriffenen Seitenzweiges des großherzoglichen Hauses, hinter ihren souveränen Anverwandten her, und den Beschluß machte das Gefolge von Adjutanten, Kammerherren, Staatsdamen und Fräulein.

Die höchsten Herrschaften machten vor der glänzenden Versammlung der Gäste Front und begrüßten sie durch huldvolle Verneigungen nach allen Seiten, welche von der andern Seite durch dreimalige tiefe Verbeugung erwidert wurde — wobei es die Damen nur schwer vermeiden konnten sich nicht zugleich dreimal auf ihre Stühle zu setzen. Dann traten die Pagen hinter die Sessel der Herrschaften und überreichten, nachdem jene Platz genommen, das Programm der Musikaufführung. Ein allgemeines Rücken der Stühle, ein Rauschen der Kleider, Klirren der Sporen, Rasseln und Klappern der Säbel — dann trat allgemeine Stille ein; der Großherzog nickte dem Hofkapellmeister freundlich zu und das Orchester begann die Ouverture zu „Euryanthe".

Von der großen Mehrheit der Geladenen wurde die Musik bei solchen Gelegenheiten weniger als eine angenehme Unterhaltung, denn als eine Störung angenehmer Unterhaltung angesehen. Webers herrliches Musikstück war

zudem jedermann so bekannt, daß bereits nach wenigen Takten zahlreiche abgebrochene Gespräche wieder angeknüpft wurden.

Prinz Usingen, der Flügeladjutant des Großherzogs, eine hohe, echt vornehme Erscheinung, neigte sich zu dem Ohre des neben ihm sitzenden Hoftheaterintendanten Baron von Camp und flüsterte ihm zu: „Sie hatten uns doch für heute die Malten versprochen — und nun sehe ich, daß unsre brave Frau Lindner an deren Stelle uns wieder mit ihrer schrecklich langweiligen Arie aus ‚Jessonda‘ erfreuen wird!“

Der dicke kleine Intendant zog seine schwarzen Brauen hoch in die niedrige Stirn herauf und zuckte bedauernd die Achseln. „Ich habe mein Möglichstes gethan, aber Worbis hat natürlich wieder kontreminiert! Jedenfalls hat ihm die biedere Thea zu verstehen gegeben, daß sie notwendig ein neues Armband brauche. Daraufhin ist Seine Excellenz bei Serenissimo dahin vorstellig geworden, daß die Malten horrend teuer sei, während ich positiv weiß, daß sie es schon für die kleine goldene Medaille gethan hätte — und die ist jedenfalls billiger als ein Armband für die Lindner — besonders, wenn es Worbis aussuchen darf!“

„Echt Worbis! Ich glaube, Excellenz warten mit Sehnsucht auf den Hintritt des alten Hanswurstes, um dann Frau Thea samt ihren sechs Kindern heimzuführen!“

Graf Worbis war der Oberhofmarschall, und sein ebenso zärtliches als platonisches Verhältnis zu der schon recht gesetzten Primadonna, der Gattin des Lokalkomikers Lindner, war ein stadtbekanntes und vielbespötteltes. Der Zauber, den diese verblühte Schönheit auf den sonst so unzugänglichen Grafen ausübte, ein Zauber, welcher sogar dessen sehr fest schließendes Portemonnaie zu ihren und ihrer zahlreichen Familie Gunsten nur allzu leicht zu öffnen

wußte, war und blieb ein psycho- oder, vielleicht besser gesagt, ein physiologisches Rätsel. Und selbst der Großherzog, der schon lange gern eine jüngere Kraft an Frau Lindners Stelle gesehen hätte, schonte die Schwäche seines treuen Dieners und ließ sich dadurch bewegen, die Pensionierung der kinderreichen Circe immer wieder hinauszuschieben und über die kleinen Theaterintriguen, zu welchen die Gunst des Oberhofmarschalls sie ermutigte, ein Auge zuzudrücken.

In der ersten Pause, während die Orchestermitglieder mit wahrem Hyänenhunger das für sie in einem der Vorzimmer aufgestellte Büffett stürmten, traten die Herrschaften einen Rundgang durch den weißen Saal an, und bei dieser Gelegenheit erfolgte die Vorstellung der bei Hofe neu einzuführenden Damen und Herren.

Die Oberhofmeisterin Gräfin Hendl von Rottenhan ließ ihre scharfen, etwas streng blickenden Augen durch die Reihen der Damen hinschweifen und entbot durch Fächerwink die jungen Fräulein zu sich, welche sie heute der Gunst der erhabenen Landesmutter anempfehlen sollte.

Inzwischen hatte der Großherzog schon selbst die hohe Gestalt und das ungemein charakteristische Gesicht des Generals von Treysa entdeckt und war ihm mit Lebhaftigkeit entgegengeschritten. Noch während der alte Herr sich beeilte, mit seiner Tochter zwischen den Stühlen hindurch auf den freien Mittelgang zu kommen, rief ihm sein gnädiger Fürst zu: „Ah, was seh' ich! Ein seltener Gast! Sind Sie es denn wirklich, mein lieber General? Wissen Sie, daß ich allen Grund hätte, mich ernstlich über Sie zu beklagen? Eine solche Vernachlässigung ... Hahaha!"

Nur den steifen Nacken ein wenig seitwärts hinabgebeugt, stand der alte Kriegsmann in seiner schlotternden, wie aus der Maskengarderobe entliehenen Uniform vor seinem Landesherrn und brummte schier unverständlich in

seinen struppigen weißen Bart: „Königliche Hoheit wissen ja — seit Dingsda . . . hna! Unsinn! hmummumm . . . Siebzig und so weiter! Will mir nicht mehr in den Kopf . . . Deutsches Reich und so weiter . . . mwa!"

Die Umstehenden spitzten gar sehr die Ohren, um zu verstehen, was der alte Partikularist denn da in seiner wunderlich abgerissenen, von eigentümlich gemummelten und gegrunzten Interjektionen unterbrochenen Redeweise seinem gnädigen Fürsten erwiderte. Und als er wirklich es nicht unterlassen konnte, gleich mit seinen ersten Worten an den wunden Punkt zu rühren, da wandten sich aller Blicke voll spöttischer Neugier auf den Großherzog.

Um nicht noch mehr in Verlegenheit gesetzt zu werden, unterbrach der Fürst rasch das bedenkliche Gestotter des Greises, indem er lächelnd ausrief: „Ah, ich sehe, Sie haben uns da etwas Schönes mitgebracht! Ihre Enkelin?"

„Nein, pardon! meine Tochter — von meiner dritten Frau!" versetzte der Greis, sich stolz aufrichtend. „Meine Frau bittet unterthänigst um Entschuldigung . . . hmummumm — sie ist nicht ganz wohl und so weiter. Da mußt' ich schon selbst dran glauben! Die Mädel wollen doch nu mal tanzen und so weiter. Das ist meine einzige Entschuldigung . . . mwa! Sonst hätte ich alter Dachs Königliche Hoheit nicht mehr . . . Dingsda . . . mwa! inkommodiert und so weiter!"

Da der Großherzog selbst über diese überaus komisch hervorgepolterte Rede in ein herzliches Gelächter ausbrach, so fühlten sich auch die umstehenden Herren und Damen berechtigt, ihrer Heiterkeit, wenn auch in höfisch abgedämpfter Weise, die Zügel schießen zu lassen.

Auch Melanie von Treysa lächelte unbefangen über ihres Vaters derbe, unfreiwillig komische Ausdrucksweise und half sich dadurch aufs beste über die Verlegenheit fort,

in welche wohl jedes andre junge Mädchen als der Mittelpunkt so allgemeiner Heiterkeit versetzt worden wäre. Mit ihren großen braunen Augen blickte sie unbefangen dem lachenden Landesfürsten gerade ins Gesicht und nötigte ihn dadurch, sie anzureden.

„Mein liebes Fräulein," sagte der Großherzog, indem er ihr die Hand entgegenstreckte, „ich will hoffen, daß Ihre Tanzlust nicht gar zu bald befriedigt ist, damit wir Zeit gewinnen, Ihren bösen Herrn Vater mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen — und auch damit unserm Hofe eine so reizende. . . ." Der galante Fürst kam ins Stottern und suchte vergeblich nach einer passenden Vervollständigung des begonnenen Satzes. Vor dem leuchtenden Kinderblick der schönen Melanie mußte er in einiger Verwirrung die Augen abwenden. Er schaute über seine Schulter hinweg nach seiner Gemahlin, welche eben im Vordergrunde die Vorstellung der jungen Mädchen entgegennahm. „Kommen Sie, lieber General, die Großherzogin wird sich sehr freuen, daß Sie uns Ihre Tochter gebracht haben." Mit dieser freundlichen Aufforderung, ihm zu folgen, schritt er dem alten Treysa und der schönen Melanie voran dem Kreise seiner Gemahlin zu.

Während der Großherzog und die Großherzogin vor dem Orchesterpodium ihren Cercle hielten, hatten sich die beiden jungen Herrschaften mehr in das Gewühl hineinbegeben, um so eine gerechtere Austeilung fürstlicher Huldbeweise auch an die Gäste niederen Grades vorzunehmen.

Das Fräulein von Katz hatte sich sogleich an ihre Herrin, die Prinzessin Eleonore, herangepirscht und sich eine ganz besonders scherzhafte Wirkung von ihrem plötzlichen Auftauchen versprochen. Die Prinzessin befand sich gerade in einem vertrauten Gespräche mit dem Hofkapellmeister, ihrem Lehrer in der musikalischen Theorie, als die kleine

Hofdame an ihr in einiger Entfernung vorüberschritt und dabei in affektierter Aengstlichkeit einen durchaus unvorschriftsmäßigen, schüchternen Knix machte.

„Sie hier, Wally?“ rief die Prinzessin und trat einen Schritt auf ihre listig lächelnde Hofspaßmacherin zu. „Sie haben sich ja gar nicht von Urlaub zurückgemeldet.“

„Hoheit verzeihen, ich befinde mich auch nur auf der Durchreise hier, sozusagen inkognito.“

Die Prinzessin wußte nicht recht, wie sie den Scherz des Fräuleins aufnehmen sollte. Sie erwiderte daher ziemlich kühl: „Ja, wie meinen Sie das? Wo wollen Sie denn von hier aus hin? Soviel ich weiß, haben Sie doch außer Ihrer Tante gar keine Verwandte in erreichbarer Nähe.“

„Ich will's nur gleich gestehen, Hoheit,“ flüsterte die Katz schüchtern mit gesenkten Augenlidern. „Ich bekam so aufregende Briefe aus der Residenz, daß ich der Neugier nicht widerstehen konnte, hier, wenn ich so sagen darf, geschwind einmal ein bißchen durchs Schlüsselloch zu gucken. Der Löwe des Tages gibt, wie ich höre, leider hier nur ein kurzes Gastspiel — und da mußte ich doch. . . . Hoheit kennen ja meine Schwäche!“

„Löwe des Tages? Wen meinen Sie damit?“ unterbrach sie die Prinzessin, sie mit ihren klugen Augen, die manchmal recht scharf blicken konnten, fest anschauend.

Das Hoffräulein lächelte immer noch und lispelte, der Hoheit näher tretend: „Hans Joachim heißt er . . . hihi! Das hab' ich schon heraus, und seinen Geburtstag muß ich heute noch erfahren. Ich habe meine Chronik in der Tasche.“ (Das Fräulein von Katz betrieb die Kenntnis der Vornamen und Geburtstage sämtlicher jüngerer Herren der Gesellschaft und im Zusammenhange damit das Abfassen anonymer neckischer Glückwünsche und andrer sinniger

Scherze als Lieblingssport.) „Ich kenne bis jetzt leider nur sein Exterieur," fuhr sie fort, „aber ich muß sagen, die blauen Augen und der tornisterblonde Bart stehen prachtvoll zu seinem berberbraunen Teint. Schade, daß er sich das Haar so schrecklich kurz hat scheren lassen. Sein Schädel sieht ja ordentlich nackt aus. Hoheit sollten ihm entschieden befehlen, künftighin im Fez zu erscheinen."

„Ich habe dem Baron Kospoth gar nichts zu befehlen," warf die Prinzessin ziemlich ärgerlich ein.

Die kleine Katz genoß zwar das Vorrecht der Hofnarren, sich allerlei herausnehmen zu dürfen, aber heute hatte sich doch das Maß zum Ueberlaufen gebracht — oder war Prinzessin Eleonore schlechter Laune? Kurz und gut, sie verbat sich sehr entschieden derlei Späße über den Freund ihres Bruders und fügte dann, als das kecke kleine Fräulein immer noch keine ernsthafte Zerknirschung in seinen Mienen zeigte, mit spitzer Betonung hinzu: „Uebrigens sagen Sie doch — wenn Sie sich nicht von Urlaub zurückgemeldet haben, wem verdanken Sie denn da Ihre Einladung für heute?"

Jetzt zeigte der Kobold doch eine recht sehr verdutzte Miene. So hatte ja die Prinzessin sie noch niemals angefahren! Sie war ja so abscheulicher Laune, als hätte ihr Graf Worbis wieder einmal einen seiner unmöglichen Prinzen in Vorschlag gebracht.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, Hoheit," stotterte Wally von Katz. „Ich glaubte, in meiner Stellung . . . dürfte ich wohl . . ."

„In Ihrer Stellung dürfen Sie eben nicht glauben, sondern müssen wissen, was sich schickt," unterbrach sie die Prinzessin streng. „Melden Sie sich morgen bei der Gräfin und machen Sie Ihre Entschuldigungen, so gut Sie können. Dann aber würde ich Ihnen doch raten, Ihren

Urlaub vollends bei Ihrer Tante zu genießen!“ Bei diesen harten Worten neigte die Prinzessin ein ganz klein wenig das Haupt und schritt davon, um sich dem Kreise ihrer Mutter zuzugesellen.

Ganz verdutzt blickte ihr die Gescholtene nach. Sie preßte die hübschen Lippen fest aufeinander und hatte offenbar Mühe, einige zornige Thränen zu unterdrücken. Da sah sie plötzlich einen drohenden Finger dicht vor ihren Augen: es war der freundliche Hofkapellmeister, welcher die kleine Scene mitangehört hatte und nun, gutmütig spottend, zu ihr trat.

„Ja, ja, kleines Fräulein! Das kommt davon! Mit Prinzessinnen soll man nie sich unterstehen zu scherzen. Hoheit ist sehr entzückt von diesem Baron Kospoth. Sie hat gestern einige Stunden mit ihm musiziert und mir eben erklärt, daß er einen wunderbar warmen Baryton besitze. Also: O rühret, rühret nicht daran!“

„Ach, carissimo maëstro, thun Sie mir nur die einzige Liebe und plaudern Sie nicht aus, was Sie hier eben gehört haben. Denken Sie doch bloß die Blamage — man hat so viele Neider!“

Der Kapellmeister legte den Zeigefinger auf die Lippen und versicherte lächelnd, er sei stumm wie das Grab.

„Wirklich? O, das wäre für einen so liederreichen Mund eine That der Selbstverleugnung — für die meine Dankbarkeit auch keine Grenzen kennen soll!“ Mit dieser schmeichelhaften Wendung und einem zärtlichen Blick für den rotnasigen Meister zog sich Wally von Katz zurück. Sie verlor sich in dem Gedränge, das besonders unter den Säulengängen herrschte. Aber gerade als sie um die letzte Säule des linken Ganges herumbiegen wollte, sah sie sich dem Erbgroßherzog gegenüber, der hier im vertrauten Gespräche mit dem Baron Kospoth stand, fast als ob er sich

vor der Menge verstecken wollte. Sie hörte gerade noch, wie der junge Baron zu dem Thronfolger sagte: „Dringen Sie nicht in mich, Prinz! Sie wissen, ich passe nicht an den Hof. Ich würde Sie ja auch mit meinen radikalen Anschauungen nur kompromittieren."

Der Erbgroßherzog räusperte sich kurz und bedeutete dem Freunde, daß er schweigen möge, indem er mit den Augen nach dem jetzt eben sich tief vor ihm verneigenden Fräulein wies. „Ah, sieh da, unser Fräulein von Katz!" redete der Prinz sie leicht errötend an. „Wir haben uns ja noch gar nicht gesehen!" und dabei reichte er ihr ein wenig verlegen, wie es ihr schien, die Hand.

Wie schlug der kleinen Dame das Herz! Nun war die Gelegenheit gekommen, sie mußte Gewißheit darüber haben, ob sie noch dieselbe Stelle im Herzen des Thronfolgers einnehme wie vor seiner Reise. Und sie sah mit ihrem süßesten Blick zu ihm empor und wollte eben etwas erwidern, als der Prinz hastig fortfuhr: „Darf ich Ihnen nicht meinen Freund Baron Kospoth vorstellen? Unser immer heiteres Fräulein von Katz, Hofgrillenverscheucherin meiner Schwester." Und dann wandte er sich wieder lächelnd an die durch seine kühle Begrüßung jetzt wirklich ernstlich aufgeregte kleine Dame und scherzte: „Denken Sie, mein gnädiges Fräulein, der Baron Kospoth will uns schon wieder verlassen! Er hat alle schnöden Vorurteile des Mittelalters abgestreift, um sich dafür desto fester an ein modernes zu klammern, daß nämlich wir Fürsten samt unsern Höfen und allem, was drum und dran hängt, eine erzlangweilige, in steifen Formen verknöcherte Gesellschaft seien. Ich glaube, es käme nur auf Ihresgleichen an, ihn eines Bessern zu belehren! Ich will einen eigenen Orden für Sie stiften, wenn Sie ihn mir festhalten!"

Wally wollte eben mit Lebhaftigkeit auf den Scherz

des Thronfolgers eingehen, als zu ihrem größten Aerger der Adjutant des Erbgroßherzogs, ein zierlicher Husarenlieutenant, Namens Graf Wolf von Bracke, eilfertig herangeklirrt kam, um Georg Friedrich im Namen seiner Schwester nach vorn zu holen.

„Ja, was gibt's denn?" frug der Prinz.

„Die Remonten, Königliche Hoheit," lächelte Graf Bracke. „Es ist ein süperbes Exemplar darunter, Melanie von Treysa heißt sie."

„Ah, vortrefflich! Kommen Sie, Kospoth, das müssen Sie auch mitansehen, mit welcher Würde ich die Töchter des Landes willkommen zu heißen verstehe."

Und die drei Herren schritten rasch davon, ohne Wally von Katz nur noch einen Blick zu gönnen.

Melanie von Treysa gefiel offenbar den höchsten Herrschaften ganz außerordentlich. Die eifersüchtige Damenwelt mußte die Beobachtung machen, daß die Frau Großherzogin mit keiner der Neuvorgestellten sich auch nur annähernd so lange aufgehalten hatte wie mit dieser so plötzlich aufgetauchten Tochter des verschollenen alten Generals. Und die Prinzessin Eleonore, die eben jetzt abseits von dem Gedränge mit dem schönen Mädchen im Gespräche stand, schien gar schon ganz vertraut mit ihr zu sein.

Jetzt trat der Erbgroßherzog an seine Schwester heran, während Baron Kospoth und der Adjutant ein paar Schritte zurückblieben. „Du hast gewünscht?" redete der Prinz seine Schwester an, und dann fügte er mit einem bewundernden Blick auf Fräulein von Treysa rasch hinzu: „Bitte, willst du mich der Dame vorstellen?"

Die Prinzessin erfüllte seinen Wunsch, und dann fuhr sie mit Lebhaftigkeit fort: „Denke dir, Fräulein von Treysa kennt hier keinen Menschen außer einem einzigen, der aber leider noch nicht zu den Unsrigen gehört." Sie sprach die

letzten Worte absichtlich lauter und richtete dabei einen freundlich einladenden Blick auf den Baron Kospoth, der sogleich näher trat.

Melanie wandte sich dem Baron zu und blickte mit einem trotzig schelmischen Lächeln zu ihm empor, als wollte sie sagen: „Ja, schau' mich nur verwundert an, ich bin es wirklich." Und in seinem Gesichte stand deutlich staunende Ueberraschung zu lesen. Beide blieben sie, die Gegenwart der Herrschaften vergessend, einige Sekunden in stummer Betrachtung einander gegenüber stehen und gleichzeitig streckten sie sich dann auch die Hände zögernd entgegen und ließen sie mit leichtem Druck einen Augenblick ineinander ruhen.

„Ah, ich sehe, Sie sind alte Bekannte," rief Georg Friedrich, dessen Augen mit unverhohlener Bewunderung auf dem schönen Mädchen ruhten.

„Ich könnte fast sagen Spielkameraden, mein Prinz, obwohl ich sieben Jahre älter bin," versetzte Kospoth. „Meines Vaters Besitzung Volkramstein liegt kaum eine halbe Stunde von Treysa entfernt — allerdings im Auslande! Aber wir fühlten uns schon damals als Kosmopoliten. Der Herr General pflegte auf seinen täglichen Spazierfahrten mindestens einmal wöchentlich auf Schloß Volkramstein vorzusprechen und seine Kleine mitzubringen. Das arme Kind hatte weit und breit keine Freundinnen ihres Alters, und so war sie denn so gütig, mit mir altem Knaben vorlieb zu nehmen, besonders wenn ihr Stiefbruder, der Kadett, nicht zu Hause war. Der arme Junge ist Siebzig in einer der ersten Schlachten gefallen, und dann hat mich das kleine Fräulein sozusagen an seiner Statt adoptiert."

„Er war der beste Bruder auch nicht!" warf Melanie mit schalkhafter Drohung ein.

„Ja, das mag wohl sein," lachte Kospoth. „Zudem mußte ich ja auch auf das Gymnasium und dann auf die Universität — und auch das Fräulein von Treysa bezog die hohe Schule des Damentums in Gestalt eines Dresdener Pensionats. Wir sahen uns nur noch in den Ferien gelegentlich. Aber ich hatte das Unglück, ihr immer langweiliger zu werden, während sie. . . ."

„Um Gotteswillen versuchen Sie mir kein Kompliment zu machen," fiel Melanie rasch ein. „Dann müßte ich ja vollends daran zweifeln, daß Sie es selbst sind!"

„Nun, dann sollen Sie hier bei uns Muße finden, sich gegenseitig wieder kennen zu lernen," nahm Prinzessin Eleonore lächelnd das Wort und dann klopfte sie ihren Bruder mit dem Fächer leicht auf den Arm, um ihn aus seiner bewundernden Versunkenheit aufzuwecken, und fuhr, halb zu Melanie, halb zu dem Baron gewendet, fort: „Welch ein glücklicher Zufall! Haben wir jetzt ein Mittel gefunden, Sie bei uns zu halten, Baron Kospoth? Sie können unmöglich nein sagen angesichts Ihrer reizenden Adoptivschwester! Oder wir könnten auch das Verhältnis umkehren und sagen: Wir behalten Sie als Geisel hier, damit uns Fräulein von Treysa nicht so bald wieder entschlüpfe!"

Die beiden sahen sich mit verlegenem Lächeln an und vermochten nicht gleich zu antworten. „Hoheit überschätzen meine Macht gar sehr," begann endlich Melanie errötend. „Herr von Kospoth ist sehr, sehr eigensinnig!"

„Und Fräulein von Treysa ist sehr . . ." Der Baron unterbrach sich, um mit einer lächelnden Verbeugung vor Melanie zu schließen: „Nein, keine Retourkutschen! Sagen wir also — eigen sinnig!"

„Ah, sehr hübsch gesagt!" lachte die Prinzessin, „aber das hilft Ihnen alles nicht, wir liefern Sie eins dem an-

dern mit gebundenen Händen aus und machen eins für das andre haftbar."

„Ja, mein gnädiges Fräulein," fiel der Erbgroßherzog ein. „Hans Joachim soll uns den Eid der Treue in Ihre schöne Hand ableisten." Dabei ergriff er selbst Melanies Rechte, küßte sie auf den Handschuh und ließ dann langsam ihren schönen Arm wieder sinken, indem er ihr dabei tief aufatmend ins Gesicht schaute, um einen Blick von ihr zu erhaschen.

In diesem Augenblicke trat Graf Bracke mit einem verdienten Offizier a. D. an den Erbgroßherzog heran und nötigte ihn dadurch, die Unterhaltung abzubrechen. Auch Prinzeß Eleonore erinnerte sich ihrer fürstlichen Pflichten und verabschiedete sich vorläufig von Kospoth und Melanie . . .

Die kleine Katz hatte sich dem Erbgroßherzog nach wieder nach vorn geschlichen und, von einer Marmorsäule gedeckt, die kleine Scene zwischen ihm und dem Fräulein von Treysa sehr gut beobachten können. Kein Blick des Prinzen war ihr entgangen.

Da fühlte sie plötzlich, wie eine kühle Hand ihren bloßen Arm berührte. Sie wandte sich erschrocken um und sah sich dem dicken Kammerherrn von der Rast gegenüber. Natürlich kein andrer als er konnte sich dergleichen herausnehmen!

„Ei der Tausend! Was hat's denn da gegeben?" flüsterte er ihr zu, seinen breiten Mund vertraulich ihrem Ohre nähernd. „Unsre kleine Miesekatz in solcher Aufregung? Und ich glaube gar — Thränen in Ihren süßen Rosinenäuglein!"

„Kommen Sie mir nicht zu nah!" versetzte das Fräulein ärgerlich, indem sie sich mit ihrem Tüchlein über die feuchten Augen tupfte. „Mir ist plötzlich . . . ich weiß

nicht, was es ist ... ich will nach Hause. Entschuldigen Sie mich, wenn jemand nach mir fragen sollte."

Sie sah sich scheu um und eilte dann rasch durch die nahe Thür hinaus. Der dicke Kammerherr schaute ihr nach und verzog sein gedunsenes Gesicht zu einem wenig anmutigen Grinsen. „Aha!" sagte er ganz laut vor sich hin.

Zweites Kapitel.

Näheres über den Stern und seine Umwelt. Hans Jochen wird ausgeholt und der Thronfolger bekennt Farbe.

Die Treysas wohnten vorläufig noch im Hotel, da sie sich nach keiner Richtung hin binden wollten. Gefiel es ihrer Tochter nicht bei Hofe, fanden die möglichen Epouseurs keine Gnade vor ihren Augen, so gedachten sie nach wenigen Wochen der Residenz wieder den Rücken zu kehren. Sollte sich dagegen Melanie so gefesselt fühlen, daß ein längerer Aufenthalt ihr angenehm und nutzbringend erschien, so wollten sie eine möblierte Wohnung beziehen, wie sie in der Residenz fast stets saisonweise zu vermieten waren. Das weitläufig gebaute alte Hotel „Zum Europäischen Hof" war zwar das teuerste und vornehmste der Stadt, ließ aber doch in seinen Einrichtungen gar manche Bequemlichkeiten neueren Stils vermissen, besonders was die Möblierung der sogenannten Salons betraf, deren Sofas, Fauteuils, Konsolenspiegel, Vertikos u. s. w. meist noch aus jener stil- und geschmacklosen Mahagoniepoche stammten, welche bei uns in Deutschland erst durch den Aufschwung des Kunstgewerbes nach 1870 langsam zu Ende ging.

Dem alten General von Treysa war es nun zwar höchst gleichgültig, ob er sein Nachmittagsschläfchen auf einem Renaissance-, Rokoko- oder sonstwie stilisierten Sofa abhielt;

aber daß in den drei Zimmern, die er im Europäischen Hof inne hatte, kein einziges Lotterbett zu finden war, auf dem er sich ordentlich auszustrecken vermochte, das ärgerte ihn denn doch gewaltig. Und noch weit mehr ärgerte es ihn, daß er hier schier den ganzen Tag anständig angezogen bleiben mußte, während er daheim auf Treysa stets in unendlich weiten Beinkleidern von hellem Lodenstoff und eben solchen, zum Teil uralten Joppen einherging und selbstverständlich den Gebrauch all der modernen Marterinstrumente, gesteifter Kragen, Manschetten und Oberhemden mit Entrüstung von sich wies. Er war es gewohnt, den lieben langen Tag die Pfeife oder die leichte Zigarre — das Stück zu fünf Pfennig — nicht ausgehen zu lassen. Hier war es ihm mit Rücksicht auf seine Damen wie auf die etwaigen Besucher streng verboten, im Salon, welcher Empfangszimmer, Boudoir und Schreibzimmer zusammen war, mehr als höchstens zwei Zigarren den Tag über zu rauchen, und zwar mußte das Aroma dieser Zigarren sich auch erst das Placet von Melanies empfindlicher Nase eingeholt haben. Das Schlimmste aber war, daß er hier die Gesellschaft seiner Hunde entbehren mußte, welche auf Schloß Treysa beständig um ihn waren und in seinem Zimmer sogar das behagliche alte Kanapee mit ihm teilen durften. Auch das Jagdwägelchen mit den beiden braunen Wallachen, in welchem er tagtäglich Frau, Tochter und auch wohl die Herren Hunde spazieren zu fahren pflegte, vermißte er schmerzlichst. Kein Wunder, wenn der alte Herr schon nach wenigen Tagen ihres Aufenthaltes den Europäischen wie den Großherzoglichen Hof auf das innigste verwünschte und seine saure Vaterpflicht mit sehr schlecht verhohlenem Mißvergnügen erfüllte.

Unter diesen Umständen empfand er es natürlich um so schmerzlicher, daß seine Gemahlin gleich nach ihrer An-

kunft in der Residenz zu kränkeln begonnen hatte und durch hartnäckige Erkältungszustände ans Zimmer gefesselt blieb, so daß er genötigt war, die wichtigsten Besuche mit seiner Tochter allein zu machen und überhaupt den ganzen Tag, ja oft sogar die halben Nächte seinem reizenden Kinde zur Verfügung zu stellen. Er liebte Melanie zärtlichst und gab sich die größtmögliche Mühe, ihr kein Vergnügen zu versagen oder durch seine greisenhafte Grämlichkeit zu verleiden; dafür suchte er sich aber schadlos zu halten, indem er jeden dienstfreien einsamen Augenblick zu höchst erbaulichen Selbstgesprächen benutzte, welche in einer unzusammenhängenden Reihe von kräftigen Soldatenflüchen und geheimnisvollen Grunzlauten bestanden. Proben dieser Art konnte auch mancher Residenzler zu hören bekommen, der dem alten Herrn bei seinen frühen Spaziergängen im Parke begegnete. Ach, und wie lange konnte die Qual der Entbehrung aller seiner Daseinsfreuden noch dauern! Der außerordentlich herzliche Empfang, der Melanie seitens des gesamten Hofes zu teil geworden war, die glänzende Rolle, die sie gleich bei dem ersten Balle spielte, der sich an jenes Neujahrskonzert angeschlossen, waren dem jungen Mädchen doch zu Kopfe gestiegen und hatten den lebhaftesten Durst in ihr erweckt, den goldnen Freudenbecher bis auf den Grund zu leeren, daraus der erste Schluck ihr gar so köstlich gemundet hatte.

Am Morgen nach dem Balle blieb Melanie bis elf Uhr im Bette liegen. Während sie bei ihrer Toilette war, beratschlagten ihre Eltern im Salon, ob man nun nicht sogleich dem ungemütlichen Hotelleben ein Ende machen und sich irgendwie häuslich einrichten sollte. Die Generalin fühlte sich heute etwas besser und hatte sich in der Erwartung, daß sehr wahrscheinlich manche der jüngeren Herren, die gestern mit Melanie getanzt hatten, ihnen ihren Besuch

abstatten würden, dazu aufgerafft, ein gesellschaftsfähiges Gewand anzulegen. Sie bedauerte ungemein, den Triumph ihrer Tochter nicht miterlebt zu haben, und war wenig zufrieden mit dem Bericht des Gemahls, der gerade in Bezug auf den wesentlichsten Punkt, den Eindruck, den Melanie auf die junge Welt gemacht hatte, äußerst unvollkommen ausfiel. Dafür hatte aber auch das Kind trotz aller eignen Müdigkeit noch gestern in später Nacht der Mutter erzählt, was ihm das Wichtigste dünkte: die Begrüßung mit dem Jugendfreunde und die bezaubernde Galanterie des Erbgroßherzogs. Und heute früh hatte die Mutter lange vor dem Bett der tiefschlafenden Tochter gestanden und in dem durch die roten Vorhänge abgedämpften Morgenlicht voll zärtlicher Bewunderung das liebliche Lächeln beobachtet, das gleich dem Wiederschein eines glänzenden Traumglückes über Melanies weiche Züge huschte.

Die Generalin von Treysa war fünfundzwanzig Jahre jünger als ihr Gatte, dessen dritte Frau sie war. Er hatte sie in Paris kennen gelernt, wo sie als Tochter des hannoverschen Gesandten am kaiserlichen Hofe die letzten Maientage ihrer Jugend mit vollen Zügen genoß. Sie hatte die Bewerbung des hohen Fünfzigers — Herr von Treysa war auch damals schon General und befand sich in diplomatischer Sendung in Paris — sie hatte diese seltsame Bewerbung angenommen, weil sie als eine der zahlreichen Töchter nur mäßig begüterter Eltern, und überdies schon am Ausgang der Jugend befindlich, nicht darauf zählen durfte, innerhalb der glänzenden internationalen Gesellschaft des napoleonischen Hofes einen Freier zu finden. Und obwohl von ihrer Seite aus nur auf Grund vernünftiger Ueberlegung und ehrlicher Hochachtung eingegangen, schlug diese ungleiche Ehe dennoch zu beider Glück aus, wie es denn überhaupt für eine Frau von nicht gerade ausschweifen-

den Ansprüchen kaum möglich war, mit diesem Manne unglücklich zu werden. Er hatte seine beiden ersten Frauen, wie alle Welt sagte, auf Händen getragen und trug ebenso auch seine dritte, die kluge, gewandte, stets harmlos heitere Pariserin auf Händen. Er stand so sicher und fest in seiner charaktervollen Abgeschlossenheit da, daß keine Frau es wagte, ihm mit all dem Kleinkram weiblicher Laune lästig zu fallen, von dem das Glück der meisten Ehen abzuhängen pflegt, und er blieb, was immer ihm persönlich quer gehen mochte, seiner Frau gegenüber der Kavalier der alten Schule, der auch in der Vertraulichkeit des häuslichen Lebens immer jene zarten Schranken zu achten weiß, welche die feine Sitte gegen ein gefährliches Sichgehenlassen aufrichtet. In den ersten Jahren ihrer Ehe waren sie noch viel miteinander gereist und hatten genug des Interessanten gesehen und erlebt, um auf lange hinaus von Erinnerungen zehren zu können. Inzwischen näherte sie sich den Vierzig, er hatte die Sechzig überschritten — und so freuten sich beide wunschlos ihres schönen Ruhesitzes droben im Waldgebirge. In den Kriegen von 1866 und 70/71 wurden dem Gatten seine drei Söhne aus den beiden ersten Ehen entrissen. Der stumm getragene Schmerz machte ihn zum Greise — aber das reiche Gemüt seiner Gattin entfaltete erst jetzt die schönsten Blüten der Liebe, und er war, trotzdem sein Denken etwas wirr zu werden begann, doch noch im stande, diesen Blütenduft voll Dankbarkeit zu genießen. Freilich ward ihr Verhältnis zu ihm immer mehr das einer treuen Tochter, die ihren greisen Vater pflegt, aber im Besitze ihres herrlich aufblühenden Kindes vermißte sie nichts und blieb durchaus mit dem Lose, das sie gezogen, zufrieden. Heute morgen war sie zum erstenmal beim Anblick der schlafenden Tochter eine gewisse Wehmut überkommen, und sie hatte thränenden Auges ein stummes Gebet zum Himmel

gerichtet, daß diesem schönen Kinde das Recht der Jugend ungeschmälert zu teil werden möge.

Während die Eltern noch miteinander berieten, wurde Baron Kospoth angemeldet. Sie hießen ihn mit Freuden willkommen und empfingen ihn mit einem gelinden Vorwurf darüber, daß er sich nicht schon früher habe blicken lassen, wogegen er einwandte, daß er thatsächlich schon einmal habe vorsprechen wollen, dann aber doch nicht heraufgekommen sei, weil ihm schon unten gesagt worden, daß der General ausgegangen und die gnädige Frau unwohl sei.

„Ja, aber warum haben Sie sich da nicht bei Melanie melden lassen, lieber Hans Jochen?“ sprach die Generalin.

Kospoth machte sich mit dem Ausziehen seiner Handschuhe zu thun, um eine leichte Verlegenheit zu verbergen. „Ja, das . . . traute ich mich nicht! Hat Ihnen Fräulein Melanie nicht gesagt, daß wir damals als bitterböse Feinde auseinander gegangen sind?“

„Mein Gott! Das sind Kinderthorheiten. Melanie behauptete schon damals, als sie aus Dresden zurückkam, Sie wären ein gräßlicher alter Schulmeister.“

„Ich fürchte, sie hat recht gehabt,“ fiel der junge Baron mit einem komischen Seufzer ein. „Gestern, als ich sie bei Hofe wiedersah, alles bezaubernd durch ihre Schönheit, ihre Anmut und Liebenswürdigkeit, da bin ich mir in meiner Eigenschaft als Weltverbesserer recht lächerlich vorgekommen. Ich wüßte wirklich kaum, wofür ich die Gesellschaft dieses Jahrhunderts noch zur Rechenschaft ziehen sollte, da sie doch im stande gewesen ist, ein solches Meisterstück hervorzubringen.“

Er hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als das gedachte Meisterstück in eigner Person zur Thür hereintrat. Sie hatte ein einfaches, aber außerordentlich gut sitzendes

Straßenkleid angelegt und sah nach ihrem gesunden Morgenschlaf ungemein frisch und rosig aus.

„Hna, ausgeschlafen?“ rief ihr der alte Vater zu und erhob sich rasch von seinem Stuhl, um sie in seine Arme zu schließen und auf die Stirn zu küssen. Er war auch der Tochter gegenüber ganz der alte Kavalier. Dann strich er ihr mit seiner großen zitternden Hand über das wellige dunkle Haar und sagte munter: „Ich hoffe, Kind, du hast erst ein bißchen an der Thür gehorcht und so weiter. Der Dingda — mwa! — der Hans Jochen hat dich da eben durch ein eichenes Brett durch . . . hmummummumm! Na! . . . flattiert. Nu wie war's doch gleich?“

„Ich will nichts wissen,“ rief Melanie und hielt sich die Ohren zu. „Ich weiß ja, was Herr Baron von Kospoth von mir hält. Wenn er jetzt anders spricht, dann wird er wohl als Hofmann das Lügen gelernt haben.“

„Ich ein Hofmann?! Das ist wirklich gut,“ lachte Kospoth, indem er ihr mit ausgestreckter Hand entgegentrat.

„Nun dann also: Freund des Fürsten! Ist es so recht, mein Herr Marquis Posa?“ entgegnete Melanie mit einer tiefen, neckischen Verbeugung, ohne in die dargebotene Hand einzuschlagen.

„Laß doch die Possen, Kind!“ mahnte die Generalin freundlich. „Ihr habt euch ja fast drei Jahre nicht gesehen, da solltest du doch unsern lieben Hans Jochen ein wenig anders begrüßen.“

„Sind Sie denn wirklich so unversöhnlich, mein gnädiges Fräulein?“ begann Kospoth lächelnd.

Doch die Mama unterbrach ihn sogleich wieder durch den erstaunten Ausruf: „Sie? Gnädiges Fräulein?! Oh, oh! Was soll denn das heißen?“

„Mama, wir sollen uns doch wohl nicht duzen?“ rief

Melanie fast erschrocken, und auch Hans Jochen meinte verlegen, das ginge wohl kaum mehr an.

Den alten General ärgerte dieser Redensartenaustausch zwischen den jungen Leuten, und er fuhr kurz und grob dazwischen: „Sfft! Ruhig! Ihr seid schrecklich langweilig... mwa! Nennt euch meinetwegen Dingda ... Excellenz, wenn's euch Spaß macht. Sagen Sie uns lieber, was Sie über sich beschlossen haben, Kospoth. Ihr Herr Papa hat mir erzählt, Sie wären der reine Dingsda, na ... die roten Mützen!"

„Jakobiner?" riet der junge Mann.

„Richtig, die Kanaillen mein' ich. Pardon!" polterte der alte General, denn es regte ihn immer auf, wenn er ein Wort nicht finden konnte. „An den Hof paßten Sie jedenfalls gar nicht."

„Da hat Papa vollkommen recht. Der Erbgroßherzog macht es mir zwar sehr schwer — denn ich glaube, ich bin ihm wirklich wert geworden auf der Reise — aber ich glaube, ich werde es dennoch höchstens noch acht Tage hier aushalten und dann, wenn es nicht anders geht, bei Nacht und Nebel desertieren."

„Wie unvorsichtig, Herr von Kospoth!" rief Melanie, indem sie den forschenden Blick, den er auf sie richtete, lächelnd aushielt. „Sie wissen doch, daß ich für Sie verantwortlich bin. Glauben Sie wirklich, daß ich meinen Kopf für Sie wagen könnte?"

„Nein, das wagt mein Kopf allerdings nicht zu glauben," gab er mit einem ironischen Seufzer zurück. „Aber ich bin ja auch haftbar für Sie. Wenn Sie eher davonfliegen, als es Seiner Königlichen Hoheit lieb ist, so muß ich statt Ihrer erblassen — wie Schiller sagt."

„Ach ja, das haben wir gehabt," rief Melanie im Schulmädchenton. Und dann wieder ganz als große Dame:

„Lieber Baron, Sie sind frei! Es gefällt mir hier sehr gut, und ich kann Ihnen daher auf Taille schwören, daß ich nicht daran denke, Sie in Ungelegenheiten zu bringen. Papa hat mir schon heute nacht beim Nachhausefahren versprechen müssen, daß wir bis Ende der Saison hier bleiben."

Der alte General brummte irgend etwas Chaldäisches in seinen Bart, und auch seine Gemahlin hielt eine kleine Rede, deren Sinn Hans Joachim nicht zu fassen vermochte, da seine Gedanken inzwischen ganz wo anders waren. Er dachte zurück an das dralle kleine Mädchen, zu dem er sich einst mit onkelhaftem Wohlwollen hinabgeneigt hatte, und dann an den so klugen und unbefangenen Backfisch, den mit seiner neugebackenen Weisheit zu füttern dem jungen Studenten eine so angenehme Ferienbeschäftigung gewährt hatte, und endlich gedachte er auch des sechzehnjährigen Fräuleins im eben noch fußfreien Gewande, mit dem er über Gott und Unsterblichkeit philosophiert und dessen Ungnade er sich vornehmlich dadurch zugezogen hatte, daß er über alle Kennzeichen seinen Damentums verächtlich absprach. Er hatte Melanie von Treysa in lauter Fröhlichkeit, in hellem Zorn, ja selbst in Thränen echten Schmerzes gesehen, aber doch immer voll echter, einfacher Empfindung; dieser leichte Salonton, aus Ernst und Scherz, aus Bosheit und Artigkeit gemischt, der ihm von jeher so unangenehm gewesen war, befremdete ihn an ihr. Sollte er vielleicht das Ergebnis der berühmten Dresdener Pensionserziehung sein, der letzte finish der ladylikeness? Dann war sie ja allerdings bei Hofe ganz an ihrem Platze, und er durfte sich leichten Herzens davonmachen.

Und doch war ihm das Herz so groß geworden, als er sie gestern in ihrer strahlenden Schönheit wieder gesehen — und doch wurde ihm jetzt das Herz immer schwerer

mit jedem scherzenden Worte, das sie sprach. Er hatte schon, wie er vermutete, auf einige Fragen der Eltern wenig zutreffende Antworten gegeben. Erst eine Frage Melanies brachte ihn wieder ganz zu sich.

„Sie laufen doch Schlittschuh?" wandte sie sich an ihn.

„Ich denke, ich werde es noch können, allerdings ohne besondre Grazie, fürchte ich. Gedenken Sie . . ."

„Ja, ich habe dem Erbgroßherzog versprochen, heute um zwölf Uhr aufs Eis zu kommen."

„Ah — also Allerhöchster Befehl! Dann müssen Sie sich eilen, mein gnädiges Fräulein. Sie wissen: Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige."

„Danach müßten Erbgroßherzoge mindestens eine Viertelstunde früher kommen," scherzte sie. „Wollen Sie mich nicht begleiten? Ich bin hier noch nicht auf dem Eise gewesen."

Er versicherte sie seiner Bereitwilligkeit, und dann ging sie hinaus, um sich anzukleiden.

Es entging Kospoth nicht, daß Frau von Treysa ihrer Tochter mit einem etwas erstaunten Blick nachsah. Ah, also befremdete ihr Wesen auch die Mutter, und es waren also doch wohl die paar Atemzüge von Hofluft, welche so eigentümlich auf Melanie gewirkt hatten.

„Sagen Sie doch," wandte sich die Generalin an ihn, „Sie sollen ja mit den geheimsten Gedanken des Thronfolgers vertraut sein: Denkt er nicht daran, bald zu heiraten? Er ist doch schon fünfundzwanzig Jahre."

„Für einen Fürsten allerdings ein sehr reifes Alter," versetzte er nicht ohne Ironie. „Nun, unter dem Siegel der Verschwiegenheit will ich Ihnen verraten: Er hat mir geschworen, daß er nur aus wahrer Neigung, oder sonst gar nicht heiraten wollte."

„Ach was, Unsinn! Das sagen die jungen Mädchen

auch," brummte der General dazwischen. „Nichts da! Fürsten heiraten nicht zum Vergnügen und so weiter, sondern ... hna, Dingsda ... fürs Vaterland."

Kospoth strich sich lächelnd über den kurz gehaltenen blonden Vollbart und versetzte: „Sie vergessen, Herr General, daß dieser Prinz zwei Jahre lang mit einem Jakobiner im Orient gereist ist!"

Frau von Treysa drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Es scheint wirklich, Sie wollen uns weismachen, Sie hätten den Prinzen unterwegs zum Freidenker erzogen. O nein, das kann ich von einem Kospoth doch nicht glauben!"

Um Hans Joachims hübschen Mund legte sich ein bitterer Zug, als er mit niedergeschlagenen Augen erwiderte: „Pardon, verehrte Tante Treysa, ich dächte, gerade in Bezug auf den heiligen Ehestand wäre ein gewisses Freidenkertum nicht gerade etwas Unerhörtes. Das könnte ich ja sogar direkt von meinem Herrn Papa geerbt haben!"

Der alte General räusperte sich stark und warf unruhige Blicke auf seine zarte, jetzt eben hustende Gemahlin, als ob er die Fortsetzung dieses Gespräches in ihrer Gegenwart für unstatthaft halte.

Es war ihm sehr recht, daß Melanie in diesem Augenblick zurückkehrte. In ihrer pelzbesetzten Jacke, einem kecken Ottermützchen auf dem Kopfe und der langen Boa von weißen Straußenfedern um den Hals, sah sie mit ihrer Fülle und ihren frischen Farben ganz reizend aus. Das junge Paar nahm rasch Abschied und eilte dann leichten Schrittes die Treppe hinunter, Hans Jochen natürlich als gehorsamer Diener mit Melanies Schlittschuhen unter dem Arm. — —

Sie hatten kaum das Zimmer verlassen, als der alte

General mit Kopfschütteln, Herumfuchteln der Hände und sonstigen Symptomen innerer Erregung im Zimmer auf- und abzuschreiten begann und mit grimmig zusammengezogenen Brauen vor sich hin murmelte.

Seine Gattin sah ihm einige Minuten lächelnd zu und trat dann, ihm beruhigend über den Arm streichend, hinter ihn. „Willst du dir nicht eine Zigarre anstecken, mon vieux Fritz?“ sagte sie einschmeichelnd.

Die düster gerunzelte Stirn des alten Herrn hellte sich auf. „Wenn's erlaubt ist, meine Gnädigste,“ sagte er mit einer höflichen Verbeugung und dann schnitt er mit vieler Umständlichkeit die Spitze von einer seiner guten Zigarren ab, während seine Frau ein Streichholz zum Anzünden bereit hielt.

Sie wußte aus alter Erfahrung, daß sich am besten mit ihm reden ließ, wenn sie ihm erlaubte, in ihrer Gesellschaft zu rauchen. Sobald die ersten Züge des echten Havaneser Dampfes seine Behaglichkeit wieder hergestellt hatten, rückte sie auf einem kleinen diplomatischen Umwege mit ihrem Anliegen heraus. „Ich kann mir wohl denken, was dich so aigriert, lieber Fritz,“ begann sie. „Ich muß gestehen, auch mir war es gar nicht angenehm, von den außerordentlichen Avancen zu hören, die der Erbgroßherzog Melanie macht. Seine Galanterie soll manchmal etwas weit geführt haben, wenigstens stand er vor seiner Reise in dem Rufe eines gefährlichen Courmachers. Nicht wahr? Das war es doch, was dich so erregte?“

„Mwa!“ rief der alte Herr und sah seiner Gemahlin erstaunt ins Gesicht. „Hmummummumm — versteh' nicht recht. . . . Ein Prinz muß seine Amouren haben. Aber natürlich unter den kleinen Grisetten, Actricen, Balletteusen und so weiter. Was geht das uns an? Die

Melanie weiß, was sie ihrem Stande und ihrer ... na, Dingda ... Erziehung und so weiter schuldig ist."

„Ja, ich habe ja auch volles Vertrauen zu ihrem Charakter," versetzte die Generalin. „Es wäre nur nicht zu verwundern, wenn die schmeichelhaften Huldigungen eines Thronfolgers sie ein bißchen eitel machten. Und darum wäre es mir sehr recht, wenn sie bald ein solides Attachement zu einem Herrn unsres Standes faßte. Es würde mich sehr freuen, wenn Hans Jochen sich doch noch entschlösse, hier zu bleiben."

Jetzt wurde der alte Herr sehr aufmerksam. „Du glaubst wirklich, daß sie für den Kospoth inkliniert?"

„Aber ohne Zweifel!" rief die Generalin fröhlich. „Ihr Wesen vorhin, dieses Necken und Gekränktthun scheint mir ein deutlicher Beweis dafür zu sein, daß sie ihn doch jetzt mit ganz andern Augen ansieht wie früher. Damals hat er ihr durch den Altersunterschied zu fern gestanden, und seine altkluge, gönnerhafte Art hat in ihr auch wohl keine wärmeren Gefühle aufkommen lassen. Aber jetzt steht er ganz anders da, und die sieben Jahre Abstand zwischen ihnen sind gerade das richtige Verhältnis. Ich muß sagen, ich würde mich herzlich freuen, wenn etwas daraus würde. Hans Jochen ist nicht nur ein hübscher, sondern auch ein guter und sehr kluger Mensch. Wir kennen ihn genau von klein auf und wissen, was wir uns von ihm versprechen dürfen. Er soll ja jetzt schon ein ausgezeichneter Gelehrter sein. Seine wissenschaftlichen Arbeiten haben ja Aufsehen erregt. Und dann seine Freundschaft mit dem Erbgroßherzog ... er macht gewiß glänzende Carriere. Und außerdem, wenn er einmal die Herrschaften Volkramstein und Treysa miteinander vereinigt, dann ist er ja vollends ein großer Standesherr."

Frau von Treysas Augen glänzten. Sie hatte sehr

lebhaft gesprochen; aber zu ihrem Aerger schienen die freundlichen Zukunftsbilder, die ihre Beredsamkeit entwarf, auf den Gemahl durchaus nicht den beabsichtigten Eindruck zu machen. Er wurde vielmehr dabei wieder unruhig wie zuvor, und die weißen Borsten seiner Augenbrauen sträubten sich wiederum gar grimmig. Nach längerem Räuspern und Brummen brachte er endlich seine Sprachorgane in Gang und erwiderte ihr: „Liegt alles ganz anders, Kind. Ihr Frauen seht eben immer nur die Dingda ... Außenseite und so weiter. Der Kospoth ist nämlich ein ... hna, wie heißen die Esel? ... ein Sozialist und so weiter. Der Alte hat mir's selbst gesagt. Also Carriere — Unsinn! Die Freundschaft mit dem Erbgroßherzog, die wird auch ein Ende mit Schrecken nehmen, mwa! ... wenn der regierende Herr dahinter kommt — hna! Morbleu! Der Alte hat mir gesagt, der Hans Jochen wollte überhaupt keine Stellung annehmen. Der will wahrscheinlich so als ... äh, wie heißen die Canaillen? ... Wanderprediger, Volksaufwiegler herumziehen, Pamphlete schreiben und so weiter. Ich werde doch mein Kind keinem Demagogen geben! Pfui Teufel!"

Die Generalin konnte sich des Lächelns nicht erwehren. Sie wußte, welch ein wütender Absolutist ihr guter alter Herr war und daß er so ziemlich alle Staatseinrichtungen und gesellschaftlichen Neuerungen seit dem Jahre Achtundvierzig als revolutionäre Schandthaten betrachtete. Sie suchte ihn freundlich zu beruhigen, indem sie ihm zu Gemüte führte, daß die sozialen Reformideen doch einmal in der Zeit lägen und daß ein junger Mann von gutem Kopf und offenem Blick für das Leben von diesen Ideen doch wohl nicht unberührt bleiben könnte. Die Anwartschaft auf einen so bedeutenden Grundbesitz biete ihrer Meinung nach die sicherste Gewähr dafür, daß auch der junge

Kospoth in reiferen Jahren sich die besten aristokratisch-konservativen Grundsätze aneignen würde.

„Er wird den Deibel thun!“ polterte der alte Treysa heraus, um sich jedoch sogleich mit einer entschuldigenden Verbeugung gegen seine Gattin auf den Mund zu schlagen. Und dann fuhr er fort: „Ich hab' dir die Geschichte bisher verschwiegen, weil das nichts für Damenohren ist und so weiter. Aber jetzt muß ich doch wohl raus damit, sonst machst du mir am Ende Geschichten mit dem Hans Jochen ... hmumm mummumm ... Pardon, liebe Cécilie! — Der alte Kospoth ist nämlich nie verheiratet gewesen! Alter Suitier — hähä! Der Hans Jochen ist der Sohn einer Jungfer seiner Mutter und die kleine Person war eine ... hna, Dingda ... Schulmeisterstochter. Vor dem Heiraten hat der alte Esel einen heillosen Respekt — hna, und das ging ja auch in diesem Falle nicht, weil Volkramstädt Majorat ist. Nachher that's ihm aber doch um den hübschen kleinen Bengel leid, und da hat er ihm seinen Namen gegeben und in seinem Stande erziehen lassen. Die Mutter hat er natürlich gut versorgt — hat nachher noch brillante Partie gemacht. Hna, was dabei herauskommt aus solcher Vermischung mit der Crapule, das sieht man ja jetzt an dem jungen sogenannten Baron. Aeußerlich Gentleman, innerlich Dingda ... Plebejer, Demokrat, Sozialist und so weiter! Und wenn er auf das Majorat spekuliert, dann wird er sich wahrscheinlich gründlich verrechnen; denn die Herren Vettern werden es natürlich ruhig auf einen Prozeß ankommen lassen.“

Der alte Herr pflegte, außer wenn er Jagdgeschichten erzählte, keine so langen Reden zu halten, und er lehnte sich, ganz erschöpft von der Anstrengung, in seinen Sessel zurück. Auch seine Gemahlin fand nicht so bald eine Entgegnung auf diese so überraschenden Mitteilungen. Ihr

war gerade der junge Kospoth immer als das Muster eines jungen Aristokraten erschienen: gewandt im Benehmen, jedem gesunden Sport freudig zugethan und dabei geistig rastlos strebend, voll Teilnahme für alles Große und Schöne. Sie hätte nie für alle diese glänzenden Eigenschaften einen dunklen Ursprung vermutet. Ohne es selbst eigentlich zu wissen oder zu wollen, war sie doch von mancherlei adligen Vorurteilen befangen und daher im ersten Augenblick auch gar nicht fähig, die Verteidigung des jungen Mannes und seines guten Rechts auf ihre unverminderte Wertschätzung zu übernehmen. Es war ihr daher ganz lieb, daß ihr Gatte sich alsbald Urlaub erbat, um seiner Verabredung mit einigen alten Herren zu einem kleinen Frühstück in einer Weinhandlung nachzukommen. Nur die eine Frage legte sie dem General noch vor, ehe er ging: Ob er sich auch dann weigern würde, Melanie dem jungen Kospoth anzuvertrauen, wenn er seine demokratischen Ideen aufgäbe? „Und ich glaube," schloß sie, „das kann leicht kommen, wenn man ihn nur hier bei Hofe zu halten versteht. Siehst du, cher ami, dann wäre ja alles gut; denn ein Mann von seinen Fähigkeiten wird auch ohne Grundbesitz immer reichlich zu leben haben. Und das andre, die Blutmischung, kann dich doch nicht so sehr kränken! Ich habe ja doch selbst ein Halbblut geheiratet."

Sie kokettierte mit ihm in mädchenhafter Schelmerei, und nun war er derjenige, welcher nicht gleich zu erwidern wußte und sich daher mit einem Handkuß und etlichem freundlich gemeintem Gemurmel eiligst zurückzog. — —

Unterdessen schritten Hans Jochen und Melanie durch die krummen Gassen des alten Städtchens dem Schloßpark zu, in welchem eine überschwemmte Wiese der Hofgesellschaft zur Eisbahn diente. Fast jedermann auf der Straße blieb stehen, um dem auffallenden jungen Paare nachzuschauen.

Das Fräulein von Treysa war unter der Bürgerschaft noch eine ganz unbekannte Erscheinung, wogegen man auf den Freund des Erbgroßherzogs, der natürlich vom ersten Tage seines Hierseins an für die guten Residenzler ein Gegenstand lebhafter Neugier gewesen war, überall, wo er sich blicken ließ, unter eifrigem Getuschel mit Fingern wies.

„Aha, die Braut!" dachte und sagte mancher, der dem sonnenverbrannten, hochgewachsenen jungen Mann an der Seite dieses rasch ausschreitenden schönen Mädchens begegnete. Und mit stillem Neid mochte wohl mancher hinzusetzen: „Ja, so einer, wie der, der hat jetzt das Aussuchen!"

Das Gespräch, welches zwischen den beiden im Schwange war, hätte nun freilich den Ohren eines Lauschers nicht besonders bräutlich geklungen. Er versuchte einen wärmeren Ton anzuschlagen, indem er die gemeinsamen Jugenderinnerungen auffrischte und seinem freudigen Erstaunen über ihr herrliches Erblühen Ausdruck gab. Allein Melanie sorgte dafür, daß der Ton kein vertraulicher werden konnte, indem sie fortfuhr, die Gekränkte zu spielen, die sich durch ironische Neckerei rächt. Und als er dann, offenbar schmerzlich berührt durch ihr Wesen, sie herzlich zu bitten begann, sie möge es endlich des grausamen Spieles genug sein lassen, da unterbrach sie ihn gar durch die plötzliche Frage, was er eigentlich von dem Thronfolger halte.

Er richtete einen forschenden Blick auf Melanie und überlegte ein Weilchen, ehe er ihr antwortete. Sie sah ihn nicht an, und ihre vollen Wangen waren von der frischen Winterkälte schon so rosig angehaucht, daß er nicht bemerken konnte, ob sie unter seinem Forscherblick errötete. „Kann ich denn auch noch ganz freimütig mit Ihnen reden — seit Sie mir gegenüber nicht mehr Schwesterchen Melanie

sein wollen?“ begann er endlich zögernd. „Prinzessin Eleonore hat Ihnen ja gestern schon eine diplomatische Aufgabe erteilt — Sie sollen mich zum Hofmann machen! Wer weiß, ob Sie nicht inzwischen noch weitere geheime Aufträge angenommen haben. Ich bin vielleicht den Herrschaften etwas verdächtig, und Sie sollen meine wahren Gesinnungen erforschen; denn man hält es für selbstverständlich, daß ein armer Sterblicher vor Ihnen doch kein Geheimnis bewahren kann!“

„O jemine, wie schön gesagt!“ neckte Melanie. „Mir scheint, Sie haben sogar ein ganz bedenkliches Talent zum Fürstendiener! Denken Sie denn so schlecht von Seiner Königlichen Hoheit, daß Sie sich fürchten müssen, Ihre Ansicht über ihn laut werden zu lassen?“

„Schlecht? O nein, durchaus nicht! Der Erbgroßherzog ist im Gegenteil ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten. Er besitzt Geist und den festen Willen, dereinst seine Herrscherpflicht im Sinne der so ganz neuen Anforderungen, die unsre Zeit stellt, zu erfüllen, soweit ihm dies bei seiner Abhängigkeit als Reichsfürst möglich ist.“

„Nun — aber?“

„Kein aber! Warum wollen Sie mir denn durchaus noch einen kritischen Hinterhalt imputieren?“

„Ach, gehen Sie! Sie sind langweilig. Sie speisen mich mit ein paar Redensarten ab, weil Sie die kleine Melanie für zu unbedeutend und oberflächlich halten, als daß Sie mit ihr irgend was Ernsthaftes reden könnten.“

„Bisher waren Sie es, mein gnädiges Fräulein, die mich nicht ernsthaft reden lassen wollte,“ versetzte er doppelsinnig.

Sie zuckte mit einem leichten Seufzer die Achseln und begann dann nach einem Weilchen aufs neue: „Wenn ein Mann wie Sie länger als zwei Jahre mit einem andern

zusammengereist ist, dann denke ich doch, daß er sich über dessen Charakter eine Meinung gebildet haben muß. Von Ihnen ein paar wohlwollende allgemeine Bemerkungen über den Prinzen zu hören, daran liegt mir gar nichts. Sie haben doch schon als Gymnasiast und besonders als Student ein so scharfes Urteil über Menschen gehabt . . ."

„Aha, wieder ein Stich für mich! Nun, wenn Sie mit meinem einfachen Lobe bei Ihrem so starken Interesse für den dereinstigen Beherrscher dieses Reiches nicht zufrieden sind, so muß ich wohl. . . . Also ganz ehrlich: Als wir uns auf der Universität zuerst kennen lernten, habe ich an Georg Friedrich keine hervorstechende menschliche Eigenart entdecken können. Er war ein bon camerade für uns junge Leute von Stande. Ein offener Kopf, aber oberflächlich in seinen Urteilen, leichtsinnig aus Ueberzeugung, aber von Herzen gutmütig. Die üblichen Dummheiten unsrer Corpsburschen machte er con amore mit, soweit ihm die Rücksicht auf seinen Rang das nicht verbot. Er unterschied sich jedoch höchst vorteilhaft von der großen Mehrzahl der jungen Aristokraten durch den Mangel jener hochmütigen Geschwollenheit und geckenhaften Schniepelei, die mich so sehr empörte und bald aus dem Corps hinaustrieb. Das war es auch, was mich ihm näher brachte — obwohl ich mir sonst nichts Besonderes von dem Verkehr versprach. Ich glaubte nämlich und glaube auch heute noch, daß ein junger Fürst bei der Erziehung, die ihm zuteil wird, bei der steten Ueberwachung seines Lebens durch Leute, die auf die herkömmliche Sitte und die normalen Gesinnungen geaicht sind . . . daß es — äh! — einem jungen Fürsten überhaupt kaum möglich ist, eine wirkliche realistische Anschauung von den Verhältnissen der Gesellschaft, von der Denkungsweise des Volkes und all dergleichen wichtigen Dingen zu gewinnen. Vom Säuglingsalter auf wird ja

schon darauf hingearbeitet, daß solch ein Sproß eines souveränen Hauses sich stets und überall seiner Ausnahmestellung der übrigen Menschheit gegenüber bewußt bleibe. Schon wer niemals irgendwelche Sorge um seine Existenz gekannt hat, wird zum Beispiel für die soziale Frage kaum ein wirkliches Verständnis gewinnen können, und so geht es ihm mit sehr vielen andern Dingen auch. Selbst wenn man die künftigen Herrscher auf die hohen Schulen schickt — es bleibt doch immer mehr oder weniger Komödie; schon deshalb, weil sich die Lehrer viel zu sehr geschmeichelt fühlen werden, einen fürstlichen Schüler zu besitzen, als daß sie ihn nicht von vornherein als etwas Besonderes betrachten sollten. Die Gelegenheit, sich Anschauungen und Urteile zu erarbeiten, mühselig zu erkämpfen, fehlt ja der Jugend eines Fürsten fast gänzlich. Alles wird ihm von den berufenen Zivil- und Militärpersonen, Professoren und Geheimenräten fix und fertig vorgetragen, und wenn er so gnädig ist, sich dies und jenes zu merken und die unterthänigst vorgebrachten Meinungen zu Höchst den Seinen zu machen, so erregt die fürstliche Weisheit schon allgemeine Bewunderung. Aber Pardon! ich werde wohl langweilig?"

„O bitte sehr!" entgegnete Melanie, „Sie brauchen auch nicht zu fürchten, daß ich Ihre gottlosen Ansichten verraten könnte. Ich finde nur, Sie haben bisher ein bißchen sehr von dem Fürstenstand im allgemeinen gesprochen."

„Ach so! Um Verzeihung!" sagte Kospoth etwas ironisch. „Gnädiges Fräulein wünschten ja nur, über diesen liebenswürdigen Prinzen im besonderen meine Meinung zu hören. Ich gestehe, die Einleitung ist etwas zu lang ausgefallen; aber da Sie meine Voreingenommenheit nun kennen, so werden Sie, wenn Sie an das Lob denken,

womit ich begann, sich leicht zusammenreimen können, daß der Prinz während unsrer Reise mir menschlich näher getreten ist, als dies im allgemeinen zu geschehen pflegt."

„Das heißt also wohl: Er hat mit Ihren Augen sehen gelernt, oder auch: Sie haben ihm Ihre Brille geliehen und er hat sich daran gewöhnt. Ich kenne ja Ihre Ansichten nicht; aber wenn Sie jetzt die Urteilsfähigkeit des Erbgroßherzogs rühmen, so thun Sie das doch wahrscheinlich, weil er Ihr Urteil zu dem seinigen gemacht hat, nicht wahr? So eitel werden Sie doch wohl auch sein."

„Das wäre allerdings menschlich, aber . . ."

„Aber Sie sind über solche menschliche Schwäche erhaben?"

„Mein gnädiges Fräulein, ich sehe, ich habe das Unglück, Ihnen heute so gründlich zu mißfallen, daß ich es aufgeben muß, mich zu verteidigen!"

Er sagte es mit einiger Bitterkeit, aber sie versetzte sehr munter: „O nein, durchaus nicht! Ich bin Ihnen ja sehr dankbar, daß Sie die kleine Melanie einer so ernsthaften Unterhaltung würdigen. Es scheint nur, daß Sie es leicht übel nehmen, wenn man irgend etwas nicht ganz logisch findet in Ihren Auseinandersetzungen. Sehen Sie zum Beispiel — Sie sagten, alle Fürsten wären unselbständig in ihren Urteilen, weil sie die Ansichten, die sie haben sollen, immer gleich warm serviert bekommen. Und nun triumphieren Sie darüber, daß unser Thronfolger sich von Ihnen so willig in das Verständnis der neuen Zeit einführen ließ, wie Sie sagten, nicht wahr? Aber Sie sind doch sicher dazu bestimmt, eine glänzende Carriere zu machen, Sie werden sicher einmal Professor, Geheimerat, wer weiß was alles werden, und dann werden die freien Geister von diesem armen Georg Friedrich doch wieder sagen: Ach,

der braucht ja nur hinunterzuschlucken, was Excellenz von Kospoth ihm vorgekaut hat!"

„Mit meinen Ansichten wird man nicht Excellenz, mein gnädiges Fräulein!"

Melanie blickte etwas unsicher zu ihm auf: „Sie sind immer noch so schrecklich empfindlich wie früher, Herr von Kospoth!"

„Und Sie urteilen immer noch ebenso rasch wie als Dresdener Pensionsfräulein! Vielleicht finde ich doch noch vor meiner Abreise eine Gelegenheit, Ihnen klarer auseinanderzusetzen . . ."

„Ach, wollen Sie denn wirklich schon so bald fort?" unterbrach ihn Melanie, und dabei traf ihn zum erstenmal ein warmer Blick aus ihren großen braunen Augen.

Das Herz schlug ihm höher. Aber nun wollte er auch seine kleine Rache haben, und er versetzte daher ein wenig spöttisch: „Ah, erinnern Sie sich Ihrer diplomatischen Mission? — Sehen Sie, da ist ja Seine Königliche Hoheit schon auf dem Eise. Er erwartet Sie gewiß mit Sehnsucht. Nun benutzen Sie die Gelegenheit und prüfen Sie ihn auf seine Selbständigkeit. Ich fürchte, es wird Ihnen gar nicht schwer fallen, den irregeleiteten Thronfolger von mir zu emanzipieren, oder, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, ihm meine Brille von der Nase zu nehmen. Wie reizend Sie sind, mein schönes Fräulein von Treysa, das wird Seine Königliche Hoheit auch mit unbewaffnetem Auge zu erkennen vermögen!"

„O Sie boshafter Mensch! — Bitte, meine Schlittschuhe!"

„Wollen Sie mir nicht gestatten, sie Ihnen anzuschnallen?"

„O bitte, nein! Es würde mich zu sehr demütigen — Sie zu meinen Füßen zu sehen!" Ihre herrlichen Augen

blitzten ihn mit herausfordernder Schelmerei an, dann reichte sie ihm mit einer graziösen Neigung des Hauptes die Hand zum Abschied.

Der sonnige Januartag hatte die jüngeren Glieder der Hofgesellschaft fast vollzählig auf die exklusive Eisbahn im Park herausgelockt. Der Erbgroßherzog und seine Schwester und so ziemlich alles, was von den Hofchargen beiderlei Geschlechts noch einigermaßen fest auf zwei Beinen ging, gab sich hier mit löblichem Eifer dem schönen Sport hin, sogar Prinzessin Georgine verschmähte es nicht, sich hier mit der schlankeren Jugend um die Wette zu tummeln, obwohl bei ihr die Lust entschieden die Kunst überwog und ihre schon recht behäbige Gestalt sich auf dem stählernen Flügelschuh fast noch komischer ausnahm als hoch zu Roß. Ihr Leibarzt, der Geheime Medizinalrat Cordell, hatte ihr eine Art Oertelkur vorgeschrieben, in welcher allerlei körperliche Thätigkeit die hervorragendste Rolle spielte, und dieser sehr gesuchte vortreffliche Arzt ging in seiner Sorgfalt für die erlauchte Prinzessin so weit, daß er nicht selten die anempfohlenen Leibesübungen persönlich überwachte und sogar selbst daran teilnahm, wie zum Beispiel am Eislauf. Allerdings war die Ansicht darüber, ob diese Liebenswürdigkeit eine freiwillige sei oder nicht, eine sehr geteilte. Sicher und stadtbekannt war jedoch die an Zärtlichkeit streifende Verehrung, welche Prinzessin „Chochotte", wie die Intimen des Hofes die arme Cousine des regierenden Hauses spottweise zu nennen pflegten, dem Geheimen Medizinalrat und Professor Cordell zollte, eine Verehrung, mit der sie freilich nicht allein stand, da so ziemlich die gesamte Damenwelt des Großherzogtums und der umliegenden Edelsitze für diesen schönen, weißhaarigen Mann mit den großen, glänzenden Augen, dem bedeutenden Profil, den kleinen, zarten Händen und den feinen Umgangsformen schwärmte.

Sofort nach Beendigung des Vormittagsdienstes waren auch die Herren Offiziere vom rosigen Fähnrich bis hinauf zu einem jung verheirateten Hauptmann auf dem blitzenden Tournierplan erschienen, und damit begann erst das eigentliche Leben für die jungen, männlicher Führung bedürftigen Stahlschuhläuferinnen. Auf den hart gefrorenen Promenadenwegen, welche rings um die überschwemmte Wiese herum und auf die im Süden sanft ansteigende Anhöhe hinaufführten, spazierte die Bürgerschaft der Residenz, soweit sie sich zu den besseren Ständen zählte und zu dieser Mittagsstunde abkömmlich war, um hier unter dem lachenden blauen Himmel die hohen Herrschaften und die vornehmen Leute bei ihrem Vergnügen zu beobachten.

Sobald Melanie von Treysa das Eis betrat, stürzte ein halbes Dutzend Lieutenants, und wer sich sonst etwa von ihren Tänzern von gestern in ihrer Nähe befand, auf sie zu, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und der Freude über ihr Erscheinen Ausdruck zu geben, und mit einer Einstimmigkeit, die an die Chöre in der „Braut von Messina" erinnerte, erboten sich alle diese Herren gleichzeitig, ihr die Schlittschuhe anzuschnallen.

Melanie war nichts weniger denn eine alberne kleine Gans, aber sie konnte doch nichts anders, als sich durch diese allgemeine Huldigung der Herrenwelt geschmeichelt fühlen. Sie hatte kaum von drei oder vier dieser jungen Herren, die in der verflossenen Nacht mit ihr getanzt hatten, die Namen behalten. Kein einziger hatte sie besonders interessiert, doch da sie sämtlich so ziemlich gleich gut getanzt hatten, so war sie auch gegen alle gleich wohlwollend gestimmt. Dieser Kampf um die Ehre, ihr diensteifrig zu Füßen knieen zu dürfen, bereitete ihr eine angenehme kleine Verlegenheit, welcher sie nach kurzem Besinnen dadurch ein Ende machte, daß sie vorschlug, sie wolle mit geschlossenen

Augen auf die in Linie aufgestellten Herren zugehen und die Schlittschuhe blindlings einem von ihnen überreichen.

Der Vorschlag wurde mit Jubel angenommen. Die Herren stellten sich nach dem Kommando des ältesten Premierlieutenants in einem Gliede gut ausgerichtet auf, Melanie band sich lachend das eine Ende ihrer weißen Boa um den Kopf und tappte dann mit vorgestreckten Schlittschuhen mit unsicherem Halblinks gegen die Front vor. Da fühlte sie, wie ihr die Schlittschuhe aus der Hand genommen wurden, und gleichzeitig erschallte der Ruf: „Nein, das gilt nicht.“ Sie ließ die Boa fallen und stand — dem Erbgroßherzog gegenüber, der sich vor ihr verbeugte und dabei die Schlittschuhe mit komischem Pathos an sein Herz drückte.

„Meine Herren,“ wandte sich der Thronfolger an die unter scherzhaftem Gemurr sich herandrängenden Lieutenants, „verzeihen Sie diesen Rechtsbruch einem Manne, der zwei Jahre lang unter den Barbaren geweilt hat. Ich werde versuchen, mich wieder langsam an die europäische Zivilisation zu gewöhnen. Für heute erkenne ich nur das — Naturrecht an!“ Damit geleitete er das schöne Fräulein nach der Bank, kniete vor ihr nieder und befestigte die neuen vernickelten Stahlkufen an zwei der reizendsten Stiefelchen von der Welt.

„Donnerwetter! Das war schneidig ausgedrückt!“ flüsterte der lange Lieutenant von Ungerstein dem Kameraden von Storch zu. „Wenn Königliche Hoheit in dieser Weise gegen die Treysa operiert, dann werden wir gut thun, uns auf die Defensive zu beschränken.“

Und Kamerad von Storch versetzte: „Eine weiß ich, die sich gewiß die Nägel wachsen läßt, um der schönen Treysa die Augen auszukratzen.“

„Sie meinen die Katz,“ gab der andre behaglich hohn-

lächelnd zurück. „Na, wissen Sie, der gönn' ich's eigentlich, daß sie mal ein bißchen geduckt wird. Sie thut immer, als ob ihr der Erbgroßherzog aus der Hand fräße, spielt sich großartig als einflußreiche Favoritsultanin auf. Na, damit hat's aber jetzt geschnappt."

Die Damenwelt hatte begreiflicherweise mit noch weit lebhafterer Aufmerksamkeit das Auftreten der neuen Ballkönigin beobachtet, und die Bemerkungen, die unter vertrauten Freundinnen darüber ausgetauscht wurden, waren im allgemeinen wenig liebenswürdiger Natur. Komteß Menetekel fand heute das Benehmen des pelzverbrämten Fräuleins aus dem Walde ebenso anstößig wie gestern deren natürliche Fülle; sie sprach von unanständiger Koketterie und fand mit diesem Urteil vielfache Zustimmung.

Am Abend dieses zweiten Januar redete bereits die ganze Residenz von den auffälligen Huldigungen, welche der galante Thronfolger dem schönen Fräulein von Treysa so ganz öffentlich dargebracht hatte. So verschiedenartig auch Georg Friedrich von seinen künftigen Unterthanen beurteilt werden mochte, darin waren sie nun alle einig, daß er doch wohl trotz des vielbesprochenen Einflusses, den sein gelehrter Reisebegleiter auf ihn ausgeübt haben sollte, in Bezug auf sein Verhalten gegenüber dem schönen Geschlechte als derselbe zurückgekehrt sei, als welchen man ihn hier seit Jahren kannte und — je nachdem — schätzte oder fürchtete. Melanie von Treysa aber wurde von ihren Geschlechtsgenossinnen ohne Erbarmen für eine Erzkokette, von sämtlichen Herren dagegen für ein hinreißendes Geschöpf erklärt. Von dem herben Urteil der Damen auf dem Eise machten lediglich Prinzessin Eleonore und Prinzessin Usingen, die schöne englische Gattin des Flügeladjutanten, eine rühmliche Ausnahme, indem sie gegen jedermann, der es hören wollte, erklärten, wie entzückt sie seien von der vornehmen

und sicheren Anmut in Melanies Benehmen wie von den Aeußerungen ihres klaren Verstandes und feinen Empfindens.

Als die jungen Herrschaften vom Eislauf in das Schloß zurückkehrten, wußte es die Prinzessin Eleonore einzurichten, daß sie mit ihrem Bruder einige Augenblicke allein blieb.

„Hör' mal, Lieber," begann sie, „du mußt dich doch ein bißchen mehr vorsehen mit der Treysa! Daß du ihr die Schlittschuhe anschnallteſt, war entschieden zu weit gegangen. Ganz abgesehen davon, daß sich eine solche kniefällige Dienstbarkeit gegen eine Dame — und ganz besonders angesichts eines gemischten Publikums — für einen Thronfolger doch wohl nicht schickt . . ."

„Danke gehorsamst für den gnädigsten Zopf!" fiel Georg Friedrich ein wenig gereizt ein. „Ich fürchte, ihr werdet von mir noch manches erleben, was sich eigentlich für einen Thronfolger nicht schickt!"

„Spielst du auf deine Volksbeglückungsträume an? Nun, das hast du mit dir abzumachen; aber du mußt doch bedenken, daß du das Mädchen durch solche auffallenden Huldigungen kompromittierst. Du weißt, daß du hier nicht eben im Rufe eines Tugendboldes stehst."

Der Prinz blickte ein Weilchen schweigend und mit verklärten Augen in die Ferne, ehe er mit einer gewissen stolzen Zuversicht erwiderte: „Ich glaube, meine lieben Freunde und getreuen Unterthanen werden sich bald genötigt sehen, ihre vorgefaßten Meinungen über mich ganz wesentlich zu ändern."

Die Prinzessin vermochte ein ironisches Lächeln nicht ganz zu unterdrücken, als sie ihm antwortete: „Pardon, mon cher frère! Du hast mir nun schon so viel von dem neuen Jahrhundert erzählt mit seiner neuen Moral, seinem sittlichen Ernst und was weiß ich — und gleichzeitig nimmst

du deine alte Rolle als galanter Prinz im Rokokostile wieder auf! Ich weiß nicht recht, wie ich mir das zusammenreimen soll. Ich glaube auch kaum, daß du zum Beispiel heute ganz in Kospoths Sinne gehandelt hast."

„In Kospoths Sinne? Was hat denn Kospoth hiermit zu thun? Du sprichst ja wie eine Gouvernante, die sich auf die Autorität des Hofmeisters beruft. Hans Jochen ist doch nicht mein Hofmeister!"

„O behüte! Er ist dein Freund," begütigte ihn die Prinzessin. „Aber du hast doch nun einmal deine neuen Ideen von ihm und gibst doch zu, daß dir an seiner guten Meinung über dich viel gelegen sei. O, du hättest nur sehen sollen, mit was für Augen er dich und die schöne Melanie auf dem Eise verfolgte!"

„Was tausend! War denn Kospoth auf dem Eise?"

„Nein, er spazierte unter den Zuschauern gewiß eine halbe Stunde lang auf und ab. Aber du hast ja nicht rechts und links gesehen."

„Und du scheinst ganz besonders scharfe Augen für Hans Jochen zu besitzen!" gab Georg Friedrich ebenso spottend zurück. „Hüte dich nur, daß es deinem Herzen nicht ergeht, wie Tante Chochotte mit dem schönen Medizinalrat!"

Prinzeß Eleonore errötete tief und nagte mit ihren kleinen weißen Zähnen an ihrer Unterlippe. Dann versetzte sie spitz: „Im Ernst, mein Lieber, ich möchte nicht, daß du es mit der Treysa etwa so triebest wie mit der Katz. Dazu ist das Mädchen wirklich zu schade! Ich werde über sie wachen und auch ihren Freund Kospoth bitten . . ."

„Laß mich jetzt endlich mit Kospoth zufrieden, ich muß doch sehr bitten!" fiel ihr der Bruder erregt ins Wort. „Und übrigens der Vergleich mit der Katz ist hier sehr schlecht am Platze; denn — in allem Ernste: ich liebe Melanie, ich liebe sie wahnsinnig!"

Die Prinzessin fuhr zusammen und sah ihren Bruder groß an. „Was willst du damit sagen?“

„Was ich damit sagen will?! Ach — aber Eleonore, das war eine rechte Prinzessinnenfrage!“ erwiderte er mit einem mitleidig liebevollen Blick in die erstaunten Augen der Schwester.

Dann wurden sie getrennt und gelangten im Laufe des Tages nicht mehr dazu, sich ungestört weiter auszusprechen.

Drittes Kapitel.

Treysas ziehen. Stillleben in der Hofjägerei.

Der alte General von Treysa hatte sich schon nach etwa vierzehntägigem Aufenthalt in der Residenz dazu entschließen müssen, sich wenigstens für den Winter mit seinen Damen seßhaft zu machen. Im Grunde genommen hatte er freilich schon nach der ersten Woche von dem Hofleben vollständig genug. Er brummte und wetterte schier den ganzen Tag über die sauren Pflichten, die ihm das höfische Gesellschaftsleben auferlegte, und machte auf der Straße einen weiten Bogen, sobald seine scharfen Jägeraugen einen „Schranzen“ in der Ferne sichteten. Er scheute sich nicht, seiner Abneigung gegen diese Menschenklasse bei jeder Gelegenheit den kräftigsten Ausdruck zu geben; ja, er sagte es sogar einigen Hofleuten, ohne in seinem Grimme daran zu denken, daß er ja die Angeredeten mit einschließe, ins Gesicht, daß ihm „ihre Sippschaft speifatal“ sei. Aber der wunderliche Alte vom Walde war über die Jahre hinaus, wo man einem dergleichen Grobheiten übel nimmt. Seine Entrüstung gab immer etwas zu lachen und so setzte

man seinen Groll gegen die Schranzen in Gemeinschaft mit seinem Grimm gegen deutsches Reich, Parlamentarismus, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit u. s. w., u. s. w. auf Rechnung seines querköpfigen Greisentums, ließ seinen Schwächen die weitestgehende Schonung angedeihen und kam ihm und den Seinen allseits mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen.

Aber freilich, wer eine so ausnehmend schöne, kluge und herzliebe Tochter sein eigen nennt, der darf auf die unbedingte Hochschätzung seiner Mitmenschen rechnen, und wäre er ein leibhaftiger Oger. Melanie von Treysa war es thatsächlich in diesen vierzehn Tagen gelungen, nicht nur die gesamte Herrenwelt zu ihren Füßen zu bannen, sondern auch den instinktiven Widerstand fast aller Damen der Hofgesellschaft zu überwinden. Es gab eigentlich nur noch zwei Fräulein, deren Stimmen in dem gemischten Chor des Entzückens über Melanie von Treysa fehlten. Das waren die des Fräuleins von Katz, welches sich durch sie aus der Gunst des Thronfolgers verdrängt sah, und die der Komtesse Murbach, welche sich durchaus mit ihrer gesunden Fülle nicht versöhnen konnte. Daß der Erbgroßherzog sterblich in Melanie verliebt sei, lag bald für jedermann offen zu Tage, und daß er in seiner Stellung seine Schwärmerei kecker zum Ausdruck brachte, als die übrigen Opfer ihrer Anmut, das nahm ihm auch niemand ernstlich übel. Ihrem feinen Takt, ihrer gegen alle gleichen Freundlichkeit war es bisher gelungen, eifersüchtige Reibereien zwischen den Herren unmöglich zu machen. Ihre Stimmung wechselte zwischen ausgelassener Fröhlichkeit und einer stillen Nachdenklichkeit, die ihr noch weit lieblicher zu Gesichte stand; aber launisch, verstimmt war sie nie, und auch in ihrem Uebermute wußte sie stets eine sichere Grenze zu ziehen.

So handelten denn die großherzoglichen Herrschaften

nur dem allgemeinen Wunsche entsprechend, wenn sie sich alle Mühe gaben, den alten General mit seinen Damen — auch Frau von Treysa hatte sich, trotzdem sie seltener in Gesellschaft erschien, viele Herzen erobert — an die Residenz zu fesseln. Der Erbgroßherzog fand nach einigen mißglückten Versuchen, den widerspenstigen alten Herrn durch kleine Gunstbeweise zu überrumpeln, endlich das richtige Mittel, indem er seinen Vater veranlaßte, ihm die seit einigen Monaten erledigte Stelle des Oberhofjägermeisters anzubieten, mit welcher außer dem Gehalt auch freie Wohnung in dem stattlichen, vor der Stadt am Ausgang des Parkes gelegenen Gebäude der Hofjägerei verbunden war. Der Prinz hatte selbst den alten Grimbart im Hotel aufgesucht und seiner Eitelkeit als unverwüstlichem Nimrod mit solchem Geschick zu schmeicheln gewußt, daß er endlich in die Falle gegangen war. Doch hatte er gebeten, die Uebernahme der Stellung nur als eine bedingte betrachten und sich davon zurückziehen zu dürfen, sobald eine geeignete jüngere Kraft dafür gewonnen werden oder er selbst sich ihren Verpflichtungen nicht mehr gewachsen fühlen sollte.

Am zwanzigsten Januar hatten sich die Treysas bereits recht gemütlich, wenn auch zum großen Teil mit geliehenen Möbeln, im ersten Stock der Hofjägerei eingerichtet. Man hatte ihnen ein paar gute Pferde aus dem großherzoglichen Marstall zur Verfügung gestellt; ein viersitziger Jagdwagen, ein Schlitten u. dgl. gehörten zum Bestande der Jägerei, so daß der alte Herr wieder täglich nach Herzenslust kutschieren konnte. Er ließ sich nun auch seinen alten Diener Friedrich mit seinen beiden Lieblingshunden, einem Teckel Namens Waldmann und einer Hühnerhündin Namens Diana, nach der Stadt kommen; und da er auch in seinem eignen Zimmer qualmen durfte, soviel er Lust hatte, so fehlte ihm eigentlich zu seiner vollkommenen Behaglichkeit

nichts weiter als seine weiten, vielgeflickten Beinkleider und seine ebenso uralte Lodenjoppe, deren Benutzung in der Residenz sich seine Damen nachdrücklichst widersetzten. Bei Hofe begann sich der alte Herr, seit man ihn so gnädig in Amt und Würden eingesetzt hatte, immer seltener zu machen, indem er notwendige Inspektionsreisen vorschützte oder auch wohl sich ohne nähere Angabe von Gründen einfach entschuldigen ließ. Die Mutter mußte Melanie begleiten, soviel ihre Kränklichkeit dies zuließ, und war sie ans Zimmer gefesselt, so übernahm die liebenswürdige Prinzessin Usingen gern die Stellvertretung, so daß also die Gesellschaft ihren neuen, glänzendsten Stern selten oder nie zu vermissen brauchte.

Nur ein Umstand störte die Behaglichkeit der Treysas in ihrem neuen Heim — das war die Hausgenossenschaft mit dem dicken Kammerherrn Baron von der Rast, gegen dessen ewig lächelndes fettes Gesicht der alte General einen besonderen Grimm hegte, und dessen selbstgefälliges Wesen, verbunden mit einer gewissen weichlichen Lüsternheit, auch den beiden Damen nichts weniger als sympathisch war. Baron von der Rast bewohnte für gewöhnlich ein halbes Stockwerk des zur Zeit leerstehenden sogenannten Prinzessinnenpalais. Baulicher Veränderungen wegen, die dort vorgenommen wurden, hatte man ihn auf einige Wochen oder vielleicht Monate ausquartiert und ihm in dem geräumigen Oberstockwerk der Jägerei vorläufig drei Zimmer und eine Mansarde überlassen.

Der Kammerherr war Witwer und besaß eine einzige Tochter, Namens Doris, ein armes verwachsenes Mädchen von dreiundzwanzig Jahren, welches sich, durch seine Gebrechlichkeit von allen Vergnügungen seines Alters und Standes ausgeschlossen, mit ziemlichem Talent und rührendem Eifer auf die Malerei geworfen hatte. Fräulein

Doris' bescheidenen Ansprüchen genügte die geräumige, nach Norden gelegene Dachstube vollkommen. Sie diente ihr gleichzeitig als Schlafzimmer wie als Atelier, und sie hatte sich mit gutem Geschmack bei geringen Mitteln ihre Einsiedelei so behaglich hergerichtet, daß sie sich gar nichts Besseres wünschte, als immer hier wohnen bleiben zu dürfen und nie mehr in das alte finstere Prinzessinnenpalais zurück zu müssen, wo es nächtens so unheimlich klopfte, raschelte und rumorte — wenn auch nicht von Poltergeistern und abgeschiedenen Seelen, so doch sicherlich von Holzkäfern und Mäusen.

Es hatte sich zwanzig Jahre hindurch ein dunkles Gerücht in der Residenz behauptet, daß die arme Doris von der Rast ihr Gebrechen der brutalen Behandlung verdanke, welche ihre selige Mutter von ihrem Gatten, dem damaligen Husarenoffizier, zu erdulden gehabt habe. Er schien an der unglücklichen Tochter gut machen zu wollen, was er an ihrer Mutter verbrochen hatte; denn was man auch sonst immer dem Baron übles nachsagen mochte — und dessen war nicht wenig — gegen sein unglückliches Kind hatte er sich nie anders als von zärtlichster Besorgnis erfüllt gezeigt. Er hatte fast sein ganzes Vermögen in einem wilden Jugendleben durchgebracht, nun aber — und besonders, seit Doris erwachsen war und schmerzlicher zu empfinden vermochte, was alles ihr an Daseinsfreuden versagt blieb, opferte der alternde Lebemann bereitwilligst einen großen Teil seiner recht schmalen Einkünfte der Behaglichkeit und besonders der künstlerischen Ausbildung der Tochter. Andrerseits aber ging seine Selbstverleugnung doch nicht soweit, als daß er aus Rücksicht für die erwachsene Tochter seinen Junggesellengewohnheiten und besonders seinen innigen Beziehungen zu einigen gefälligen Dämchen vom großherzoglichen Chor- und Ballettpersonal so ganz

entsagt hätte. Er vermeinte freilich diese seine Privatstudien mit großer Heimlichkeit zu betreiben, allein den Augen seines Kindes blieb doch nicht verborgen, was so ungefähr die ganze Residenz wußte. So konnte es nicht ausbleiben, daß Doris mit dem natürlichen Mißbehagen eines reinen Gemütes ihrem Vater innerlich fremd gegenüberstand, wie sehr sie sich auch bemühte, ihm ihre Dankbarkeit für die Gutthaten, die sie von ihm genoß, an den Tag zu legen.

Wie kühl und zurückhaltend auch immer die Treysas sich bisher zu ihrem einstweiligen Hausgenossen gestellt haben mochten, er ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern trug vielmehr einen Diensteifer für sie an den Tag, als hätte er es darauf abgesehen, sich ihre gute Meinung zu erzwingen, ihre höfliche Dankbarkeit nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Er besorgte ihnen die Möbel, die Handwerker, die Dienstboten, er half eifrig beim Auspacken, faßte sogar beim Aufstellen schwerer Möbelstücke mit an und vertraute seine gewichtige Persönlichkeit mit Todesverachtung der schwanken Trittleiter an, um dem Faltenwurf der Gardinen und Portieren die letzte Vollendung zu verleihen. In allen Fragen des Geschmackes zog er zudem den künstlerischen Blick seiner Tochter zu Rate, und der bescheidenen Liebenswürdigkeit dieses hilflosen Geschöpfes gelang gar bald, was der übertriebene Diensteifer ihres Vaters allein doch vielleicht nicht erreicht hätte, nämlich die instinktive Voreingenommenheit der Damen gegen den Kammerherrn etlichermaßen zu überwinden. Sie sahen ja in der That nur Gutes von ihm und mochten sich daher mit dem Worte trösten: „Es muß auch solche Käuze geben!“ Dem zähen Schranzenhasse des Generals war freilich selbst durch die traurig schönen Augen der armen Baronesse Doris nicht beizukommen.

Und diese schönen traurigen Augen der Buckligen

hingen an der blühenden Gestalt, an dem von Jugendlust durchleuchteten Gesichte Melanies mit so rührender, scheuer Bewunderung, daß ihr weiches Herz sich voll innigsten Mitleides dem armen, freudlosen Mädchen zuneigte. Doris hätte nie gewagt, sich der stolzen Ballkönigin irgendwie aufzudrängen — um so tiefer beglückte sie die freiwillig entgegengebrachte freundschaftliche Teilnahme Melanies, der es gar bald zum Bedürfnis geworden war, alle ihre Erlebnisse bei Hofe und in der Gesellschaft bis auf die nichtigsten Einzelheiten aus den Gesprächen der Lieutenants und den Toiletten der Damen dort oben in der Eremitage der kleinen Malerin auszuplaudern und sich dadurch der Mühe, ein Tagebuch zu führen, zu überheben; denn sie konnte ganz sicher sein, daß Doris von der Rast jedes ihrer Worte in einem feinen Herzen so getreulich aufbewahrte, wie die Wachsrolle eines Phonographen. Wohl hatten von jeher einzelne besonders gutherzige Damen der Gesellschaft das stille, blasse Mädchen in seiner Einsamkeit aufgesucht oder beim Zusammentreffen im Freien ein wenig mit ihm geplaudert; aber ihnen allen war es nicht gelungen, jenen warmen Herzenston anzuschlagen, welcher allein einen Krüppel vergessen lassen kann, daß die ihm entgegengebrachte Freundlichkeit nur einen Ausfluß des Mitleids mit seinem Gebrechen bedeute. Melanie von Treysa aber fand, sobald sie die erste natürliche Scheu des Gesunden vor dem garstigen Siechtum überwunden hatte, eine wirkliche Freude an dem Umgang mit der Buckligen; denn sie fühlte es sehr wohl, wie wenig selbst das süße Unheil, welches ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit in den Herzen so vieler Männer anrichtete, gegenüber jener tiefbeglückten Dankbarkeit bedeute, die ihr aus Doris' schönen Augen entgegenstrahlte.

Uebrigens hätte gewiß manch eines von den gutherzigen Mädchen der Hofgesellschaft sich recht gern öfters bei Doris

blicken lassen, wenn nicht der üble Ruf ihres Vaters und seine zudringliche Galanterie gerade die besten unter ihnen abgeschreckt hätte. So kam es, daß die kleine Malerin recht häufigen Besuch hatte, so oft der Kammerherr verreist war oder man ihn aus irgend einem Grunde sicher nicht daheim wußte, sonst aber höchstens von einigen alten Damen einmal aufgesucht wurde. Melanie dagegen hatte es von Anfang an verstanden, den fetten Baron mit seinen dreisten Zweideutigkeiten dermaßen abfallen zu lassen, daß er hinfort nicht mehr wagte, sich anders als etwa mit seinen lüsternen Blicken irgend etwas Unziemliches gegen sie herauszunehmen. Es war wohl noch nicht häufig vorgekommen, daß dieser alte Vocativus sich durch ein schönes junges Mädchen einschüchtern ließ, und wenn dies dem Fräulein von Treysa gelang, so mochte dies wohl nicht allein in ihrer hoheitsvollen Tugend, sondern vielleicht nicht zum geringsten in dem Umstande seinen Grund haben, daß ihr in der Person ihres Freundes Hans Joachim von Kospoth ein Beschützer zur Seite stand, der gewiß nicht mit sich spaßen ließ, wenn er einmal ernstlich zu Hilfe gerufen wurde.

Hans Joachim fand sich nämlich jetzt fast täglich in der Hofjägerei ein, um mit dem alten General eine Partie Piquet oder mit seiner Gattin eine Partie Schach zu spielen und so nebenher mit Melanie zu plaudern. Da sie sich seit seiner Heimkehr von der großen Reise nicht gesehen hatten, so konnte ihm der Gesprächsstoff nie ausgehen. Er wußte viel und in höchst anziehender Weise von seinen Abenteuern, von seinen Beobachtungen über fremde Länder und Völker zu erzählen und bedauerte lebhaft, nicht als Mohr auf die Welt gekommen zu sein — obschon ihn die Sonne des Orients braun genug gebrannt hatte — um als ein neuer Othello das Herz dieser braunäugigen Desdemona zu bezaubern.

Von Tag zu Tage wurde sich der junge Weltverbesserer und Prinzenverführer mehr bewußt, daß er sterblich verliebt sei. Sein Herz hatte bisher noch kaum ein Bedürfnis nach Frauenliebe empfunden; denn seine Studien beschäftigten seinen rastlos arbeitenden Geist so ausschließlich, daß er in der That noch nicht dazu gekommen war, jene Leere im Gemüt zu empfinden, welche der Liebe den Boden zu bereiten pflegt. Sein Verhältnis zu dem andern Geschlecht war infolgedessen nur das rein physisch gesunde eines reichbemittelten Studenten gewesen, und seine orientalische Studienreise hatte nicht dazu beitragen können, dies Verhältnis zu vergeistigen. Und nun mußte es gerade das kleine wilde Mädchen sein, auf das er noch vor wenigen Jahren mit so onkelhaftem Wohlwollen herabgeblickt hatte, welches ihn jene von ihm oft verlachte Macht der Weiblichkeit in einer Weise empfinden ließ, daß er darüber schier alles vergaß, was er seine Lebensaufgabe, ja selbst, was er seine Ueberzeugung nannte.

Diese seine Lebensaufgabe erblickte er in der philosophischen und staatswissenschaftlichen Ausgestaltung sozialistischer Lehren, sowie in der Agitation zur praktischen Durchführung derselben, und er glaubte schon längst darüber mit sich einig zu sein, daß diese Aufgabe ihm nicht nur die Annahme irgend welcher staatlichen Anstellung, sondern sogar die Ehe durchaus verbiete. Er mußte nach allen Seiten hin freie Bahn haben, jegliche Abhängigkeit wurde zu einer Gefahr für seine Ideen. Und nun schleppte sich dieser selbe Hans Joachim von Kospoth wie irgend ein unglücklicher Brakenburg an den Augen dieses Mädchens so hin, ohne daß die Hoffnung, es bald sein eigen nennen zu können, irgend welche Nahrung erhalten hätte durch die leidenschaftslose Traulichkeit des täglichen Beisammenseins. Vor Neujahr hätten weder die herzlichsten Bitten des

Thronfolgers noch die liebenswürdigen Bemühungen seiner Schwester ihn dazu vermocht, der Freundschaft des jungen Fürsten seine Freiheit zu opfern; nach Neujahr aber dachte er um so weniger daran, die kleine Residenz zu verlassen, je seltener die Versuche der prinzlichen Herrschaften wurden, ihn zum Bleiben zu überreden. Mit tiefer Beschämung hatte er es sich eingestehen müssen, daß er dem schadenfrohen Höflingsvolke gegenüber bereits anfange, die lächerliche Rolle eines Mannes zu spielen, der nur mit revolutionären Gedanken kokettiert hat, um seinem Strebertum ein pikantes Relief zu geben. Er wußte auch nur zu gut, daß nicht die aufrichtige Freundschaft, welche ihn mit Georg Friedrich, dem hochstrebenden, ungewöhnlich begabten Prinzen, verband, ihn sich solcher Mißdeutung furchtlos aussetzen ließ, sondern daß vielmehr diese Freundschaft von beiden Seiten bedenklich im Erkalten begriffen war, und zwar durch nichts andres als durch ganz triviale Eifersucht! Der verliebte Prinz fürchtete in Hans Joachim den Jugendfreund der Geliebten und Kospoth zitterte davor, daß die begreifliche Eitelkeit des neunzehnjährigen Mädchens die gefährlichen Huldigungen einer Königlichen Hoheit seinem ernsthaften, aber etwas scheuen Liebeswerben vorziehen könnte. Vorläufig hatte es allerdings noch ganz den Anschein, als ob die stete, feurige Umwerbung des ritterlichen Prinzen Melanies Denken und Empfinden in einer gewissen Betäubung erhalte, welche sie für die Liebesblicke andrer Männer blind machte, und ganz besonders für die des soviel älteren einstigen Spielgefährten. Das Necken und Schmollen wegen seiner früheren hofmeisterlichen Art hatte Melanie freilich inzwischen aufgegeben; es herrschte vielmehr ein ganz kameradschaftlich unbefangenes gutes Einvernehmen zwischen ihnen, und sie wußte es ihm aufrichtig Dank, daß er jetzt so ernst und anregend mit ihr zu sprechen

wußte, ohne je den Schulmeisterton hervorzukehren. Sie besaß ja einen trefflichen Verstand und hatte viel gelernt, und sobald sie sah, daß er nicht mehr wie früher ironisch lächelte, wenn sie es wagte, ihre mädchenhaften Anschauungen in die Wagschale zu werfen, scheute sie sich auch nicht mehr, seine Ansichten zu bekämpfen und hinterher Belehrung von ihm anzunehmen; aber der Gedanke, Hans Jochen als einen Liebhaber zu betrachten, kam ihr um so weniger, als auch die Eltern ihren freundschaftlichen Verkehr als eine Selbstverständlichkeit anzusehen schienen, ohne Heiratsabsichten dahinter zu wittern. In Wahrheit hatte sich die Generalin nur durch die Bedenklichkeiten ihres Gatten einschüchtern lassen, sonst hätte sie wohl kaum gesäumt, ihre Tochter durch fleißiges Zureden dem Gedanken einer Vermählung mit dem Nachbarssohne günstig zu stimmen. Der alte Herr besaß nicht mehr die Energie, um dem freundschaftlichen Verkehr der beiden Hindernisse in den Weg zu legen, falls er ihm wirklich so gefährlich erschienen wäre, und so war auch die Mutter ganz zufrieden damit, ruhig zusehen zu dürfen, wie die Dinge sich von selbst entwickelten.

Melanie hatte nicht gesäumt, ihre neue Freundin Doris mit Hans Jochen bekannt zu machen, wohl wissend, daß sie ihr damit eine sehr große Freude bereitete. Die arme kleine Malerin hatte ja so gut wie gar keine Herrenbekanntschaften — und jetzt wurde ihr durch ihre angebetete Melanie der Mann zugeführt, von dem in der Residenz mehr gesprochen wurde, als von irgend einem andern, und dessen vielbeklagte Zurückhaltung und anscheinende Temperamentlosigkeit gerade die hübschesten und witzigsten jungen Damen zum Kampfe herausforderte. Doris von der Rast wagte im Bewußtsein ihrer mangelhaften, zumeist aus Romanen eingesogenen Bildung niemals, an dem mehr oder

minder ernsthaften Meinungsstreit zwischen dem jungen Baron und ihrer überaus klugen Freundin teilzunehmen; sie war schon überglücklich, wenn sie still zuhören durfte — ganz besonders, wenn er von seinen Reisen erzählte. Dazu fand sie bald sehr reichlich Gelegenheit, seit sie, dem freundlichen Drängen Melanies nachgebend, das Wagnis unternommen hatte, sie zu malen. Hans Jochen stellte sich seitdem gar häufig schon des Vormittags in der Hofjägerei ein und begab sich, ohne erst die Eltern zu begrüßen, sogleich in das bescheidene Atelier hinauf, wo er die beiden jungen Damen meistens allein fand. Die bucklige kleine Künstlerin pinselte dann allerdings mit noch größerer Zaghaftigkeit als gewöhnlich an ihrem Werke herum, weil sie als selbstverständlich annahm, daß dieser bedeutende junge Mann, der die schönsten und geistvollsten ihrer Romanhelden in ihren Augen noch um Haupteslänge überragte, auch ein großer Kunstkenner sein müsse. Dies war nun allerdings nicht der Fall; denn Hans Jochen hatte die freie Zeit, die ihm neben seinen ernsten wissenschaftlichen Studien noch übrig blieb, hauptsächlich auf körperliche Uebungen verwandt und unter den Künsten nur die Musik, für welche er besonders veranlagt war, mit einigem Eifer gepflegt. Soviel sah er freilich auch, daß aus Melanies Bildnis sicherlich kein Meisterwerk werden würde; was er aber der ängstlich lauschenden Doris während der Arbeit darüber zu sagen wußte, das waren nur höchst laienhafte, aufmunternde Gemeinplätze. — — —

Es war in den Morgenstunden eines der letzten Januartage. Die helle Wintersonne ließ in dem keuschen Schneegewande der anmutigen Hügellandschaft Milliarden Diamanten aufblitzen, und ihre Wärme schmolz bereits die leichte weiße Wattenumhüllung auf den Aesten und Zweigen der Bäume und Sträucher des Schloßparks und ließ blitzende

Tropfen von allen Spitzen, von den Nadeln der dunklen Tannen und von den leise im Winde flatternden Peitschenschnuren der kahlen Birken herabträufeln. Die leichten Wolkenballen wurden von dem frischen Südost gleichsam mit kindischen Pinselstrichen über das reine Himmelsblau hinweggewischt und nur einzelne verirrte graue Kleze schwammen vor diesem großen Pinsel eilfertig davon.

Hans Joachim von Kospoth schaute aus dem großen Dachfenster der Hofjägerei, von dem sich eine köstliche Fernsicht bot, mit leicht zugekniffenen Augen in die blendende Helle hinaus. Das Gespräch hatte heute nicht so recht in Fluß kommen wollen, wenigstens hatte er sich ungewöhnlich schweigsam verhalten, und auch Melanie hatte keine ernsthafte Frage aufzuwerfen gewußt, sondern nur immer wieder ihrer hochgespannten Erwartung von den Freuden der für diesen Nachmittag geplanten Schlittenpartie der Hofgesellschaft Ausdruck gegeben.

„Ach, gehen Sie, Sie sind heute langweilig, Hans Jochen!“ rief Melanie, eine längere Gesprächspause ungeduldig unterbrechend. „Ich glaube wirklich, Sie wollen mir gar kein Vergnügen gönnen. Es ärgert Sie geradezu, daß ich mich auf heute nachmittag freue.“

Kospoth machte einige schwache Einwendungen, worauf sie scherzend erwiderte: „Es ist wirklich schrecklich: da hat man sich nun so viele Mühe gegeben, Ihnen den Schulmeister auszutreiben — aber es hilft alles nichts!“

Hans Jochen zuckte die Achseln: „Da mögen Sie wohl recht haben. Kein Wunder bei meiner Abstammung!“

„Wieso? Ihr Papa ist doch nichts weniger denn ein Pedant!“

„Nein, wahrhaftig nicht! Aber meine Mutter war eine geprüfte Erzieherin!“

„Nein, wirklich?“ rief Melanie sehr erstaunt mit un-

gläubigem Lächeln. „Von Ihrer Frau Mama weiß ich eigentlich so gut wie gar nichts."

„Und ich selbst kaum mehr!" fiel er rasch ein. „Ich habe auch erst in meinem einundzwanzigsten Jahre erfahren, daß ich eine Frau Mama gar nicht besitze! Ihnen hat man das wahrscheinlich aus Schicklichkeitsrücksichten vorenthalten, nicht wahr?"

Melanie errötete unter seinem forschenden Blicke und versetzte etwas verlegen: „Das wußte ich in der That nicht."

„Und Sie bedauern mich wohl wegen meiner plebejischen Abstammung? — O, ich kann Ihnen sagen, ich freue mich des roten Blutes in meinen Adern. Ich glaube, ihm meine geistige Freiheit zu verdanken." Er trat vom Fenster weg und neben die kleine Malerin, indem er lächelnd fortfuhr: „Fürchten Sie nichts, meine Damen, ich gedenke Ihnen keine Vorlesung über Darwinismus zu halten!"

Wieder trat eine kleine Verlegenheitspause ein, welche diesmal durch Doris unterbrochen wurde. Sie hatte längst bemerkt, daß Kospoths Seele heute durch irgend etwas bedrückt sei. Sie vermutete, daß er eine Gelegenheit suche, sich darüber mit Melanie auszusprechen. „Ich begreife nicht, wo das Mädchen mit dem Frühstück bleibt," sagte sie und eilte hinaus, um die beiden allein zu lassen.

Melanie erhob sich von ihrem Stuhl, stieg von der großen Kiste herunter, die beim Malen als Podium diente, und trat nun ihrerseits ans Fenster, um in die funkelnde Ferne hinauszuschauen. „Es wird herrlich werden," rief sie. „Einen schöneren Tag hätten wir uns gar nicht wünschen können!"

Da trat Hans Joachim dicht hinter sie und flüsterte ihr ins Ohr: „Und das Schönste an diesem Tage werden Sie wieder sein, Melanie."

Sie blickte ihm lächelnd in die Augen und sagte: „Schämen Sie sich nicht, Herr Baron? Sie sind ja ein ganz gewöhnlicher Schmeichler!"

Sie hatte den Zeigefinger drohend erhoben. Er griff nach ihrer Hand, drückte sie warm in seinen beiden und versetzte: „Nein, das wahrhaftig nicht — aber ein ganz gewöhnlicher Mensch bin ich freilich, mit ganz gewöhnlichen Leidenschaften!"

„O! O! Das sollten Sie mir nicht eingestehen!" versuchte Melanie zu scherzen, um ihre wachsende Verlegenheit zu verdecken. „Wo soll denn da der Respekt hinkommen, Verehrungswürdigster?"

„Auf den Respekt will ich gern verzichten," erwiderte er rasch, „wenn ich dafür etwas. . . . Trauen Sie mir wirklich nicht zu, daß ich eifersüchtig sein kann?"

„Eifersüchtig? O, ich bitte Sie! Auf wen denn? Bin ich nicht stets unter Ihren Augen? Sie wissen doch, daß ich niemand bevorzuge! Oder finden Sie mich vielleicht kokett? Haben Sie irgend etwas bemerkt, weshalb Sie glauben, als mein gestrenger Vormund einschreiten zu müssen?"

„Nicht wieder diesen Ton — ich bitte Sie, Melanie! Die Zeiten sind vorüber, wo ich mich so erhaben fühlte über die liebenswürdigen Thorheiten des kleinen Mädchens. Sie müssen es doch sehen und fühlen, daß ich nicht mehr der Alte bin. Es ist doch eigentlich eine Schande, daß ich immer noch hier herumlungere, faul wie ein englischer Gentleman von Beruf. Ich glaube, man hat mich hier schon im Verdacht, daß ich mir durch fleißiges Soupieren, Tanzen und so weiter ein Ritterkreuz und den Titel Kammerjunker verdienen will."

„O, ich bitte Sie! Man weiß doch, wie unentbehrlich Sie sich dem Erbgroßherzog gemacht haben und . . . da ist es doch . . ."

„Der allerhöchste Wunsch muß mir Befehl sein," fiel er, bitter lächelnd, ein. „Das wollten Sie sagen, nicht wahr? Ach, Melanie, Sie sind ja viel zu klug, als daß Sie meine Schwäche nicht längst durchschaut haben sollten! Und was den Erbgroßherzog anbetrifft — glauben Sie mir: ich bin ihm sehr entbehrlich!"

Melanie trat vom Fenster weg und setzte sich auf die niedrige Seitenlehne eines breiten Diwans, der nicht weit davon stand. „Ich glaube, Sie verkennen ihn," sagte sie in ein wenig verweisendem Tone. „Wir sprachen noch neulich von Ihnen, und ich versichere Sie — er hängt an Ihnen mit solcher Bewunderung, mit solcher Freundschaft! Er ehrt Ihre radikalen Anschauungen, trotzdem er doch eigentlich als Thronfolger . . . nicht wahr? Er sagte, er wüßte wohl, daß Sie nicht zum Herrendienst geschaffen seien, daß er kein Recht hätte, Sie zu halten . . ."

„Ja, das hat er mir auch in letzter Zeit mehrfach gesagt," unterbrach er sie, kurz auflachend. „Aber ich habe mich taub gestellt gegen den deutlichen Wink!"

„Nein, das ist nicht hübsch von Ihnen, Hans Jochen!" rief Melanie, indem sie ihre großen Augen vor seinem unruhig flackernden Blicke niederschlug. Mit den Ringen an ihren schlanken Fingern spielend, nahm sie dann, als er, ohne etwas zu erwidern, sich seufzend abwandte, wieder das Wort: „Sie wollen damit sagen, daß Sie fürchten, die Liebenswürdigkeiten, die Seine Königliche Hoheit an mich verschwendet, könnten meinem Herzen gefährlich werden. Fürchten Sie das wirklich? Ach Gott! Ich sehe wohl, Sie halten mich immer noch für ein ganz dummes kleines Mädchen!"

„Nein, das thue ich nicht! Nein, wahrhaftig nicht, Melanie!" rief er, indem er sich dicht neben ihr auf dem

Diwan niederließ und ihre beiden Hände in die seinen nahm. „Aber sehen Sie, es wäre doch nur ganz natürlich, wenn diese feurigen Huldigungen eines Prinzen — eines Thronfolgers noch dazu — Ihrer Eitelkeit in einem Grade schmeichelten, daß Sie . . ."

Sie unterbrach ihn lebhaft: „Ja, das thun sie auch! Sie närrischer Mensch, wollen Sie es mir etwa zum Vorwurf machen, daß ich mit meinen neunzehn Jahren noch ein bißchen eitel bin? Ich gestehe Ihnen offen, es macht mir ein ganz ungeheures Vergnügen, zu empfinden, zu hören, zu sehen, daß man mich hübsch findet, daß man mich gerne leiden mag, daß man sich ein Vergnügen daraus macht, mich recht tüchtig zu verziehen. Na, und daß gerade ein Erbgroßherzog an der Tête meiner Anbeter marschiert, das macht mir wirklich ein ganz kindisches Vergnügen — Sie mögen mich gern deswegen auslachen! Denken Sie doch, wie nett das sein wird, wenn ich einmal eine Frau in gesetzten Jahren bin und mein Georg Friedrich als Großherzog stolz auf seinem Throne sitzt — haha . . . wenn ich dann seufzen kann: Ach Gott, ja! Als wir noch jung waren, Sereniſſimus und ich!"

Sie schloß ihre kleine Rede mit einem glockenhellen Lachen und wollte ihre Hände aus den seinen lösen, um ihren Platz zu verlassen; aber er hielt sie fest und zog sie wieder auf die Sofalehne zurück, indem er seufzend begann: „Sie würden also wohl dem Manne sehr böse sein, der es wagen wollte, Sie schon jetzt aus dieser lustigen Gegenwart herauszureißen und Ihnen eine Zukunft zu bieten, die vielleicht nur Grau in Grau . . . ja, Melanie, ich kann es nicht länger in mir verschließen, es drückt mir das Herz ab — ich bin rasend eifersüchtig — weil ich dich allein besitzen möchte — weil ich dich liebe, Melanie! — Mehr als alles in der Welt liebe ich dich, du Schöne, du

Kluge, du ... ich bin toll und trunken ... hörst du, Melanie, ich liebe dich!"

Er zog die tief Erglühende halb zu sich herab und drückte einen Kuß auf ihre heiße Wange.

„Hans Jochen ... ach! ... was thun Sie!" Sie machte sich rasch, doch mehr verwirrt als gekränkt, von ihm los und eilte nach der Thür des Ateliers.

Er war mit ein paar Schritten an ihrer Seite und hielt sie wieder fest: „Bleibe, Melanie!" rief er mit bebender Stimme. „Ich kann nicht länger warten, ich muß dich heute fragen! Bist du mir denn böse, daß ich es gewagt habe? Kannst du mich nicht lieben?"

Sie besann sich ein kleines Weilchen, und dann reichte sie ihm beide Hände hin, sah ihm frei und ernst in die Augen und sprach: „Ich habe dich ja immer lieb gehabt, Hans Jochen, von klein auf — aber nicht so! Es kommt mir so überraschend ... ich weiß selbst nicht ... laß mir Zeit, daß ich mich fassen kann — ich ... siehst du, ich kann dich doch nicht anlügen, und augenblicklich weiß ich wirklich die Wahrheit über mein Herz noch nicht! Wir sind ja so gute Freunde, nicht wahr? Wir können uns doch Zeit lassen?"

Auf der Treppe hörten sie ganz nahe den ungleichen Schritt der kleinen Malerin. Sie ließen sich los, und er trat vor die Staffelei, während sie rasch zum Fenster lief, um ihr heißes Gesicht gegen die kalten Scheiben zu drücken.

Viertes Kapitel.

Handelt von Schlittenrecht und anderem Unfug mehr.

Um zwei Uhr des Nachmittags setzte sich von dem großherzoglichen Residenzschlosse aus die lange Reihe der Schlitten in Bewegung, welche die eingeladenen Gäste nach dem etwa zwei Meilen entfernten Lustschlößchen Monrepos entführen sollten. Eine große Schar neugieriger Residenzler hatte sich vor dem Schlosse versammelt und harrte in respektvoller Geduld des Aufbruchs der glänzenden Gesellschaft, von welcher für diesen besondren Zweck die ältesten Jahrgänge der Unvermählten, sowie die Eltern erwachsener Kinder ausgeschlossen waren. Die Einladungen waren namens des Erbgroßherzogs und der Prinzessin Eleonore ergangen — es sollte eben ein Fest der Jugend für die Jugend werden, und der aufmerksame Beobachter der paarweise in eignen oder vom Hofe zur Verfügung gestellten Schlitten herbeieilenden Gäste mochte wohl zu dem Schlusse kommen, daß für die eingeladenen Herren das vierzigste, für die Damen das dreißigste Lebensjahr als Altersgrenze angenommen worden sei. Es konnte daher nicht fehlen, daß das Erscheinen der Prinzessin Georgine, welcher der Gothaische Hofkalender mit rücksichtsloser Genauigkeit zweiundvierzig Sommer zumaß, ebenso wie die Beteiligung des Geheimen Medizinalrats Professor Doktor Cordell zu allerlei stacheligen Mutmaßungen und gekicherten Erklärungen Veranlassung gab. Auch unter den Teilnehmern an dem Ausflug selbst erregte die überraschende Anwesenheit dieser würdigen Herrschaften nicht geringe Heiterkeit, wenngleich der Flügeladjutant Prinz Usingen die offizielle Erklärung dieser auffälligen Inkonsequenz mit möglichst ernsthafter Miene dahin abgab, daß man die Gemüter ängstlicher Mütter durch

Anstellung einer zweifellosen Anstandstante zu beruhigen und den bei Schlittenfahrten so beliebten Unglücksfällen durch Mitnahme einer gleichfalls zweifellosen ärztlichen „Autorität" vorbeugen zu müssen geglaubt habe.

Unter Führung von zwei Spitzenreitern im Kostüm des Zeitalters Ludwigs XVI. und unter Eskorte sämtlicher vier Kammerhusaren und noch einiger weiterer Reitknechte setzte sich der glänzende Zug pünktlich zur angegebenen Stunde in Bewegung. Aus der historischen Abteilung des großherzoglichen Wagenparkes waren einige Prachtstücke von Rokokoschlitten hervorgeholt und für diese Gelegenheit in stand gesetzt, ja sogar neu vergoldet worden. Der erste Schlitten, in welchem Georg Friedrich mit seiner Schwester saß, stellte einen goldnen Schwan mit sanft geblähten Flügeln dar; das zweite Prachtstück eine Muschel, aus welcher sich vorn mit nacktem Oberkörper eine jugendliche Frauengestalt emporreckte, auf deren hoch erhobenem rechten Arm sich ein paar Tauben niedergelassen hatten — also wohl so eine Art Geburt der Venus im Zopfgeschmack. In diesem kosigen Gefährt hatte sinnigerweise Prinzessin Chochotte Platz genommen, und an ihre erlauchte Seite war der Adjutant des Erbgroßherzogs, der niedliche Husarenlieutenant Graf Bracke, befohlen worden. Dann folgte im eignen Schlitten, den zwei prachtvolle Schimmel zogen, über deren Rücken sich eine blau- und orangegestreifte seidene Decke blähte, Prinz Usingen mit seiner schönen jungen Gemahlin. Auch von den übrigen zwölf Schlitten stammten noch mehrere aus der fürstlichen Remise; unter dem Rest waren, da sich unter der Hofgesellschaft nur sehr wenige reiche Leute befanden, welche sich den Luxus eines eleganten Schlittens gestatten konnten, mehrere Lohnfuhrwerke und sonstige wenig aristokratische Fahrzeuge vertreten, was aber die gute Laune ihrer Insassen keineswegs beeinträchtigte.

Das gesunde Karmin, das aller Wangen, der Lieutenants wie der jungen Damen, heute so gleichmäßig frisch erscheinen ließ, stammte offenbar aus dem gemeinsamen Schminktopfe freudiger Erwartung. Unter den Insassen der Hofschlitten fielen als besonders hübsche Paare noch auf: das Fräulein von Katz an der Seite des schönen Medizinalrats, und Melanie von Treysa an der Seite des braungebrannten Orientreisenden Baron Kospoth. Man hatte absichtlich junge Ehepaare, Geschwister, Verwandte und unverdächtige gute Freunde zusammengepaart, um nicht etwa die moralische Entrüstung des soliden Bürgertums herauszufordern — für die Rückfahrt im Dunkeln plante man dagegen heimlich ganz andre Dinge.

Mit lustigem, hellem Geklingel jagte der glänzende Schlittenzug durch den Park, um dann, langsamer bergaufklimmend, an der Hofjägerei vorbei, die Chaussee zu erreichen, welche nach Monrepos hinausführte. Die anfängliche Fahrordnung löste sich bald genug auf, da die braven Mietgäule nicht gar lange mit den feurigen Trabern des fürstlichen Marstalles Schritt zu halten vermochten. Aber das übermütige Wettfahren erhöhte nur das Vergnügen, und zwischen den dunkeln Tannenwänden des Forstes, durch den die Fahrt der letzten halben Stunde ging, hallten die anspornenden Zurufe, das Lachen und Schwatzen nur um so fröhlicher wieder. Man legte die zwei Meilen in kaum mehr als einer Stunde zurück und langte vor dem Lustschlößchen an, als eben der matt glühende riesige Sonnenball sich anschickte, hinter die dunkelblaue Wand der Bergkette im Westen niederzusinken. Die zuerst Angekommenen stellten sich vor der Einfahrt auf, um, dem Beispiele der fürstlichen Herrschaften folgend, die Nachzügler mit einem Schnellfeuer von Schneebällen zu empfangen, wofür jene sich beeilten, Rache zu nehmen, so daß, als alle beisammen waren, ein wildfröhliches Kampfgetümmel auf dem tief

verschneiten Rasenplan vor dem Schlößchen tobte. Seine königliche Hoheit der Erbgroßherzog nahm es gar nicht übel, als ihm Wally von Katz durch einen wohlgezielten Wurf die Pelzmütze vom Kopfe schleuderte, und selbst Prinzessin Chochotte samt ihrem weißbärtigen Leibmedikus, welche beiden allein sich von dem Kampfgetümmel fernhielten, wurden hin und wieder von einem verirrten Geschoß getroffen und sahen sich genötigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Hier und dort wurden sogar in ganz homerischem Stile Einzelkämpfe ausgefochten, wobei die Herren allerdings galant genug waren, sich absichtlich den ungeschickten Würfen der Damen auszusetzen und mit ihren besser gezielten Geschossen den erbitterten Amazonen so wenig Schaden zuzufügen wie nur möglich. Auch Melanie von Treysa, welche durch das Erlebnis des Vormittags ernst gestimmt und unterwegs mit erklärlicher Befangenheit den Jugendfreund die Kosten der Unterhaltung fast allein hatte bestreiten lassen, auch sie wurde bald von dem lachenden Uebermute der andern angesteckt und beteiligte sich mit glühendem Eifer an dem lustigen Scharmützel. Vornehmlich lieh sie der Prinzessin Eleonore kräftigen Beistand, die es ganz besonders auf Hans Jochen abgesehen hatte. Er war schon recht übel zugerichtet, als sein fürstlicher Freund und Gönner ihm dadurch zu Hilfe kam, daß er einen Angriff auf Melanie eröffnete und dieser dadurch die Verfolgung des fliehenden Gegners unmöglich machte. Die Prinzessin dagegen, welche heute mit ihren frischen Farben wirklich sehr hübsch aussah, verfolgte Kospoth bis hinter das Schloß, wo er sich ihr endlich zu Füßen warf, um sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Viel lieber hätte sie es freilich gesehen, wenn er, allen Respekt beiseite setzend, von dem Recht des Stärkeren Gebrauch gemacht hätte. Sie hatte es sich so hübsch gedacht, wie sie in mädchenhafter Angst

vor ihm niederknieen und mit sprechendem Augenaufschlag um Gnade bitten wollte! Nun aber benahm er sich nur, wie sich jeder beliebige Höfling, der da weiß, daß es gefährlich ist, mit Fürstlichkeiten zu scherzen, auch benommen hätte. Er ließ sich willig von ihr die Hände mit ihrem Taschentuch zusammenbinden und als Gefangenen zu den übrigen zurückführen — ja, er versäumte es sogar, sich ihre zarte Fessel als Andenken auszubitten!

Die hereinbrechende Dämmerung machte der Schlacht ein Ende, und man beeilte sich nun, den erkämpften Hunger an den guten Dingen zu stillen, welche das vorausgeschickte Küchenpersonal mitgebracht und da drin im Schlößchen zu einem gar leckeren Stillleben aufgebaut hatte. Man speiste an kleinen Tischen, zu höchstens vier Personen in den behaglich durchwärmten Räumen des oberen Stockwerkes, wobei die Kavaliere selbst die Speisen für ihre Damen vom Büffett herbeiholen mußten. Dann ging es hinunter in den geräumigen Gartensalon, den freilich die beiden Kamine mit dem lodernden Klobenfeuer darin nicht allzusehr zu erwärmen vermochten, welchem Uebelstande man dadurch abzuhelfen suchte, daß man zur inneren Erwärmung fleißig Punsch und heiße Fettkräpfel herumreichen ließ. Mit besondrem Jubel wurde die drollige Ueberraschung aufgenommen, die der Erbgroßherzog seinen Gästen dadurch bereitete, daß er eine ganz echte Bauernkapelle aus dem nächstgelegenen Dorfe hierher bestellt hatte, um den hohen Herrschaften zum Tanze aufzuspielen. Diese Banda nazionale setzte sich zusammen aus zwei Geigen, einer greulich quietschenden Klarinette, einer grausam verstimmten Trompete, einer Posaune und einem dreisaitigen Kontrabaß. Aber die frische Winterluft hatte die Nerven des jungen Volkes dermaßen gestählt, daß ihnen das ohrenzerreißende Gelärm dieser plebejischen Musik ein ganz außerordentliches

Vergnügen bereitete. Es wurde in dem verhältnismäßig beschränkten Raume mit einer bei Hofe wohl kaum je gesehenen Ausgelassenheit und Unermüdlichkeit getanzt; selbst der Geheime Medizinalrat that es heute dem jüngsten Lieutenant gleich und mußte lachend zugeben, daß er gegen die gefährlichen Folgen der nassen Füße, die man sich vorhin geholt, kein wirksameres Mittel als dieses energische Tanzvergnügen hätte empfehlen können. Zum Schlusse des ländlichen Balles improvisierte der geniale Vortänzer, Graf Bracke, einen Kotillon ohne alle Apparate, der aber darum nur um so größere Heiterkeit erregte.

Der Zufall der letzten Tour sollte zugleich die Frage der Gruppierung auf dem Heimwege entscheiden. Der Erbgroßherzog mußte das Schicksal spielen und blindlings den Damen, welche Graf Bracke der Reihe nach aufmarschieren ließ, ihre Herren zuweisen. Das Ergebnis dieser blinden Wahl gesellte der Prinzessin Eleonore den Baron Kospoth, der Prinzessin Georgine den schönen Professor, und den Thronfolger selber dem zuletzt aufgeführten Fräulein von Treysa. Diese merkwürdige Feinfühligkeit des Zufalls konnte natürlich nicht verfehlen, etliches Mißtrauen zu erregen, und selbst die unschuldige Miene des kleinen Bracke vermochte die Zweifler nicht zu überzeugen. Freilich wäre jeder der anwesenden Herren sehr gerne mit der schönen Melanie gefahren — aber die andern jungen Damen waren ja auch recht nett, und so fügte man sich denn allerseits mit heitrer Miene der Laune des Zufalls, welcher gegen die geheimen Wünsche der fürstlichen Herrschaften eine so eigentümliche Zuvorkommenheit bewiesen hatte. Wenn irgend jemand, so war Kospoth fest davon überzeugt, daß der Erbgroßherzog das Spiel mit seinem Adjutanten abgekartet hatte, und die Eifersucht trieb ihm heiße Blutwellen ins Gehirn bei dem Gedanken, in wie enger Gemeinschaft die

Geliebte sich nun gleich unter den goldnen Flügeln des Schwans mit dem verliebten Prinzen befinden würde, dessen stürmische Sinnlichkeit er auf der Reise genugsam zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte.

Er benutzte die erste beste Gelegenheit, um sich an Melanie heranzudrängen und ihr erregt zuzuflüstern: „Das wird gefährlich, Melanie! Denke daran, daß ich mich vor Eifersucht verzehre!“

„Sie sind aber heute wirklich langweilig, Hans Jochen!“ versetzte das schöne, vor übermütiger Jugendlust wahrhaft strahlende Mädchen ganz ärgerlich und so laut, daß die Zunächststehenden es hören konnten.

Das Fräulein von Katz hatte auch sehr wohl die unheimlich funkelnden Augen und das verräterische Spiel der Muskeln in Kospoths erregtem Gesicht beobachtet. Sie ergriff ihn zutraulich am Arme, als er sich anschickte, die Gruppe zu verlassen, und raunte ihm zu: „Hören Sie mal, lieber Baron, mit dieser Jammermiene dürfen Sie sich aber durchaus nicht zu meiner gnädigsten Herrschaft in den Schlitten setzen! Sie werden doch nicht so ungezogen sein, sie merken zu lassen, daß Sie lieber mit Melanie von Treysa gefahren wären? Ich kann Ihnen ganz im Vertrauen verraten, daß die Prinzessin sehr glücklich ist, daß gerade Sie ihr zugefallen sind. Und wenn Sie mal ein bißchen keck sein möchten — es wäre wahrhaftig höchste Zeit! Die Treysa hat wirklich recht, Sie sind schrecklich langweilig, Herr Professor.“

Der Tumult des Aufbruchs ersparte Hans Joachim die Verlegenheit, antworten zu müssen. — —

Mit Pechfackeln ausgerüstet stand die reitende Eskorte in Linie vor dem Schlosse aufmarschiert, um den Herrschaften beim Einsteigen zu leuchten. Es war ein phantastisches Bild von seltsam malerischer Wirkung, wie sich

von den hoch erhobenen Pechfackeln der buntgekleideten Reiter die schwarze Rauchwolke kraus zusammenballte, sich rückwärts in einiger Entfernung herabsenkte auf den gespenstisch leuchtenden Schnee, um sich endlich zwischen den dunkel aufragenden Baumstämmen des Schloßparkes zu verkriechen — wie der Wiederschein des gelbrot schwälenden Feuers auf der Schneedecke hin und her huschte, seltsame, tanzende Lichtbilder darauf werfend — und wie dieses unheimliche feierliche Licht all die lachenden, lustigen Menschen, die aufgeregten Pferde, die bereits ungeduldig den bunten Federschmuck ihrer Köpfe schüttelten und ihre Schellen klingeln ließen, mit seinem roten Dunstschleier umhüllte, aus welchem nur die Rückstrahlungen besonders hervorspringender Teile des vergoldeten Zierats wie der metallenen Beschläge am Geschirr hell flimmernde Sterne auftauchen ließen.

Die Führung übernahm auch auf dem Rückwege wieder der Schwanenschlitten des Erbgroßherzogs, der mit zwei feurigen Isabellenhengsten bespannt war. Ihm folgte als zweiter ein gleichfalls noch dem vorigen Jahrhundert entstammender Hofschlitten, in welchem die von dem anstrengenden Tanz und ungewohnten Punschgenuß stark erhitzte Prinzessin Chochotte mit ihrem gelehrten Kavalier Platz genommen hatte, und erst als dritter in der Reihe der Venusschlitten, welchen diesmal Prinzessin Eleonore mit dem Baron Kospoth inne hatte. Graf Bracke hatte die kleine Katz zur Partnerin, Prinzessin Usingen den jüngsten Lieutenant der Garnison zum Kavalier erhalten, der der stattlichen, hohen Frau nur eben bis an die Schulter reichte und sich an ihrer Seite, von ihr sorgsam in das Eisbärenfell miteingewickelt, mit seinen glatten roten Wangen wie ein recht gesundes Riesenbaby ausnahm. Und so ging es fort in ergötzlich launischer Paarung bis zum fünfzehnten und letzten Schlitten.

Wie sorgsam hatte der galante Erbgroßherzog Melanies kleine Füße in den Pelzsack gesteckt, ihre ganze Gestalt mit Tüchern und Decken warm umhüllt und endlich den üppigen Zobelpelz über ihrer beider Kniee gezogen! Es war so wenig Raum auf dem schmalen Rücksitze des Schlittens, daß sich das Paar notgedrungen eng aneinander schmiegen mußte; zudem konnte Melanie, so fest eingewickelt, wie sie war, in all die kostbaren Hüllen, ihre Gliedmaßen kaum regen und mußte es sich gefallen lassen, daß Georg Friedrich sie wie ein Paket in seine Arme nahm und fest an sich drückte. Die eigentümliche Form des Schlittens brachte es mit sich, daß der rittlings hintenaufsitzende Kutscher die Insassen nicht sehen konnte, da sich die goldnen Flügel des Schwanes über deren Häuptern zu einer Art Baldachin zusammenwölbten.

Vor ihren Augen schimmerte matt das Gold des schlangenhaft gewundenen Schwanenhalses, die überlangen Schweife der rosiggelben Rosse ließ der ihnen entgegenblasende Wind oft über den Rand des Schlittens hinwegpeitschen; ihre dreifarbigen Federbüsche flatterten und ihre warme Ausdünstung umhüllte sie mit einer Nebelwolke. Etwa fünfzig Schritte vor ihnen galoppierten die Spitzenreiter, deren düster glühende Fackeln wie die roten Augen einer Lokomotive dem klingelnd dahersausenden Zuge voranleuchteten.

Und da waren sie wieder im dunkeln Tannenwald, zwischen dessen schwarzen Wänden der klare Nachthimmel gleich einem Prunkteppich von dunkelblauem Samt, mit silbernen Sternen bestickt, ausgespannt war. Und Melanie von Treysa schaute hinauf zu diesen Sternen und lächelte. Ein stolzes Frohgefühl, das sich sehnte, laut hinaufzujauchzen in die königliche Pracht dieses Himmelszeltes, hob ihr die junge Brust und jagte ihr das Blut rascher denn je zuvor durch die Adern. Sie seufzte tief auf; aber nicht in ängstlicher Befangenheit, zweifelnd an der Wirklichkeit

des Märchenzaubers, der so berauschend alle ihre Sinne umfing, sondern im Gegenteil dies alles als etwas ganz Selbstverständliches, als eine ihrer Schönheit zukommende Huldigung empfindend. Sie dachte auch nicht daran, eine wie tiefe Kluft sie von dem Manne trennte, dessen heißer Atem ihre kalten Wangen streifte, dessen glühende Blicke — das empfand sie, obwohl sie zu den Sternen hinaufsah — unverwandt auf ihrem Antlitz ruhten. Sie fühlte sich geboren für den Platz an seiner Seite, und sie hätte sich keinen Augenblick gewundert, wenn diese tolle Fahrt sie geradeswegs zu einer stolzen Kathedrale gebracht und er sie an der Hand zu den Stufen des Hochaltars geleitet hätte, um sie dort krönen zu lassen als seine Königin. Freilich, wenn sie überhaupt im stande gewesen wäre nachzudenken, so hätte sie sich ausgelacht wegen solcher kindlichen Phantasieen — aber sie dachte eben gar nicht, sie empfand nur voll ihr üppiges junges Leben, die selige Wirklichkeit des Gegenwärtigen — und alles war so ungemein einfach und selbstverständlich!

„Ich fordre nun mein Schlittenrecht," flüsterte Georg Friedrich ihr ins Ohr.

Bei dem Sausen des Windes, bei dem hellen Silbergeläute hatte sie ihn nicht verstanden, aber sie wandte ihre glänzenden braunen Augen von den Sternen zu ihm und blickte lächelnd zu ihm auf. Da fühlte sie plötzlich seine Lippen auf den ihren. Sie wußte nicht, wie ihr geschah — doch auch dies war so selbstverständlich — es mußte wohl zu dem übrigen so dazu gehören! Und sie duldete es ohne Widerstand, daß in langem, heißem Kusse sein Mund sich an dem ihren festsog.

„Ich liebe dich, Melanie! Dazu mußte ich die Welt durchreisen, um dich hier im heimischen Walde zu finden, mein süßes Kleinod! — Ich bin dein, du bist mein — du hast deinen kleinen Fuß auf meinen Nacken gesetzt — es

ist gut so; laß mich so liegen, das Haupt vor dir in Demut gebeugt — ich bin dein Sklave, du Herrliche . . ."

Und der Prinz berauschte sich an seinen eignen schönen Worten, flüsterte und stammelte immer weiter. Alles, was von poetischer Einbildungskraft in seiner empfänglichen Seele schlummerte, wurde wach in dieser seligsten Stunde seines Lebens und fand ungesucht einen Ausdruck, wie er dem frivolen, verwöhnten jungen Manne bisher niemals eigentümlich gewesen war.

„Hast du es denn nicht auch gefühlt, Mädchen, vom ersten Augenblicke an, daß wir füreinander bestimmt sind? — Liebst du mich — sprich, Melanie, sage doch: liebst du mich nicht auch?"

Sie fand keine Antwort; halbverstanden nur klangen die berauschenden Worte des Prinzen ihr ins Ohr, gleichsam als tiefere Goldtöne sich abhebend aus dem silbernen Klingklang des Schellengeläutes, das mit seinem lieblichen Gekicher die kalte, schweigende Nacht so lustig belebte. Sie sprach kein Wort, sondern wischte nur immer wieder in traumverlorenem Lächeln nach jedem seiner Küsse die Tauspuren seines Schnurrbartes mit der weißen Federboa von ihren Wangen und Lippen. — — —

In dem Venusschlitten dagegen war es die Dame, welche fast ausschließlich die Unterhaltung führte; denn es wollte dem armen Hans Jochen durchaus nicht gelingen, seiner selbstquälerischen Verbitterung Herr zu werden und sich zur Erfüllung seiner Ritterpflicht zu zwingen.

Die Prinzessin begann von der Schönheit dieser Nacht zu schwärmen — er pflichtete ihr einsilbig bei. Sie beklagte in elegischem Tone das Los eines auf dem Throne geborenen Mädchens, dem es so selten vergönnt sei, rein menschliche Freuden nach Herzenslust harmlos zu genießen. Er entdeckte nicht den tieferen Sinn, den sie in ihren

Worten versteckte, und fand als Erwiderung nur gleichgültige Redensarten. Sie fing an von ihrem Bruder zu sprechen und von dem tiefen Eindruck, den das schöne Fräulein von Treysa auf sein Herz gemacht habe — da verstummte er gänzlich.

Nun gab sie endlich ihr fruchtloses Bemühen auf, flüsterte, in sich zusammenschauernd: „Es ist doch bitter kalt!“ und dann lehnte sie sich, ihren Pelzmantel fester um sich raffend, zurück und schloß die Augen.

Auch Kospoth drückte seine brennenden Lider zu und begann zu träumen. Vor seinem Blicke erschien die kleine fünfjährige Melanie, wie er sie auf sein Pony gehoben hatte und mit ihr im Parke von Treysa herumgetrabt war. Und dann sah er das reizend knospende junge Mädchen mit seiner raschen, anmutig tappigen Beweglichkeit, wie es zu den Weihnachtsferien aus der Dresdener Pension nach Hause gekommen, und sich selbst als hochgelehrten Studenten in höheren Semestern, der mit so lächerlichem Ernste beflissen war, ihre kindlichen Einbildungen zu zerstören und von allem Menschenthun, das sie bislang bewundert hatte, den Schleier wegzuziehen. Und endlich durchlebte er wieder den Augenblick des Wiedersehens bei Hofe und fühlte noch einmal das ganz wunderbar schnelle Wachstum seiner Liebe im rasch klopfenden Herzen nach, und in seiner lebhaften Einbildungskraft gestaltete er sich das Ende dieses Tages, von dem er so viel des Glückes erwartet hatte, so aus, wie er es sich auf dem Hinweg erträumte. Er wand seinen Arm um die Schultern der Geliebten, die sich so warm an seine Seite schmiegte, und dann — preßte er den ersten Kuß bräutlicher Liebe auf ihre ihm halbgeöffnet entgegenschmachtenden Lippen . . .

„Mein Gott! was haben Sie gethan?“ seufzte die Prinzessin, indem sie sich sanft seinen Armen entwand.

„Wenn das der Kutscher gesehen hat!" flüsterte sie, sich wieder zu ihm beugend, und sah ihn dabei mit so beglückter Befangenheit von der Seite an, daß er wohl merken mußte, wie wenig ernst es ihr mit ihrem Vorwurfe sei.

Hans Joachim riß ganz erstaunt seine Augen auf und konnte kaum begreifen, wie er zu der Kühnheit gekommen war, die Prinzessin zu küssen. „Verzeihung, Hoheit — ich glaubte . . . das Schlittenrecht . . ."

Da gab es plötzlich unmittelbar vor ihnen ein lautes Knacken und Krachen, gefolgt von dem angstvollen Gekreisch einer Frauenstimme.

Bei einer scharfen Biegung des Weges war der Schlitten der Prinzessin Georgine ziemlich unsanft gegen einen Baumstamm geschleudert worden, wobei die altersschwache Kufe zerbrach und bei dem plötzlichen Umkippen nach der äußeren Seite sowohl die gewichtige kleine Prinzessin wie der ehrwürdige Geheime Medizinalrat in den tiefen Schnee des Chausseegrabens geflogen waren. Der Kutscher war höchst unsanft mit der Nase gegen den hohen Rand des Schlittens gestoßen, hatte sich aber noch im Sattel zu halten vermocht und die Zügel nicht aus der Hand gelassen. Alle die nachfolgenden Schlitten machten natürlich an der Unglücksstätte Halt und die Herren sprangen heraus, um den beiden Beistand zu leisten. Doch als die qualmenden Fackeln der Reitknechte den mit dem Kopf voran im Schnee steckenden und sich mühsam herausarbeitenden Professor, sowie die verstörten Antlitzes wie ein verängstigtes Hühnchen im Graben sitzende Prinzessin beleuchteten, und als man sie endlich beide wieder auf die Beine gestellt und sich versichert hatte, daß sie sich nicht den geringsten Schaden gethan hatten, da war es niemand mehr möglich, seine Heiterkeit im Zaume zu halten. Unter unauslöschlichem Gelächter und Gekicher, in das die beiden Unglücksgefährten schließlich selbst mit

einstimmen mußten, wenn sie ihre Verlegenheit nicht noch verschlimmern wollten, wurden sie getrennt in zwei der geräumigeren Mietsschlitten untergebracht. —

„Wo ist denn mein Bruder geblieben?“ fragte die Prinzessin Eleonore erstaunt, als sich der Zug wieder in Bewegung setzte und sie nun ihren Venusschlitten an der Spitze sah.

Kospoth blickte erschrocken um sich — der goldne Schwan war samt den beiden Spitzenreitern im Dunkel der Nacht verschwunden!

Auch der Erbgroßherzog hatte das Krachen und Kreischen hinter sich sehr wohl vernommen, aber alsbald dem Kutscher Befehl gegeben, scharf zuzufahren und sich um nichts zu kümmern. Kaum zehn Minuten später langte sein Schlitten vor der Hofjägerei an. Dort half er Melanie aus ihren warmen Hüllen heraus und geleitete sie die Treppe hinauf.

Der Kammerherr Baron von der Rast hatte das nahende Geklingel gehört und war eiligst zum Fenster gelaufen, um den Zug vorbeikommen zu sehen. — Jetzt stand er, mit der Lampe in der Hand, oben auf der Treppe und leuchtete, mit faunischem Lächeln sich tief verneigend, seinem gnädigsten jungen Herrn und dessen holder Gefährtin entgegen.

Fünftes Kapitel.

Handelt von Herbsttrieben, Hof-, Stadt- und Coulissenklatsch.

Frau Thea Lindner, die altbewährte Primadonna des großherzoglichen Hoftheaters, empfing heute ihren hohen Freund und Gönner, den Grafen Worbis, in einem sehr kleidsamen Schlafrock mit weiten Aermeln. Als der Oberhofmarschall zu seiner gewohnten Stunde, des Nachmittags

um fünf Uhr, eintrat, lag die verdiente Sängerin auf der Chaiselongue in ihrem kleinen Boudoir, vorteilhaft beleuchtet von dem gedämpften Lichte der rotumschirmten Lampe, ungefähr in der Stellung der schlafenden Ariadne, die berühmten klassischen Arme, von denen die weiten Aermel zweckentsprechend zurückgeglitten waren, anmutig über dem Haupte verschränkt.

„Ah, meine liebe Excellenz!“ rief sie mit matter Stimme dem Eintretenden entgegen, richtete sich halb auf und setzte vorläufig einen Fuß auf den Boden, wobei außer diesem nicht üblen Fuße auch noch ein ansehnliches Stück eines nicht eben zarten, aber wohlgepflegten, d. h. feinbestrumpften Beines, zum Vorschein kam. „Ach, meine liebe Excellenz, Sie entschuldigen wohl, wenn ich Sie so empfange! Es ist mir unmöglich gewesen, heute Toilette zu machen. Mein Nervensystem . . . .“

„O, Sie befinden sich nicht wohl, verehrteste Frau?“ rief Graf Worbis mit besorgter Miene. „Bitte, bitte, bleiben Sie nur liegen, derangieren Sie sich meinetwegen nicht! Sie haben gewiß wieder Alterationen gehabt?“

„Ach ja!“ seufzte Frau Thea, indem sie mit einer lächelnden Duldermiene in ihre Ariadnelage zurückkehrte. „Diese intrigante Person, die Bolandt, hat mir wieder einmal einen Streich gespielt, den mein Nervensystem wohl nicht so bald verwinden wird.“

„Ah, wirklich! Sie hat wieder gewagt . . .? Ja, ja, die Gunst unsres guten Baron Camp hat dieser Dame einen gewissen Aplomb verliehen in ihrer Anmaßung, die in der That . . . o meine arme, schöne Freundin! erzählen Sie doch, was hat man Ihnen angethan?“

Der Graf rückte sich einen niedrigen Polstersessel an das Ruhelager seiner Schönen und wagte seinem Mitgefühl durch leises Streicheln der berühmten klassischen Arme Aus-

druck zu geben. Frau Lindner aber erhob die Augen in schmerzlicher Anklage gen Himmel und begann: „Denken Sie also, gestern bringt mir der Theaterdiener ein Schreiben von der Intendanz — nicht einmal ein Handschreiben des Barons, sondern ganz einfach einen büreaukratischen Erlaß, worin mir mitgeteilt wird, daß man, um mich in meiner anstrengenden Thätigkeit zu entlasten, die jugendliche Partie der Senta für diese Saison dem Fräulein Bolandt anvertrauen wolle; der Theaterdiener hätte Auftrag, die Noten sofort mitzunehmen. Was sagen Sie dazu, Excellenz? Die jugendliche Partie der Senta! Das „jugendliche" war sogar malitiöserweise unterstrichen — als ob für diesen Holländer, der doch mindestens schon sein fünfzigjähriges Jubiläum als Schiffskapitän gefeiert hat, die Senta durchaus ein so unreifes Ding sein müßte, das kaum die Eierschalen abgeworfen hat! Sie werden meine Erregung begreifen, mein teurer Freund! Ich sagte dem Theaterdiener mit einem flammenden Blicke, daß ich mir erlauben würde, die Partie persönlich in die Hände des Intendanten zurückzulegen. Ah, Sie hätten sehen sollen, in welcher Verwirrung der elende Sklave sich zurückzog! Ich suchte den Baron noch gestern nachmittag in seiner Wohnung auf — er ließ sich feige verleugnen! Aber heute morgen habe ich mich zur Geschäftsstunde in sein Büreau verfügt. Und wer saß dort auf dem Rande des Tisches und schlenkerte mit den Füßen? Natürlich die Bolandt! O, diese Person hat die Manieren eines Meerschweinchens — aber natürlich, ihr zuliebe hat der Herr Intendant nichts dagegen einzuwenden, daß man sich in dem Intendanturbüreau des großherzoglichen Hoftheaters aufführt, wie in dem Sprechzimmer eines Schmierendirektors! Und die Person bemühte sich gar nicht einmal vom Tische herunter bei meinem Eintritt. Sie nickte mir gnädig zu — einen Hut hatte sie wieder auf, von einer Ge-

schmacklosigkeit, sage ich Ihnen — echt! Ich sah sie selbstverständlich gar nicht. ‚Ah, verehrte Frau, Sie bemühen sich selbst?‘ rief mir der Baron zu. ‚Nicht wahr, Sie haben doch nichts dagegen, daß ich die Senta unsrer lieben jugendlich dramatischen . . .‘ Sie hätten nur hören sollen, wie er das ‚jugendlich‘ wieder betonte, aber ich war nicht verlegen um die Antwort: ‚Sie scheinen vergessen zu haben, Herr Baron,‘ sagte ich, ‚daß eine Bühnenkünstlerin immer genau so alt ist, wie sie aussieht.‘ Darauf wußte er nichts zu erwidern! Schließlich brachte er ganz verlegen heraus: ‚Ja, meine Gnädige, Sie verkennen meine Motive vollkommen. Ich gebe gern zu, daß Ihre unverwüstliche Schönheit im Lichte der Rampe die Hälfte ihrer Jahre zu unterschlagen weiß; aber ich glaubte, Ihnen darin entgegenkommen zu müssen, daß ich Ihnen gewisse Anstrengungen erspare, welche Ihnen vielleicht gar gefährlich werden könnten. Sehen Sie, wenn Sie sich als Senta ins Meer stürzen müssen — solche Sprünge dürfen Sie doch wirklich in Ihren Jahren nicht mehr machen.‘ — Sie verstehen, das sollte eine Bosheit sein — und diese Person, die Bolandt, kicherte hinter meinem Rücken in ihr Taschentuch. Ich kochte vor Wut, aber ich nahm mich zusammen und sagte eisig kalt, mit einem vernichtenden Blick auf die Bolandt: ‚Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Baron, daß Sie so besorgt sind um meine persönliche Sicherheit; aber ich darf mir vielleicht erlauben, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich bei allen meinen Sprüngen niemals zu Falle gekommen bin — was selbst gewisse sehr jugendliche Damen kaum von sich zu behaupten wagen dürften.‘ Das war doch gut heimgegeben, nicht wahr? Ah, ich hatte die Genugthuung, diese Komödiantin unter ihrer fingerdicken Schminke erbleichen zu sehen, während ich stolz an ihr vorbei zur Thüre hinausrauschte.“

„O, meine teure Frau, was müssen Sie gelitten haben!“

warf der hagere Graf mit seiner stets bedeckten Stimme ein. Sie hatte sich während ihrer Erzählung wieder halb aufgesetzt, um ihre Gliedmaßen zur dramatischen Veranschaulichung der geschilderten Vorgänge zur Verfügung zu haben. Der Graf ergriff ihre herabhangende Rechte, um sie erst an sein Herz und sodann an seine Lippen zu drücken. Dann fügte er mit verschmitztem Lächeln noch hinzu: „Ich glaube überhaupt, Sie dürften mit Ihrer letzten Bemerkung den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Ich meine den Fall Bolandt, ähähä!"

„Zweifelten Sie vielleicht noch?" versetzte naserümpfend die immer noch schöne Mutter der sechs erwachsenen Kinder. „Das weiß ja die ganze Residenz, in welchem Verhältnis die Person zu dem Herrn Intendanten steht — außer seiner Frau natürlich. Es ist wirklich ein Skandal! Man müßte der Frau Baronin einmal die Augen öffnen, damit sie wenigstens nicht fortfährt, die Geliebte ihres Mannes mit solcher Liebenswürdigkeit in ihrem Hause zu empfangen. Ich begreife übrigens nicht, wie man als Frau eines Theaterintendanten so blind sein kann. Das Mädel singt ja jetzt geradezu alles — eine so blutjunge Anfängerin und die Senta! wer da noch nichts merkt . . .!"

„Seien Sie nicht grausam, Frau Thea!" bat der Oberhofmarschall. „Die gute Frau von Camp ist etwas — beschränkt, und darum hat sie auch noch Illusionen. Es sind doch die Illusionen, welche das Glück des Lebens ausmachen. Lassen Sie also der guten Frau ihr bescheidenes Glück!"

„O, glauben Sie, daß ich mich dazu hergeben würde, die Angeberin zu spielen?" entgegnete Frau Lindner würdevoll. „Bin ich vielleicht eine Klatschbase, die die schmutzige Wäsche ihrer Kolleginnen in den Salons der Gesellschaft wäscht? Unter uns, mein verehrter, lieber Freund, da ist es ja etwas andres, da lacht man ja wohl über so eine

pikante kleine Coulissengeschichte. Aber Sie wissen ja am besten, ein wie harmloses Geschöpf ich von Natur bin, wenn man mich nicht gar zu sehr reizt. Und sehen Sie, die Frechheit, die Undankbarkeit dieser Person . . . so etwas empört mich in tiefster Seele!"

„Pardon! Undankbarkeit?" warf der Graf ein.

„Nun ja, ich dächte doch, wenn ein so junges Ding mit so mäßigem Talente der Verliebtheit ihres Chefs alles verdankt, dann könnte sie ihm doch wenigstens treu sein! Aber ich glaube, die Treue ist in dieser Generation überhaupt ausgestorben."

„O, meine teure Frau Thea!" flüsterte der alte Kavalier, indem er den Aermel ein wenig zurückzustreifen und einen leichten Kuß auf ihren Arm zu hauchen wagte.

Sie überließ ihm ihren Arm und fuhr eifrig fort: „Sie erinnern sich doch noch, daß Baron von Camp im Oktober einen Schlaganfall hatte, und seither ist es ja auch mit seiner Gesundheit nicht mehr so ganz gut gegangen. Man sprach sogar davon, daß er beabsichtige, mit Ablauf dieser Saison sein Amt niederzulegen. Die Bolandt, berechnend und rücksichtslos, wie sie ist, fragte sich natürlich gleich: wer dürfte wohl der Nachfolger werden?"

„Und da verfiel sie vermutlich auf den Kammerherrn von der Rast?" lachte der Oberhofmarschall. „Der hat es wenigstens schon oft deutlich zu verstehen gegeben, daß er sich berufen fühle, eintretenden Falls unsern Baron Camp zu ersetzen."

„Ganz recht! Das weiß man auch in unsern Kreisen. Bei seinem außerordentlichen Interesse für das Theater . . . hahaha!"

„Sie Schelm, Sie! ähähä!"

„Natürlich hatte die Bolandt nichts Eiligeres zu thun, als beim ersten Lautwerden der Rücktrittsgerüchte ihre Netze

nach dem dicken Kammerherrn auszuwerfen." Sie senkte ihre Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern herab: „Ich weiß positiv, daß sie einen Schlüssel zur Gartenthür der Hofjägerei besitzt. Außerdem zeigt sie sich so vertraut mit den pikanten Geheimnissen dieses großherzoglichen Dienstgebäudes, daß gar kein Zweifel mehr möglich ist. Sie ist nämlich sehr offenherzig, die Volandt."

Der alte Herr horchte verwundert auf. „Die pikanten Geheimnisse der Hofjägerei? Was wollen Sie damit sagen?"

„Aber, Excellenz, sollten Sie allein noch nichts davon gehört haben, wie eifrig sich der Erbgroßherzog für die verwachsene kleine Malerin dort oben in der Mansarde interessiert?"

„Allerdings, ich habe davon gehört. Unser Fräulein von Katz machte mich, glaube ich, darauf aufmerksam. Aber ich wüßte nicht. . . ."

„Glauben Sie wirklich, daß Seine Königliche Hoheit die anspruchslose Kunst der armen Doris so interessiert — oder daß das schöne Fräulein von Treysa so ganz uneigennützig der Unterhaltung der kleinen Malerin so viele schöne Stunden des Tages opfern sollte?"

„Ja allerdings, ich weiß, der Erbgroßherzog ist sehr portiert für das schöne Fräulein; aber sie selbst ist so zurückhaltend, so vollkommen ladylike in ihrem Benehmen, daß ich wirklich nicht glauben kann . . ."

„Wirklich nicht? Glauben Sie wirklich nicht, daß ein so galanter, feuriger Prinz wie seine Königliche Hoheit selbst eine sehr spröde junge Dame der Gesellschaft in ihren Grundsätzen wankend machen könnte? — Vorigen Sonnabend nachmittag war Fräulein Doris von der Rast zu einem Damenkaffee bei der Frau Oberhofprediger eingeladen. Fräulein von Treysa war auch geladen, hatte sich aber damit entschuldigt, daß sich ihre Mutter sehr unwohl

fühle. In der Dämmerstunde kommt die Bolandt durch die Gartenpforte und sieht einen Mann auf dem verschneiten Pfade ihr entgegenkommen. Husch! verschwindet sie hinter einem dicken Baumstamm und erkennt in dem Vorübergehenden — Seine Königliche Hoheit!"

„Ah! Was Sie da sagen!"

„Und oben im Atelier war noch Licht!"

„Und das hat Ihnen die Bolandt selbst erzählt?"

„O, wie können Sie glauben! Mit der Person wechsele ich selbstverständlich kein Wort. Ich habe die Geschichte aus zweiter Hand."

„Sie dürfte also bereits so ziemlich stadtbekannt sein!" bemerkte der alte Hofmann bitter und legte dabei nachdenklich die hohe Stirn in Falten, und dann fuhr er, halb für sich sprechend, fort: „Ich fühle mich verpflichtet, Serenissimus von diesen Gerüchten Mitteilung zu machen. Mein allergnädigster Herr wird es entschieden nicht dulden, daß die einzige Tochter des verdienten alten Generals, eines Edelmannes aus erlauchtem Geblüt, auf diese Weise durch den Thronfolger kompromittiert werde!"

Frau Thea beugte sich neugierig vor und legte ihre Hand zutraulich auf das spitze Knie der hageren Excellenz. „Was werden Sie thun?" forschte sie begierig. „Werden Sie den Erbgroßherzog wieder auf Reisen schicken?"

Graf Worbis schüttelte energisch den Kopf. „O, gewiß nicht! Diese Reise hat Seiner Königlichen Hoheit in gewisser Beziehung gar nicht gut gethan; es haben sich da Einflüsse an ihn herangedrängt . . ."

„Ah, ich verstehe! Der junge Baron Kospoth! Ich habe den Herrn immer für etwas . . . wie soll ich sagen . . . nicht ganz comme il faut gehalten. Denken Sie, erst neulich hat er die Taktlosigkeit begangen, meinem Manne zu sagen, wir besäßen ja hier in der Bolandt ein außerordent-

lich hoffnungsvolles Talent! Er versteht offenbar gar nichts von Kunst — aber sagen Sie, was werden Sie denn nun mit dem Erbgroßherzog anfangen?"

„Wir werden ihn verheiraten!" versetzte der Oberhofmarschall mit Entschiedenheit und richtete sich zu seiner vollen Länge auf. Er hatte im Vorzimmer Schritte vernommen.

„Ah! Darf man wissen?" rief Frau Lindner neugierig, indem sie sich gleichfalls erhob.

„Ich habe schon diverse Prinzessinnen in petto," erwiderte der Graf ausweichend.

Da ging die Thür auf und herein trat mit vielen Bücklingen und devoten Grimassen der Lokalkomiker Herr Ottomar Lindner.

„Ah, Excellenz geben uns die Ehre!"

„Ich war eben im Begriffe aufzubrechen, Sie verzeihen, mein lieber Herr Lindner! Was macht die auswärtige Familie?"

„Schulden, Excellenz, Schulden!" versetzte der Schauspieler mit einer Kummermiene, die sein faltiges Gesicht noch komischer als gewöhnlich erscheinen ließ. „Ja, ja, die Vatersorgen, Excellenz! Mein Sohn Roderich hat geschrieben. Ich hätte nie geglaubt, daß einem ein Einjähriger so teuer zu stehen kommt. Die andern haben alle die Flasche gekriegt, sobald meine Frau wieder die Bretter betrat — aber die Flaschen dieses Roderich — — unheimlich, Excellenz!"

„Nun, wenn Sie in Verlegenheit sind, wir können ja einmal darüber reden," sagte der Graf, dem Komiker huldvollst die Hand drückend.

Und Frau Thea trat mit ausgebreiteten Armen auf ihren wohlthätigen alten Anbeter zu und rief pathetisch: „O, welch ein goldenes Herz Sie sich doch bewahrt haben, Excellenz!"

„Ist das ein Wunder, da ich den Vorzug Ihres Umganges genießen darf, meine teure Frau Thea?"

Er küßte ihr die schöne Hand, verneigte sich mit gewinnendem Lächeln vor beiden Ehegatten und verließ sodann, von Herrn Lindner hinausbegleitet, das traute Häuschen. — — —

Der Heimweg führte Se. Excellenz den Grafen Worbis an dem Hause des Geheimen Medizinalrats und Professors Cordell vorüber, welches fast schon ein Palast zu nennen war. Der Geheimrat konnte sich schon einigen Luxus erlauben; denn er war ein schwer reicher Mann, dem seine Praxis als Nerven- und Irrenarzt, solange er noch seine Professur an einer der größten deutschen Universitäten innegehabt, Hunderttausende eingebracht hatte. Seiner anstrengenden Thätigkeit müde, hatte er sich im fünfundfünfzigsten Lebensjahre in die kleine Residenz, der er entstammte, zurückgezogen und ehrenhalber sich zum Leibarzt des Großherzogs machen lassen, obwohl er als Spezialist wohl kaum zu wirklicher ärztlicher Behandlung der höchsten Herrschaften herangezogen werden konnte. Aber seine schöne, stattliche Erscheinung, sein berühmter Name und seine gewinnenden Manieren machten ihn zu einer bei Hofe und in der Gesellschaft sehr gesuchten Persönlichkeit. Auch sah es der Großherzog wie der Bürgermeister sehr gern, wenn reiche Leute sich hübsche Häuser in der Residenz bauten und hier ihre Renten verzehrten — und die burgähnliche gotische Villa des Geheimen Medizinalrats bildete in der That den hervorragendsten architektonischen Schmuck der vornehmen Parkstraße, in der sie gelegen war.

Als, wie gesagt, der Oberhofmarschall an dem stattlichen Gebäude vorüberschreiten wollte, sah er vor dessen Thor einen Hofwagen halten. An der Livree des Lakaien, der, auf dem Trottoir auf und nieder stampfend, sich die

kalten Füße wärmte, erkannte er, daß der Wagen von einem Mitgliede der großherzoglichen Familie benutzt werde. Als er sich wenige Schritte hinter dem Lakaien befand, hörte er, wie der Mann dem Kutscher auf dem Bocke zurief: „Himmelbataillon! Jetzt habe ich's en balde satt! Was die Alte da bloß solange zu mähren hat!"

„Sagen Sie mal, wer ist denn dadrin bei dem Herrn Geheimrat?" redete Graf Worbis den Mann an, indem er ihm leicht auf den Arm tippte.

Der Lakai wandte sich rasch um und bekam einen gewaltigen Schreck, als er den allmächtigen Würdenträger gewahrte. Er riß seinen Hut vom Kopfe und stotterte ängstlich: „Ihre Durchlaucht die Prinzessin Georgine geruhen, dem Herrn Geheimrat seit einer Stunde zum Geburtstag zu gratulieren."

„Ach so! Nun, ich will einmal nichts gehört haben," versetzte der Graf, mit dem Finger drohend, und vermochte nicht ganz ein leichtes Lächeln zu unterdrücken. Er blieb stehen und überlegte ein Weilchen, ob er nicht vielleicht hinaufgehen und dem berühmten Manne gleichfalls eine kurze Gratulationsvisite abstatten sollte. Zwar war es ihm gar nicht bekannt gewesen, daß er heute sein Wiegenfest feiere, und wenn er als Oberhofmarschall hier erschiene, so gewänne der Besuch sofort einen gewissen offiziellen Anstrich — und er wußte nicht, wie die Herrschaften darüber dachten.

Aber während er noch unschlüssig vor dem kunstvoll geschmiedeten Gitterthor stand, that sich die Hausthür auf, und am Arme des weißbärtigen Professors erschien die kugelrunde Prinzessin Georgine und chassierte geziert an seiner Seite nach dem Wagen. Graf Worbis trat zur Seite und zog seinen Hut.

„Sie hier, mein lieber Graf?" rief die kleine Prinzessin mit ihrer etwas schrillen Stimme und drückte dabei, wie wenn sie einen Schreck bekommen hätte, die Rechte beschwichtigend

gegen den stattlichen Busen. „Sie wollten gewiß unserm verehrten Geheimrat zum Wiegenfeste gratulieren?"

„Allerdings, Durchlaucht! Ich war im Begriff. . ."

„Da gehen Sie nur schnell mit ihm ins Haus! Unser verehrtes Geburtstagskind erkältet sich sonst," fiel die Prinzessin rasch ein, indem sie auf die Barhäuptigkeit ihres Begleiters hinwies.

Doch der galante Psychiater ließ es sich nicht nehmen, seinem durchlauchtigen Gast noch beim Einsteigen behilflich zu sein. Die Prinzessin hielt die Hand fest, die er ihr zum Abschiede in den Wagen hineinreichte, und flüsterte ihm so laut, daß es der Graf vernehmen konnte, zu: „Wollen wir es ihm nicht gleich sagen? Er muß es ja eigentlich doch zuerst erfahren."

„Gewiß, gewiß! Ich bin sehr dafür," erwiderte jener. „Soll ich vielleicht. . ."

„Nein, ich will lieber selbst. . . . ich will gleich beweisen, daß ich keine Menschenfurcht kenne." Und dann rief sie dem noch am Thore harrenden Grafen zu: „Ach, meine liebe Excellenz, darf ich Sie einladen, mit mir zu fahren? Ich hätte Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen."

Graf Worbis verbeugte sich, drückte dem Medizinalrat mit einem flüchtigen Glückwunsch die Hand und stieg dann gehorsam zu der kleinen Durchlaucht in das Coupé.

Fast geräuschlos rollte der Wagen über die festgefrorene Schneedecke der Parkstraße dahin. Es herrschte völlige Dunkelheit in dem engen Raum und nur so oft der matte Schein einer der weit auseinanderstehenden Petroleumlaternen — denn die Gasleitung erstreckte sich nicht bis in den Park hinaus — über den lichtblauen Atlas huschte, mit dem das Coupé innen ausgeschlagen war, vermochte der Oberhofmarschall die Merkmale ungewöhnlicher Erregung in dem wie immer stark geröteten Gesichte der Durchlaucht zu erkennen.

Etwa zwei Minuten lang hatten sie schweigend nebeneinander gesessen, ehe Prinzessin Chochotte Anstalt traf, mit ihrer Neuigkeit herauszurücken. „Meine liebe Excellenz," begann sie zimperlich, „Sie haben mir bereits so zahlreiche Beweise Ihrer freundschaftlichen Ergebenheit zu teil werden lassen. . . ."

Der Graf konnte sich im Augenblicke nicht besinnen, worauf die Prinzessin anspielte, denn er hatte sich niemals sonderlich viel um sie gekümmert.

„Ich schöpfe daraus den Mut, Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten."

„Durchlaucht haben nur zu befehlen!" beeilte sich der alte Hofmann zu versichern; innerlich aber sagte er sich: „Die wird sich gewiß hinter Cordell gesteckt haben, daß der ihr einen Aufenthalt in Italien oder sonst irgend etwas recht Angenehmes und Kostspieliges verschreiben soll, und ich kann nun bei Serenissimus die Kastanien aus dem Feuer holen. Na, das kann hübsch werden!"

„Es ist Ihnen wohl bekannt, welche aufrichtige Verehrung ich von jeher für unsern berühmten Geheimrat hegte. Ich habe immer zu ihm aufgeblickt wie zu einem . . . wie soll ich sagen — einem . . . nun, wie man zu einem solchen Wohlthäter der Menschheit eben aufblicken muß. Besonders wir Frauen von fürstlichem Stande haben ja die schöne Pflicht, alle Bestrebungen zum Heile der leidenden Menschheit zu unterstützen. Und dann bin ich ja auch selbst bei meinem angegriffenen Nervensystem . . ."

„Die und angegriffenes Nervensystem!" dachte der Graf. „Die ist ja schlechterdings nicht umzubringen!"

„. . . darauf angewiesen, mich fortwährend unter der liebevollen Aufsicht eines sorgsamen Arztes zu sehen. Kurz und gut, ich habe mich heute mit Professor Cordell — verlobt!"

„Herr des Himmels!" hätte die Excellenz beinahe laut

ausgerufen, so sehr überraschte ihn diese unvermutete Wendung, und laut stotterte er: „Ah, Durchlaucht! Das ist in der That ein Schritt, der ... ich weiß nicht, wie Königliche Hoheit das aufnehmen wird. Ist es in der That Ihr fester Entschluß, Durchlaucht, oder nur ... sozusagen eine Idee?"

„Nein, keine Idee — ein fait accompli, mein lieber Graf! Sagen Sie doch selbst, warum sollte ich nicht dem Zuge meines Herzens folgen? In meiner bescheidenen Stellung binden mich ja durchaus keine politischen Rücksichten. Es wird vermutlich zu keinem Kriege kommen wegen dieser Heirat, ja nicht einmal zu einem Kabinettssturz. Warum sollte also der Großherzog als Chef des Hauses zögern, seine Einwilligung zu geben?"

„Durchlaucht haben vollständig recht!" pflichtete der Graf bei, „aber in dieser Zeit, die in so beklagenswerter Verblendung an den geheiligten Privilegien der Souveränität zu rütteln wagt, in dieser Zeit, die die schrankenlose Freiheit des Individuums auf ihr Panier geschrieben hat ..."

„Ach, mein lieber Graf, das ist alles sehr schön, Sie haben gewiß vollkommen recht; aber Sie müssen einer Dame schon gestatten, zunächst einmal als Weib zu empfinden. Sehen Sie, eine wenig begüterte Prinzessin wie ich muß ja von vornherein darauf verzichten, ihre Lebensaufgabe oder gar das Glück der Liebe auf Königsthronen suchen zu wollen. Ich weiß ja auch, daß ich nicht schön bin — was man mir sonst noch nachsagt, weiß ich nicht; aber ich habe viele Feinde, o ja! leugnen Sie es nicht! Man wird mir auch dies Glück nicht gönnen."

„O Durchlaucht, ich bin überzeugt, es wird niemand sich unterstehen ... Nur meine ich, ist es gerade in unsrer Zeit die Pflicht der Fürsten — Verzeihung für das freie Wort — alles zu vermeiden, was dieser unseligen frei-

sinnigen Gärung einen neuen, wenn ich so sagen darf — Sauerteig zuführen könnte."

„Sauerteig nennen Sie das? O, ich bitte Sie, sollte das Recht auf Liebe uns allein versagt bleiben?" jammerte die kleine Prinzessin, indem sie ihr Taschentuch an die Augen führte. „Und dann, wie gesagt, an der Seite dieses herrlichen Mannes hoffe ich der fürstlichen Pflicht der Wohlthätigkeit, der Sorge für die Kranken in weit höherem Maße nachkommen zu können als bisher."

Der Oberhofmarschall seufzte kummervoll: „Es ist doch ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit, daß unser verehrter Geheimrat es gewagt hat, um Eure Durchlaucht zu werben."

„O, wo denken Sie hin!" rief die Prinzessin fast gekränkt. „Der Professor ist ein so feinfühliger, fast möchte ich sagen schüchterner Mann, daß er nie gewagt hätte, das erste Wort zu sprechen."

„Ah! Euer Durchlaucht hätten . . .?"

„Ja gewiß! Was blieb mir in meiner Stellung anders übrig? Heute habe ich das erlösende Wort gesprochen. Aber unsre Herzen hatten sich schon längst gefunden. Als ich an den Folgen des Unfalls, der uns beide neulich bei der tollen Schlittenfahrt betroffen hatte, zu Bette lag, hat der teure Geheimrat mich mit einer solchen aufopfernden Sorgfalt behandelt, daß schon dies allein genügt hätte, mich über seine Gefühle aufzuklären. Aber denken Sie, er, der bedeutende, berühmte Mann, hat sich sogar bereit gefunden, meinen kranken Fuß eigenhändig zu massieren. Konnte ich da noch länger zweifeln? O nein, diesem zarten Liebeswerben konnte ich mein Herz nicht länger verschließen — und heute, an seinem siebenundfünfzigsten Geburtstag, war wohl die passendste Gelegenheit, ihm meine Hand entgegenzustrecken."

Der Doppelposten präsentierte vor der großherzog-

lichen Kutsche — sie fuhren in den Schloßhof hinein und hielten einige Sekunden später vor dem Portal des Flügels, in welchem Prinzessin Georgine wohnte.

„Also nicht wahr, mein lieber Graf, Sie übernehmen die zarte Mission?“ flüsterte sie dem Oberhofmarschall beim Abschied zu, indem sie ihm warm die Hand drückte.

„Ich werde mein Möglichstes thun, Seine Königliche Hoheit mit dem Gedanken vertraut zu machen,“ versicherte der und zog sich nach einer tiefen Verbeugung zurück.

Mit großen Schritten eilte er durch die Korridore des weiten Residenzschlosses und dann die Treppe hinauf bis in das Vorzimmer des Großherzogs.

„Wo ist Seine Königliche Hoheit?“ redete er atemlos den dort auf einem Lehnstuhl eingeschlafenen alten Kammerdiener an.

Der weißköpfige Greis taumelte empor, riß die Augen erstarrt auf und stotterte ganz erschrocken: „Mein Gott! Es ist doch nichts vorgefallen? Excellenz sind so erregt!“

„Ja, es ist allerdings etwas vorgefallen, mein lieber Wackernagel, aber nichts, was etwa die Person der höchsten Herrschaften berührte. Bitte, melden Sie mich sofort dem Großherzog!“

„Seine Königliche Hoheit sind soeben ins Theater gefahren.“

Und ehe noch der alte Kammerdiener, der sich schon einmal eine Frage herausnehmen durfte, etwas weiteres hinzuzufügen vermochte, war die hagere, hohe Gestalt des Oberhofmarschalls schon wieder über den dicken Smyrnateppich lautlos zur Thür hinausgehuscht.

In seiner Wohnung angekommen, befahl Graf Worbis alsbald anzuspannen und ließ sich von seinem Diener in die kleine Uniform helfen. Dann fuhr auch er nach dem Theater.

Er trat zunächst in die große Hofloge ein, um sich zu

vergewissern, ob der Großherzog allein in der Prosceniumsloge des ersten Ranges, die er für gewöhnlich bevorzugte, anwesend sei, und er vermochte in der That niemand weiter darin zu erspähen. In der Hofloge saß außer ihm nur noch der Flügeladjutant Prinz Usingen, das Fräulein von Katz nebst noch einer andern älteren Hofdame und endlich der stets lächelnde Kammerherr von der Rast, der von den andern entfernt in einer der letzten Reihen saß und eifrig sein riesiges Opernglas gebrauchte. Graf Worbis setzte sich neben den Letztgenannten und begrüßte ihn mit stummem Kopfnicken.

„Sehe ich wirklich recht," redete ihn der dicke Kammerherr an, „Sie, Excellenz, im Schauspiel?"

„O, es ist weniger das Schauspiel, das mich hierher zieht, als ... Es ist mir lieb, daß ich Sie hier treffe, Baron. Ich wollte Sie nämlich um nähere Auskunft bitten über die heimlichen Besuche des Erbgroßherzogs bei Ihnen."

Das ewige fade Lächeln verschwand doch für einen Augenblick aus dem fetten Gesicht des Kammerherrn bei dieser unvermuteten Frage, und ziemlich verlegen brachte er hervor: „O, Seine Königliche Hoheit ist so liebenswürdig, sich für das Bild zu interessieren, das meine Tochter eben auf der Staffelei hat."

„Mehr wohl noch für das Original!" fiel Graf Worbis halblächelnd ein. „Es ist das Fräulein von Treysa. Mir sind da gewisse Gerüchte zu Ohren gekommen. Sie werden mich verstehen, wenn ich Sie dringend ersuche, fortan streng darauf zu halten, daß in Ihrer Wohnung nichts vorkommt, was diesen Gerüchten Vorschub zu leisten geeignet sein möchte."

Der Baron bekam einen sehr roten Kopf und sprach sehr erregt auf den Oberhofmarschall ein.

Wally von Katz hatte natürlich ihre hübschen kleinen Ohren gespitzt, und sie hatten ein und das andre Wort aus

der geflüsterten Unterhaltung aufgefangen. Sobald im Zwischenakt Graf Worbis die Loge verlassen hatte, machte sie sich voller Neugier an den Kammerherrn heran, um ihn auszufragen.

„Ja, stellen Sie sich vor, mein Schatz!“ antwortete er ihr, „Worbis hat Lunte gerochen, und jetzt geht er hin, um unsern armen Georg Friedrich bei seinem Herrn Papa zu verpetzen!“

Die kleine Katz hatte nichts Eiligeres zu thun, als Melanie von Treysa, die auch im Theater anwesend war, im Foyer des ersten Ranges abzufassen und ihr mit schlecht verhehlter Schadenfreude die eben empfangene Nachricht zuzuraunen.

Melanie verstand sich gut zu beherrschen. Sie that, als ob sie sich über alle Verleumdung erhaben fühle — aber das Herz klopfte ihr doch recht bang in der Brust.

Die beiden jungen Damen standen noch bei einander im Korridor, als der Erbgroßherzog, aus der Loge seines Vaters kommend, auf sie zuschritt. Er hielt sich das Taschentuch vor den Mund und lachte über das ganze Gesicht. Beide junge Mädchen blickten ihm mit verwunderter Frage entgegen.

„Ah, meine Damen!“ redete er sie an, kaum fähig, seine Heiterkeit zu unterdrücken. „Haben Sie schon gehört, welch ein frohes Familienereignis unserm Hause widerfahren ist? — Meine verehrte Tante Georgine hat sich verlobt!“

„Natürlich gegen den Geheimen Medizinalrat!“ platzte Wally von Katz kichernd heraus.

„Sie haben es mit Ihrem bekannten Scharfsinn erraten!“ sagte der Prinz lustig. „O, Sie hätten sehen sollen, mit welcher Leichenbittermiene Graf Worbis meinem Vater die Freudenbotschaft brachte — um ihn schonend vorzubereiten, natürlich. Ich bin hinausgeschickt worden, hahaha!“

„O, Königliche Hoheit, darf man das weiter erzählen?“ rief die kleine Wally, schier hüpfend vor Aufregung.

„Na, warum nicht? Es ist ja unumstößliche Thatsache, versichert Worbis.“

Und das Fräulein von Katz lief davon und ließ sich die erste beste Loge aufschließen, um die welterschütternde Neuigkeit unter ihren Bekannten zu verbreiten.

Einen Augenblick blieben Melanie und der Erbgroßherzog unbeobachtet, und sie benutzte die kurze Frist, um ihm hastig zuzuflüstern, was ihr eben erst die Katz mitgeteilt hatte.

Georg Friedrich zog seine starken Brauen zusammen, riß das Gefäß seines Säbels mit einem festen Griff an sich und sagte: „Nun um so besser! Wenn man mich in Anklagezustand versetzen will, dann werde ich unsre Liebe laut vor aller Welt bekennen und die Folgen auf mich zu nehmen wissen! Vertraust du mir, Melanie?“

Ein inniger Aufblick ihrer strahlenden Augen bedeutete ihm ein begeistertes Ja.

„Auf morgen!“ flüsterte er ihr zu, und dann verließ er sie raschen, klirrenden Schrittes, um sich die Treppe hinunter in seine Loge zu begeben.

Im nächsten Zwischenakt erfuhr das ganze Theater die überraschende Neuigkeit von der Verlobung der Prinzessin Chochotte — und am nächsten Morgen wußte sie die ganze Residenz.

Sechstes Kapitel.

Eine ernste Stunde.

Es war dem Erbgroßherzog zu Ohren gekommen, daß Graf Worbis gestern nach dem zweiten Akte mit dem Großherzog nach dem Schlosse gefahren und noch über eine Stunde mit ihm zusammen gewesen sei. Als ihn daher am nächsten Morgen sein Vater zu sich rufen ließ, da trat er

den Gang nach den großherzoglichen Gemächern nicht ohne ein gewisses banges Herzklopfen an — und daß er diese Nacht schlecht geschlafen habe, konnte ihm jedermann an seinen umränderten Augen ansehen.

Der Großherzog liebte seinen einzigen Sohn und Thronerben aufs zärtlichste und pflegte ihn nie anders als mit einem freundlichen Lächeln zu begrüßen. Heute jedoch . . .

Georg Friedrich stutzte, als er, das dunkel getäfelte, mit wundervollen altvenetianischen Möbeln ausgestattete Arbeitszimmer seines Vaters betretend, ihn mit so ungewöhnlich ernster, kummervoller Miene in seinem ledernen Armstuhl am Fenster sitzen und nachdenklich in den nebelgrauen Februarmorgen hinausblicken sah.

„Guten Morgen, Papa!“ sagte Georg Friedrich, indem er mit einigen raschen Schritten das heute so düstere Gemach durchquerte und seinem Vater die Hand reichte. „Du hast mich rufen lassen . . .“

Nur mit einer leisen, müden Neigung des Hauptes hatte der Großherzog den Sohn begrüßt. Jetzt ließ er seine große Hand mit den vornehm schlanken Fingern etwas nervös auf den Lehnen seines Sessels hin und her gleiten und begann dann, das erwartungsvolle Gesicht des Prinzen mit einem flüchtigen Blicke streifend: „Ich habe dich rufen lassen, Georg, um mit dir über eine Angelegenheit zu reden, die mir heute eine schlaflose Nacht gekostet hat.“

„Oh, Papa! Ich hoffe, daß nicht ich . . .“

„Doch, Georg, gerade du bist die Ursache! Ich glaubte, du seist von deiner Reise ernster zurückgekehrt, mehr . . . äh! von deiner hohen Pflicht durchdrungen. Zu meinem größten Bedauern muß ich da aber gestern hören, daß du schon wieder angefangen hast, dein altes Leben zu führen, deine Zeit in Abenteuern zu vertändeln, welche bereits wieder die Aufmerksamkeit der Bürgerschaft und meines

Hofes in einer Weise auf dich lenken, die deinem fürstlichen Prestige nur in hohem Grade nachteilig sein kann."

Der Prinz wünschte im stillen den spionierenden, angeberischen Oberhofmarschall zum Henker und sich selbst erst wieder glücklich aus diesem düstern Zimmer heraus. In einer Anwandlung von Verzagtheit versuchte er die peinliche Auseinandersetzung, die doch kommen mußte, hinauszuschieben, indem er erwiderte: „Verzeihung, lieber Vater! Dein Tadel erschreckt mich. Ich glaubte, daß du mit dem Anteil, den ich seit meiner Rückkehr an den Regierungsgeschäften nehme, zufrieden sein würdest. Ich arbeite täglich zwei Stunden mit Geheimrat Müller, und ich darf wohl sagen, daß ich die Sache gewissenhaft nehme. Kospoth wird es dir bezeugen, daß ich in Cameralibus gut beschlagen bin, und ich glaube, auch unser Major von Gerstorff ist mit meinen Fortschritten in der Taktik und Strategie ganz zufrieden. Meine Abende widme ich, soweit sie mir selbst und nicht den gesellschaftlichen Verpflichtungen gehören, der Ausarbeitung meiner Reisetagebücher, die ich über kurz oder lang einmal in Druck zu geben gedenke, und die wenigen Stunden, die mir dann noch vom Tage zu meiner Verfügung bleiben, fülle ich mit körperlichen Uebungen oder mit Lektüre aus."

„Das ist alles sehr schön und gut," versetzte der Großherzog, „und ich sehe mit Freuden, daß es dir mit all diesen Dingen ernst ist; aber davon spreche ich auch gar nicht. Mein Tadel richtet sich nur gegen den Leichtsinn, mit welchem du eine Dame unsrer Hofgesellschaft kompromittierst, die deine Mutter — wie wir alle — durch ganz ungewöhnlich wohlwollendes Entgegenkommen ausgezeichnet hat, der wir schon um ihres Vaters willen die rücksichtsvollste Behandlung schuldig wären, selbst wenn sie persönlich nicht so annutig und liebenswürdig wäre."

„Du sprichst von dem Fräulein von Treysa," erwiderte der Thronfolger, die Spitzen seines blonden Schnurrbarts durch die Finger ziehend: „Ich glaube, du hast eben selbst die Unmöglichkeit zugegeben, sich dem Zauber ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit zu entziehen."

Der Großherzog legte die hohe Stirn in Falten. „Weiche mir nicht aus!" sagte er kühl abweisend. „Du weißt sehr gut, Georg, daß ich dir eine jugendliche Schwärmerei für dieses reizende Mädchen in keiner Weise verübeln würde. Aber du bist im Ausdruck dieser Schwärmerei entschieden wieder viel zu weit gegangen. Man spricht bereits davon, daß du in der Dämmerstunde dich heimlich in die Hofjägerei einschleichst — nein, bitte, leugne nicht — eine gewisse Person hat dich durch die Hinterthür und den Garten hinausschleichen sehen, und diese Person hat den Skandal in der ganzen Stadt verbreitet. — Ich finde es im höchsten Grade tadelnswert, mein Sohn, daß du deine fürstliche Stellung dazu mißbrauchst, Töchter aus unsern ersten Familien zu verführen. Ich weiß, du hast leider das Temperament deines Urgroßvaters geerbt, der, wie dir vielleicht bekannt sein dürfte, zugleich der Großvater des Fräuleins von Treysa ist — ich will ja auch durchaus nicht etwa von dir verlangen, daß du wie ein Mönch leben sollst — aber du sollst und darfst nicht vergessen, daß wir nicht mehr in dem sittenlosen achtzehnten Jahrhundert leben und daß die Moral unsrer Zeit den leichtfertigen Lebenswandel eines Prinzen nicht anders beurteilt als den jedes gewöhnlichen Sterblichen."

„Glaube mir, lieber Vater," versetzte Georg Friedrich sichtlich erregt, „wenn es heute irgend einen Thronfolger gibt, der sich ernstlich bemüht hat, die gegen früher so gänzlich veränderten Forderungen seiner Zeit zu verstehen, so bin ich es. Ich habe das seltene Glück gehabt, zwei Jahre hindurch die Welt durchstreifen zu dürfen in Gesellschaft eines Mannes,

der mit genialem Tiefblick in das innerste Wesen seiner Zeit eingedrungen ist und der auch mir die Augen geöffnet hat, in einer Weise, wie sie einem Fürsten wohl nur sehr selten geöffnet werden können. Ich glaube mich frei gemacht zu haben von den unglückseligen Vorurteilen, die uns bisher außer Zusammenhang mit unsrer Zeit setzten — die gerade heute uns den wirklich treibenden Kräften des natürlichen Fortschritts gegenüber zur Ohnmacht verdammen."

Wider die Absicht des Prinzen kam diese Rede etwas einstudiert, fast theatralisch heraus. Er hatte ja allerdings auch schon mehr als einmal sich die Worte im Kopfe zurecht gelegt, mit denen er vor seinem Vater, wenn es einmal zur Aussprache kam, seine Ideen entwickeln wollte. Aber als der Fürst jetzt mit einem etwas ironisch verwunderten Blicke zu ihm aufschaute, ward er mit Beschämung inne, daß er hier vor seinem Vater ein wenig posierte — und er schlug errötend seine Augen zu Boden.

„Es wird mich sehr interessieren, gelegentlich Näheres über deine oder vielmehr Baron Kospoths Ansichten von den wahren Forderungen unsrer Zeit zu erfahren," versetzte der Großherzog, etwas malitiös die Augenbrauen hochziehend. „Dein Freund soll ja, wie man mir sagt, so eine Art Sozialist sein. Ich muß gestehen, daß ich seine Schrift über das soziale Königtum, welches ihm als Ideal vorschwebt, nicht recht goutieren kann; aber ich schätze ihn hoch als einen jungen Mann von ungewöhnlichen Kenntnissen und großer Begabung. Von ihm kann ich es mir, offen gestanden, am allerwenigsten denken, daß er dir die souveräne Mißachtung des guten Rufes einer vornehmen jungen Dame als eine moderne Fürstenpflicht dargestellt haben sollte!"

„Vater!" brauste Georg Friedrich auf, „das ist . . . o, verzeih! ich will ruhig bleiben. Laß dir versichern, daß ich Kospoth in meinen Herzensangelegenheiten nicht zu Rate ziehe!"

„Das muß ich in diesem Falle aufrichtig bedauern!“ rief der Großherzog streng und erhob sich dabei von seinem Sessel, um, die Hände auf dem Rücken, langsam auf und ab zu schreiten.

Der Prinz suchte sehr erregt nach Worten, dann eilte er mit ein paar großen Schritten dem Vater nach und nötigte ihn dadurch, still zu stehen. „Vater, es ist mir sehr ernst mit dieser Sache! Ich bitte dich, mich ruhig anzuhören,“ sagte er mit leichtem Beben der Stimme. „Ich liebe Melanie von Treysa.“

Der Großherzog blickte seinen Sohn mit stummer Frage an.

„Ja, bei Gott, ich liebe sie!“ fuhr der Prinz in warmer Begeisterung fort, „nicht mit einer flüchtigen, bloß sinnlichen Leidenschaft, sondern mit der Hingabe meines ganzen Wesens an sie, in der ich volles Verständnis für mein Denken und Empfinden und das gleiche Bedürfnis des Ineinanderaufgehens unsrer Seelen zu finden glaube!“

Der Großherzog trat an seinen Schreibtisch und stützte sich mit der Rechten darauf. Die Hand zitterte heftig, als die Finger so rückwärts nach der Tischplatte tasteten. „Wie weit bist du mit ihr gegangen?“ fragte er, und seine Stimme hatte plötzlich einen heiseren Klang angenommen.

„Ich habe ihr meine Liebe gestanden und das Geständnis ihrer Gegenliebe empfangen.“

„Und was . . . was folgt daraus?“

„Was daraus folgt? Welch eine Frage! — daß ich sie zu meiner rechtmäßigen Gemahlin erheben will und muß, wenn anders ich ein Ehrenmann bleiben will.“

„Ah, du hast also doch das unglückliche Mädchen . . .“

„Nein, Vater,“ unterbrach Georg Friedrich den Großherzog rasch, indem er noch einen Schritt näher an ihn herantrat. „Ich habe nicht schlecht an ihr gehandelt, ich

habe ehrlich um sie geworben, wie es jeder andre auch gethan haben würde."

Der Großherzog ließ sich matt in den Drehsessel vor seinem Schreibtisch sinken. „Und du hast ihr die Ehe versprochen?"

„Nein, das habe ich nicht gethan. Das wollte ich nicht thun, ehe ich mich dir nicht freimütig eröffnet hätte, mein Vater! Schrankenlos wie ihre Liebe ist auch ihr Vertrauen zu mir!"

„Das klingt ja sehr romantisch. Aber du wirst es mir wohl nicht übelnehmen, wenn ich in meinem Alter für dergleichen kein Verständnis mehr besitze." Der Großherzog sagte es sehr gereizt und begann nervös mit den Fingern auf seiner Schreibmappe zu trommeln.

Der Prinz erhaschte seine herabhängende Linke und rief in fast kindlich flehendem Ton: „Ach, glaube mir doch, lieber Papa, dies ist keine romantische Grille von mir! Es ist wirklich das Glück meines ganzen Lebens! Ich fühle es zu tief, als daß ich mich täuschen könnte, ich bin ein ganz andrer Mensch geworden durch diese Liebe. Und glaube mir auch, es ist wirklich an der Zeit, daß wir Fürsten anfangen, Menschen zu werden in einem andern Sinne als bisher. Was kann denn Gutes entspringen für einen zukünftigen Herrscher aus dieser Verleugnung der heiligsten Empfindungen, der reinsten Menschlichkeit, die das unsinnige Vorurteil der Ebenbürtigkeit von uns fordert? Glaubst du wirklich, daß eine solche Selbstverleugnung den Charakter stählt oder . . . Was ist dir, Vater?"

Den Großherzog schien ein leichter Schwindel anzuwandeln, sein grauer Kopf senkte sich hintenüber und fiel gleich darauf mit einem plötzlichen Ruck wieder nach vorn. Besorgt legte der Sohn seinen Arm um seine Schultern.

„Es ist nichts! Laß nur!" sagte der Großherzog, sich

zusammenraffend. „O, ich bin noch kein schwacher Greis, wie du vielleicht glaubst! Ich fühle mich noch stark genug, deinen unreifen Plänen meinen fürstlichen Willen entgegenzusetzen!“ Er erhob sich bei diesen Worten und richtete seine schlanke, vornehme Gestalt hoch auf, als er nun fortfuhr: „Deine romantischen Ideen scheinen mir mehr aus der Schule deiner Tante Georgine zu stammen, als aus der deines sozialistischen Freundes. Aber ich wünsche mit aller Entschiedenheit, daß der Skandal, den der ridikülе Schritt der Prinzessin erst gestern verursacht hat, wenigstens solange ich noch am Leben bin, keine Nachahmung mehr finde. Georgine ist alt genug, um selbst darüber zu entscheiden, ob sie sich lächerlich machen will oder nicht — deine Heirat aber zieht Folgen nach sich, für die ich als regierender Fürst verantwortlich bin, und du darfst mir nicht zumuten, daß ich gleichgültig zusehe, wenn du wie ein thörichter Knabe meine Krone zum Spielzeug deiner verliebten Laune benutzest.“

Georg Friedrich war kreidebleich geworden, seine Lippen bebten, und seine Hände mußte er fest gegen seinen Körper drücken, um sie still zu halten. „O, es kann leicht kommen,“ rief er, unfähig, seinen Groll hinunterzuwürgen, „daß unsre Kronen bald von den Völkern zum Spielzeug gemacht werden, wenn wir uns nicht beizeiten darauf besinnen, daß wir Menschen sind — Menschen am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts!“

„Georg!“ rief der Fürst entsetzt und blickte den Thronfolger starr an. „Das ist die Sprache eines Rebellen —“

Der Prinz wollte sich über die Hand des Vaters beugen, um sie, Verzeihung erflehend, zu küssen, als jener einen Schritt zurücktrat und in ernstem, gemessenem Tone fortfuhr: „Ich will vergessen, daß sie hier in diesen Räumen gesprochen wurde, wenn du dich bereit findest, meinem Willen nachzukommen.“

„Was verlangst du von mir, Vater?"

„Ich habe gestern abend noch mit Worbis Rücksprache genommen und beschlossen, auf das dir bekannte Heiratsprojekt mit deiner Cousine Clementine zurückzukommen. Der Graf hat heute morgen eine chiffrierte Depesche an den dortigen Hofmarschall abgehen lassen. Sobald die Antwort kommt, daß dem Könige dein Besuch angenehm sei, wirst du abreisen. Indessen werde ich durch beschleunigte Ernennung eines neuen Hofjägermeisters unserm alten General Treysa die Kränkung zu ersparen suchen, daß man ihn nötigt, wegen der Abenteuer seiner Tochter meine Residenz zu verlassen."

Sich fest auf die Lippen beißend, hatte der Prinz die Eröffnung seines Vaters hingenommen. Als er nun, Antwort heischend, zu ihm herabblickte — Georg Friedrich war um einen Kopf kleiner als sein Vater — da sagte er langsam, mit erzwungener Festigkeit: „Ich werde Prinzessin Clementine nicht heiraten — weder sie noch eine andre! Verzeihung, Vater, aber ich kann dir keine andre Antwort geben!"

„Dann haben wir jetzt nichts mehr miteinander zu reden. Ich gebe dir Bedenkzeit bis übermorgen."

Georg Friedrich verbeugte sich gemessen und verließ tief aufseufzend das Zimmer. Der Großherzog aber brach, sobald jener die Thür hinter sich geschlossen hatte, wieder auf seinem Schreibtischsessel zusammen und berührte mit zitternder Hand den Knopf der elektrischen Leitung, um seinen alten Kammerdiener herbeizurufen. — —

Wenige Minuten später betrat Georg Friedrich die Gemächer seiner Schwester. Es war ihm so weh ums Herz nach der heftigen Aufregung, daß es ihn, den von klein auf von Frauen Gehätschelten und Verzogenen, wie in seinen Kindertagen drängte, sein Haupt an den Busen einer Frau

zu lehnen und die ganze Fülle seines Leides in eine mitleidvolle weibliche Seele auszuschütten. Sein erster Gedanke war der gewesen, sich seiner Mutter zu Füßen zu werfen und sie um ihre Vermittlung in dem traurigen Zwist mit dem Vater anzuflehen. Aber er wußte, daß die Großherzogin weit mehr noch als ihr Gemahl sich im Banne althergebrachter Anschauungen befinde und daß ihr besonders der Skandal einer Mißheirat des Thronfolgers als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen müßte, mit der weder vernünftige Ueberlegung noch ihre mütterliche Zärtlichkeit sie jemals aussöhnen würde. Sie war auch bei aller Warmherzigkeit doch eine viel zu nüchtern denkende Frau, als daß er hätte hoffen dürfen, sie je zu einer romantischen Ueberschwenglichkeit zu bekehren.

Auch Prinzessin Eleonore war im Grunde eine kühle Natur, die für alles, was ihr in Ideen und Gefühlen als überspannt erschien, immer nur Spott und Verachtung gehabt hatte. Aber sie war auch ein eigensinniger Kopf, der sich besonders darin gefiel, Anschauungen, die ihrer Umgebung für revolutionär oder jedenfalls bedenklich frei gelten mochten, mit großer Zähigkeit festzuhalten. Der Umgang mit dem jungen Freigeist Kospoth hatte den Kreis solcher Anschauungen noch erheblich erweitert und die Kampflust ihres Geistes verstärkt. Seiner Schwester hatte ja Georg Friedrich zuerst seine Liebe zu der schönen Melanie bekannt. Sie war durch öftere vertrauliche Aussprache wohl vorbereitet für die überraschende ernsthafte Wendung, welche seine Liebesgeschichte heute genommen hatte, und er durfte sich endlich auch überzeugt halten, daß Eleonore, die selbst schon mehrfach durch die Abweisung guter, standesgemäßer Partieen gezeigt hatte, wie sie das Recht ihres Herzens zu verteidigen gesonnen sei, auch wohl ihm tapfer zur Seite stehen würde in dem Kampfe gegen die Macht des Vor-

urteils, welches seinen heiligsten Gefühlen Gewalt anthun wollte.

Er fand die Prinzessin in ihrem kleinen Salon. Sie saß am Flügel und begleitete den Baron Kospoth, der neben ihr stand, zum Gesang. Auf einem niedrigen Sessel am Fenster saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, Wally von Katz, die beim Eintritt des Erbgroßherzogs aufsprang, um ihre vorschriftsmäßige Verbeugung auszuführen. Auch Kospoth wollte ihm mit ausgestreckter Hand entgegenschreiten, aber der Prinz bedeutete ihm durch Handwink, daß er seinen Vortrag nicht unterbrechen möge, und begab sich geräuschlos auftretend in die dunkelste Ecke des Gemachs, um sich in das weiche Polster des dort befindlichen kleinen Kosesofas hineinzudrücken und das Gesicht in der aufgestützten Rechten zu vergraben.

Kospoth trug mit seiner angenehmen Barytonstimme ohne viel Schulung, aber mit natürlichem, gutem Geschmack eine Löwesche Ballade vor. Als er geendet hatte, bat ihn der Prinz um noch ein Lied. Die Musik that seiner Seele so wohl, beruhigte seine aufgeregten Nerven so angenehm, daß er am liebsten stundenlang in seiner dämmerigen Ecke gesessen und halb im Traum den weichen Klängen gelauscht hätte. Die Prinzessin sowohl wie der Baron wußten, daß Georg Friedrich sich im allgemeinen sehr wenig aus Musik machte, und waren daher nicht wenig erstaunt, ihn in anscheinend so tiefer Ergriffenheit lauschen zu sehen. Sie glaubten ihm einen besondern Gefallen damit zu thun, wenn sie etwas besonders Heiteres zum Vortrag brächten, und wählten darum die harmlose Ballade „Kleiner Haushalt".

Dem scharf beobachtenden Fräulein von Katz, welchem das Aussehen und Benehmen des Erbgroßherzogs natürlich sogleich aufgefallen war, entging es nicht, daß gerade bei dieser heiteren Musik eine seltsame Rührung ihn übermannen zu wollen schien. Er hatte sogar ein paarmal tief aufge-

seufzt und die Finger in verdächtiger Weise in die Augenhöhlen gedrückt. Als der Gesang beendet war, schneuzte sich der Prinz mit einer Heftigkeit, wie sie nur bei starkem Schnupfen und bei starker Rührung am Platze ist. Dann erst erhob er sich, um der Schwester und dem Freunde den Morgengruß zu bieten.

„Mein Gott! Georg, wie siehst du aus!" rief Prinzessin Eleonore. „Fühlst du dich nicht wohl?"

„Ich habe eine schlaflose Nacht gehabt, das hat mich angegriffen," versetzte der Prinz und warf einen Blick nach dem kleinen Hoffräulein hinüber, welchen seine Schwester sofort verstand.

„Ich danke Ihnen für jetzt, liebe Wally," sagte sie gegen die Katz gewendet, mit einer entlassenden Handbewegung. „Wollen Sie sich, bitte, um zwölf Uhr bereit halten, mit mir nach dem Bazar des Frauenvereins zu fahren!"

Das Fräulein zog sich nach einer raschen Verbeugung zurück und dachte im Abgehen: „Wenn es nicht so gefährlich wäre, möchte ich jetzt gern ein bißchen horchen. Jetzt wird er ihnen gewiß erzählen, was Papa Großherzog gesagt hat." — —

„Nun sage doch nur, was dich so furchtbar aufgeregt hat," begann die Prinzessin, sobald sich die Thür hinter dem Fräulein geschlossen hatte. „Du siehst ja ganz verstört aus!"

Baron Kospoth machte Miene, sich zu verabschieden, um die Aussprache der Geschwister nicht zu stören. Aber der Prinz hielt ihn zurück und sagte: „Nein, bleibe nur, Hans Jochen! Es ist mir sogar sehr angenehm, daß ich dich hier gefunden habe. Ich wollte so wie so deinen Rat hören. — Also denkt euch: Papa hat mir soeben eröffnet, daß ich unweigerlich dieser Tage zur Brautschau abzureisen habe."

„Ah! Und wen haben die Herren Geheimen Räte der Krone in Vorschlag gebracht?" spottete die Prinzessin.

„Base Clementine, Königliche Hoheit — natürlich! On revient toujours à ses premiers amours!“ Er sagte es mit einer Bitterkeit, welche deutlich den Zustand seines Herzens verriet.

„Kränkt dich das so sehr? Sie ist doch so übel nicht!“ versetzte die Prinzessin.

Und Georg Friedrich höhnte: „Ja gewiß, man hat's noch schlimmer!“ Er ließ sich dabei auf den Klavierstuhl fallen und schlug mit der Rechten auf die Tasten, daß es einen abscheulichen Mißklang gab.

Kospoth legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Aber, Prinz, wie kann man so ... Du wußtest doch, daß dies an dich herantreten mußte. Ein Thronfolger hat doch nun einmal die Pflicht, so früh und so verständig wie möglich zu heiraten.“

„Ach was! Quält euch doch nicht mit Redensarten ab! Ihr wißt alle beide ganz gut, was dieser väterliche Befehl für mich bedeutet. Aber ich habe Papa offen erklärt, daß ich ihm den Gehorsam verweigern muß, weil ich mich bereits gebunden habe. Ich habe ihm gesagt, daß ich Melanie von Treysa zu meiner Frau machen werde.“

„Das hast du gewagt!“ rief Eleonore, und sie konnte nicht umhin, ihren kühnen Bruder mit einer gewissen scheuen Bewunderung zu betrachten. Und als sie sich dann nach etlichen Sekunden mit erstaunter Frage im Blick Kospoth zuwandte, da hatte dieser bereits seine Fassung soweit wiedergewonnen, daß die Spuren der Erregung auf seinem dunklen Gesicht keine verräterische Bedeutung mehr hatten. Es trat ein kurzes Schweigen ein, da es Hans Joachim, trotzdem er sich äußerlich so männlich beherrschte, doch unmöglich war, sogleich ruhig zu dem Zerstörer seiner immer noch trotz aller Qualen der Eifersucht zäh bewahrten Hoffnung zu sprechen.

„Na, so sag' doch endlich etwas!“ fuhr Georg Friedrich

ungeduldig auf. „Habe ich mir denn nicht ein bißchen Lob verdient, alter Freiheitsmann?"

Kospoth wandte sich ab und ging zum Fenster, um sich zu einer Antwort zu sammeln.

Wieder trat ein bängliches Schweigen ein, welches diesmal durch die Prinzessin unterbrochen wurde, die sich mit ängstlicher Spannung danach erkundigte, wie der Vater die Sache aufgenommen habe. Und nun berichtete der Erbgroßherzog getreulich den ganzen Verlauf der Unterredung.

In Hans Joachims Seele tobte unterdessen ein grausamer Kampf. Sollte er den Prinzen, wie er jedenfalls erwartete, in seinem Entschluß bestärken, in diesem Entschluß, der, wenn er wirklich zur Ausführung kam, ein Opfer von ihm verlangte, wie es auch der festesten Freundschaft nicht zugemutet werden darf? Oder sollte er alle Kraft der Ueberredung aufbieten, um den Prinzen von einem Schritte zurückzuhalten, dessen Folgen die vernünftige Ueberlegung nur als höchst unheilvolle erkennen konnte? Wenn Melanie dem Prinzen verraten hatte, daß er, Kospoth, um sie geworben, so konnte jede Abmahnung nur als von Neid und Selbstsucht eingegeben erscheinen. Und riet er ihm zu, auf seinem trotzigen Plane zu beharren, so spielte er dem Prinzen gegenüber eine Rolle, die seiner wahrhaftigen Natur im Innersten widerstreben mußte. Denn das fühlte er in diesem Augenblicke deutlicher als alles andre: daß er den Mann, der ihm die Heißgeliebte raubte, hassen würde bis an sein Lebensende. Wohl forderte seine strenge Moral die Erfüllung des christlichen Gebotes: Liebet eure Feinde! in dem Sinne, daß ein ethisch reifer Mensch nicht seine Gerechtigkeit gegen andre abhängig machen dürfe von persönlicher Zu- oder Abneigung oder gar von Klassen- oder Rassengegensätzen; aber er fühlte auch in diesem Augenblicke die ganze Gewalt der menschlichsten aller Herzensregungen,

und daß er so gut wie jeder andre leidenschaftliche Mensch zum Heuchler werden müßte, wenn er sich und andern etwa einreden wollte, er sei erhaben über solche Schwäche.

Endlich, als der Prinz seinen Bericht beendet hatte und abermals ungestüm seine Meinung zu hören verlangte, raffte sich Kospoth zu einer Antwort auf.

„Der Großherzog," sprach er, „wird jetzt wahrscheinlich glauben, daß mein Radikalismus es war, was dich zu deiner kühnen Auflehnung gegen die Pflichten deines Standes getrieben hat. Du wirst dich aber wohl erinnern, daß ich im Prinzip immer die berechtigte Pflicht über die Neigungen des Herzens gestellt habe. Wer wollte auch den dauernden Bestand solcher Neigungen mit Sicherheit voraussagen! Die heißeste Liebe ist oft die flüchtigste — sagt man — ich habe ja keine Erfahrung darin."

Georg Friedrich sprang auf und rief unwillig dazwischen: „Ach, wirklich, du weiser Herr! Aus diesem höchst einleuchtenden Grunde wäre man also ein für allemal berechtigt, ein Mädchen sitzen zu lassen. Ich danke schön für den guten Rat!"

Kospoth biß sich auf die Lippen, zwang sich jedoch, alsbald ruhig fortzufahren: „Es versteht sich, daß es jeder mit sich selbst abzumachen hat, ob er seine Liebe für dauerhaft und tief genug halten will, um ihr selbst die ernstesten Pflichten seiner gesellschaftlichen Stellung zum Opfer zu bringen. Ich maße mir durchaus nicht an, deinen Entschluß durch solche nüchterne Erwägung beeinflussen zu wollen; aber da du einmal meine Ansicht hören willst, so muß ich dich doch an das erinnern, was ich dir schon immer gesagt habe, seit du dich so bereit zeigtest, auf meine Ideen über die Stellung der Fürsten im sozialen Zukunftsstaate einzugehen: du kannst meiner Meinung nach in diesem Zukunftsstaate dir deine ersprießliche Wirksamkeit nur dadurch sichern,

daß du dich ängstlich davor hüteſt, deine freiheitlichen Maßnahmen als aus ſelbſtſüchtigen Regungen hervorgegangen verdächtigen zu laſſen. Es iſt die Ariſtokratie des Charakters, welche mir für die Zukunft zur Herrſchaft berufen erſcheint. Der vernünftige Menſch wird immer nur die Herrſchaft deſſen anerkennen, der ſich ſelbſt zu beherrſchen weiß. Wenn du nun lediglich aus Liebe zu einem ſchönen Mädchen unter deinem Stande alles über den Haufen wirfſt, ſo wirſt du in den Augen der Welt auf einer Stufe ſtehen mit den Revolutionären, die da begeiſtert mitthun, um eine einträgliche Stellung in der neuen Regierung zu erhalten. Aber abgeſehen davon iſt es, praktiſch geſprochen, doch ganz klar, daß du durch intime Beziehungen zu einem Königshauſe unſrer Sache einmal in ganz andrer Weiſe nützen kannſt als wie als Großherzog ohne zur Erbfolge berechtigte Nachkommenſchaft."

Mit wachſendem Erſtaunen und wachſendem Zorn hatte der Prinz ihn angehört. Als er geendet, lachte er grimmig auf und wollte eben heftig entgegnen, als mit allen Zeichen der Aufregung in dem ſtark geröteten Antlitz Prinzeſſin Georgine zur Thür hereinrauſchte und die Kunde überbrachte, daß der Großherzog von einem beſorgniserregenden Unwohlſein befallen worden ſei. Er habe ſich geweigert, den Profeſſor Cordell kommen zu laſſen, und man habe infolgedeſſen nach dem zweiten Leibarzt geſchickt. Der Großherzog ſei ſeinem alten Kammerdiener ohnmächtig in die Arme gefallen und man befürchte, daß es ſich um einen Schlaganfall handle.

Ein Thränenausbruch ſchloß ihren Bericht, und ſie jammerte laut auf: „Ach! wenn ich hätte denken können, daß es ihn ſo erſchüttern würde! Ach Gott! ich wage gar nicht, ihm vor die Augen zu treten! Sage du ihm doch, Eleonore, daß ich bereit bin, mich für ihn zu opfern!"

„Beruhige dich, liebe Tante!" beeilte ſich der Erb-

großherzog der aufgeregten kleinen Dame zuzurufen, und er vermochte trotz seiner eignen Erregung ein Lächeln nicht zu unterdrücken über die drollige Art, wie sich der Schmerz des braven alten Mädchens äußerte. „Beruhige dich, liebe Tante! Ich kann dir versichern, daß dich keine Schuld trifft. Ich war heute morgen schon bei Papa und weiß positiv, daß es nicht deine Verlobung ist, die ihn dermaßen aufgeregt hat."

„Wirklich? Und du glaubst, daß er nichts dagegen hat?" rief die kleine Prinzessin, indem der neue Hoffnungsschimmer ihr Antlitz purpurn verklärte.

„Nun, du kannst dir wohl denken, daß er nicht übermäßig entzückt ist von dem Gedanken; aber . . . er wird sich eben darein finden."

„Du glaubst wirklich, er erlaubt's? Er wird mich nicht ganz verstoßen, weil ich der Stimme meines Herzens gefolgt bin? Ach Gott, wie bin ich bloß glücklich!" Und die Anwesenheit Kospoths völlig außer acht lassend, äußerte Prinzessin Chochotte ihre Herzensfreude in einer nahezu kindlich ausgelassenen Weise, indem sie ihrer hochgewachsenen, etwas schmalschulterigen Nichte förmlich an den Hals hüpfte.

Auch Prinzessin Eleonore ward es schwer, der Tante nicht laut ins Gesicht zu lachen. Sie küßte sie flüchtig auf die Wangen und sagte: „Nun ja, beruhige dich nur, Tantchen, glaube nur, daß wir alle dir dein Liebesglück von Herzen gönnen; aber jetzt laß mich los! Ich habe solche Sorge um Papa! Die große Krankheit voriges Jahr hat seine Widerstandsfähigkeit besonders gegen Gemütserschütterungen so sehr herabgesetzt, daß man nicht ängstlich genug sein kann." Und zu Hans Joachim gewandt fügte sie entschuldigend hinzu: „Es thut mir leid, Herr von Kospoth, aber Sie sehen selbst . . ."

Er beugte sich schweigend über die ihm entgegengestreckte Hand der Prinzessin und drückte einen flüchtigen Kuß darauf.

Dann ging er, den beiden Prinzessinnen die Thür zu öffnen, und schickte sich eben an, ihnen nachzufolgen, als er plötzlich des Erbgroßherzogs Hand auf seiner Schulter fühlte.

„Einen Augenblick, Hans Jochen!" bat der Prinz und nötigte ihn dadurch, ihm nochmals in das Zimmer zurückzufolgen. Er ergriff seine beiden Hände und sagte, mit seinem brennenden Blick das Auge des Freundes suchend: „Sei ehrlich, Hans Jochen! Hast du mir wirklich nichts andres zu sagen? Es ist doch wahrhaftig, so wie ich dich kenne, nicht zu glauben, daß du über meine Herzensangelegenheit so kalt, so praktisch nüchtern denken solltest wie ein Hofmarschall oder Hausminister. Sag's nur, du hast vor meiner Schwester nicht mit deiner wahren Meinung herausgewollt."

„Du irrst dich, ich habe dir meine ehrliche Meinung gesagt," entgegnete Kospoth, sich mühsam zur Ruhe zwingend. „Es ist eben der alte Kampf zwischen Pflicht und Herzensneigung. Ein dritter kann nur immer sagen: Thue deine Pflicht; ob die Liebe wirklich so stark und echt ist, daß sich auf ihr ein neues Leben mit neuen Pflichten aufbauen läßt, das müssen die Beteiligten eben selber wissen."

„Ich kann dich versichern, diese Liebe ist so stark! Du kennst ja Melanie. Sage doch selbst: Ist es denn möglich, dies herrliche Geschöpf nicht zu lieben, oder jemals aufzuhören, es zu lieben?"

„Da magst du wohl recht haben," versetzte Kospoth, kaum fähig, den Sturm, der in seinem Innern tobte, nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Er entwand seine Hände ungeduldig dem Griff des Prinzen und sagte: „Laß mich gehen, Georg — laß mich überhaupt gehen! In Liebesdingen bin ich ja doch ein schlechter Berater; du weißt, ich habe ja darin keine Erfahrung! Und wenn du wirklich es durchsetzest, die Melanie zu heiraten, dann wird in deinem Herzen doch kein Platz für die Freundschaft übrig sein."

„Ah! du bist eifersüchtig. Das ist kostbar!“ rief der Erbgroßherzog und machte einen schwachen Versuch, zu lachen. „Nein, im Ernst, lieber Freund, jetzt habe ich dich erst recht nötig. Willst du mich in dem aufreibenden Kampfe allein lassen, der mir jetzt bevorsteht?“

„Glaubst du, ich würde mich mit meiner theoretischen Weisheit zwischen Vater und Sohn drängen? Und nun gar in diesem Falle, wo der Vater einen durchaus berechtigten Standpunkt vertritt!“

„O, das verlange ich nicht, ich bin nicht feige! Meine Liebe wird mir die Kraft geben, diesen schwersten Kampf allein auszufechten. Ich will sogar dem Throne entsagen, wenn es durchaus nicht anders geht — wir haben ja ein großes, starkes Deutschland; was ist also daran gelegen, ob mein kleines Vaterland selbständig fortbesteht oder nicht! Ich werde auch als Privatmann für die Zukunft arbeiten können — vielleicht mehr denn als Fürst. Aber was soll ich von deiner Freundschaft halten, wenn sie davon abhängt, ob ich meinen Thron oder mein Menschenrecht höher schätze! Nein, nein, wenn du es wirklich gut mit mir meinst, dann muß dich der Kampf, dem ich entgegensehe, meinem Herzen nur noch näher bringen. — Uebrigens würde mir es auch Melanie nicht verzeihen, wenn ich dich jetzt gehen ließe. Ich kann dich versichern, sie schätzt dich ungemein hoch, sie liebt dich wie einen Bruder, — sie hat es mir selbst gesagt!“

Jetzt vermochte Kospoth nicht mehr an sich zu halten. Seine braunen Wangen überzog eine dunkle Glut, seine Fäuste ballten sich krampfhaft, und fast tonlos stieß er hervor: „Sie hat es dir selbst gesagt? Nun, dann wird es ja wohl wahr sein! Aber ich muß dir leider bekennen, daß ich meine Lebensaufgabe unbescheidenerweise höher stelle als die Ehre, bei euch als Hausfreund meine kostbare Zeit

versimpeln zu dürfen. Leb wohl! Ich wünsche dir alles Gute. Aber hier bin ich wahrhaftig überflüssig!"

„Hans Jochen, du bist . . ." rief ihm der Prinz nach — aber er war schon zur Thür hinaus.

Georg Friedrich griff sich an die Stirn. Jetzt sah er plötzlich klar. Nicht allein des Vaters, auch des Freundes Herz hatte er tödlich verwundet — mit furchtbarer Wucht umkrallte die plötzliche Erkenntnis seine Seele wie mit Tigerklauen. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen, während ihm ein eisiger Schauder den Rücken hinunterlief. Und langsam, aus weitgeöffneten Augen starr vor sich hinblickend wie ein Schlafwandler, schritt er durch eine Reihe leerer Zimmer hindurch, ohne zu wissen, wohin er wollte, und als er die letzte Thür öffnete, befand er sich in dem durch Oberlicht trübe erleuchteten Treppenhause. Mechanisch stieg er die teppichbelegten Marmorstufen empor, sich an dem vergoldeten Geländer förmlich hinaufziehend.

Da kam ihm von oben eine plumpe Gestalt entgegen.

„Wissen Königliche Hoheit schon? Ich suche Königliche Hoheit überall. Der Großherzog ist nicht unbedenklich erkrankt. Doktor Burtscheidt ist bei ihm. Der ganze Hof ist in größter Aufregung. Wenn Königliche Hoheit vielleicht . . ."

Erst jetzt erkannte Georg Friedrich in dem Manne, der ihn in kurzatmiger Hast also anredete, den Kammerherrn von der Rast, und unterbrach ihn mit einem abweisenden: „Ich weiß, ich weiß! Ich bin selbst . . . Sagen Sie, daß ich mich auf mein Zimmer zurückgezogen habe, falls man nach mir sucht."

Er machte eine entlassende Handbewegung und stieg einige weitere Stufen hinauf. Da blieb er stehen, wandte sich rasch um, rief den Kammerherrn leise beim Namen und raunte ihm, der eilfertig die Stufen wieder hinaufgesprungen war, ins Ohr: „Sehen Sie doch zu, daß ich heute gegen Abend auf eine halbe Stunde allein sein kann. Sie verstehen?"

„Vollkommen, Königliche Hoheit!“ flüsterte der dicke Baron unterwürfig zurück. „Aber ich weiß nicht . . . wenn Königliche Hoheit mir gestatten wollen, Sie darauf aufmerksam zu machen: man hat spioniert — Graf Worbis scheint zu wissen und hat vielleicht schon gestern abend im Theater dem Großherzog Mitteilung davon gemacht — es ist vielleicht gefährlich . . . wenn ich mir erlauben dürfte, gerade heute davon abzuraten.“

„Gleichviel, ich weiß, was ich wagen darf! Ich muß sie heut noch sprechen — hören Sie — ich muß!“ Einen strengen Blick unter finster zusammengezogenen Brauen hervor warf der Prinz noch auf den sich tief verbeugenden Höfling, dann stieg er rasch die Treppe vollends hinauf, um sich in seine Gemächer zu begeben.

Der Kammerherr von der Rast aber blieb pustend auf dem nächsten Treppenabsatz stehen, betupfte sich mit seinem rotseidenen Taschentuche die Stirn und sprach dabei zu sich selbst: „Wenn der regierende Herr jetzt das Zeitliche segnet, dann ist mir der Theaterintendant gewiß!“

Siebentes Kapitel.

Hans Jochen versucht Abschied zu nehmen.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von der bedenklichen Erkrankung des Großherzogs in der Residenz verbreitet und bei dem raschen Wandern von Mund zu Munde gar bald die bestimmte Form angenommen, daß es sich um einen Schlaganfall handle, für den man ohne Zweifel die extravagante Verlobung der Prinzessin Georgine verantwortlich machen müsse. Der Klatsch über das Verhältnis des Thronfolgers zu dem schönen Fräulein von Treysa war doch noch nicht so weit gedrungen, wie Frau Thea Lindner gewähnt

hatte, sondern auf einen engeren Hof- und Theaterkreis beschränkt geblieben. Und die guten Bürger, die ihren leutseligen Landesherrn so aufrichtig verehrten, entrüsteten sich aus voller Ueberzeugung über die harmlose arme Cousine, die durch ihre verliebte Narrheit das teure Leben des hohen Familienoberhauptes in Gefahr brachte. Trotz des abscheulichen Tauwetters, welches die abschüssigen Straßen um das Residenzschloß herum in schlammige, strudelnde Wildbäche verwandelte, trotz des feinen Regens, der unaufhörlich von dem bleigrauen Himmel herniederrieselte, wurde doch der Platz vor dem Hauptportal des Schlosses den ganzen Tag über nicht leer von Menschen, die dort ungeduldig warteten, bis irgend jemand herauskam, den man um den Zustand des hohen Kranken befragen konnte.

In die abgelegene Hofjägerei drang die aufregende Kunde von den Vorgängen im Schlosse erst verhältnismäßig spät. Baron Kospoth, der den Treysas gegen ein Uhr seine Aufwartung machen wollte, war der erste Ueberbringer der Nachricht. Er wußte, daß Frau von Treysa wieder zu Bette liege und daß er darum wahrscheinlich auf die Gesellschaft des alten Generals allein angewiesen sein würde. In seiner heutigen Gemütsverfassung war es ihm aber unmöglich, das Gestammel des Greises anzuhören und das übliche Gespräch in Gang zu bringen. Er verfügte sich deshalb sogleich in das Atelier hinauf, in der schwachen Hoffnung, Melanie vielleicht bei dem Fräulein von der Rast zu finden.

Doris war allein, als er die große Dachstube betrat. Sie hatte sich einen Stuhl vor die Staffelei gerückt und betrachtete mit einer Miene, so trübselig wie das Wetter da draußen, Melanies Bildnis, welches zwar eigentlich längst fertig war, an dem sie aber doch noch täglich herumkratzte und -strichelte, ohne daß es dadurch mehr Leben be-

kommen hätte. Die kleine Malerin erhob sich errötend, um dem jungen Baron einige Schritte entgegenzugehen.

„Sie werden heute Melanie nicht sehen," sagte sie, sobald die ersten Begrüßungsworte gewechselt waren. „Es geht ihrer Mutter sehr schlecht. In der Nacht hat sich hitziges Fieber eingestellt — es soll eine Lungenentzündung sein. Der Arzt meint, bei ihrer zarten Konstitution wäre das Schlimmste zu befürchten. Soll ich einmal hinuntergehen und fragen, ob Melanie einen Augenblick loskommen kann?"

„Nein, bitte, bemühen Sie sich nicht, liebes Fräulein," wehrte Kospoth ab, „ich will Melanie nicht ihrer Pflicht entziehen; aber wenn Sie gestatten, bleibe ich noch ein wenig."

„Ach, Sie sind sehr liebenswürdig!" sagte Doris hoch erfreut, und dann fügte sie demütig hinzu: „Wenn Sie mit mir vorlieb nehmen wollen."

„O, ich bitte, wie können Sie so etwas sagen! Es ist mir sogar sehr lieb, daß ich Sie allein treffe; ich . . ."

Doris wartete eine ganze Zeitlang vergebens darauf, daß er den Satz vollenden sollte. Er war vor ihre Staffelei getreten und schien im Anblick des Gemäldes ganz zu vergessen, was er hatte sagen wollen.

„Sagen Sie es nur offen heraus," unterbrach das Fräulein endlich das Schweigen. „Es ist verpfuscht, nicht wahr? Ganz und gar verpfuscht — die Aehnlichkeit, Haltung, Ausdruck, Farbe, alles! Ach ja, ich hätte es gar nicht wagen sollen! Sie glauben nicht, wie ich mich jetzt schäme, und ich habe doch mit solcher Liebe daran gearbeitet! Da sehen Sie die alten Männer und Frauen an den Wänden, die sind doch nicht so übel. Mein Lehrer hat sie wenigstens sehr gelobt. Ach, ich sage Ihnen, das ist freilich ein andres Arbeiten! Da rührt man sich lauter schmutzige Sößchen zurecht und streicht sie recht dick in die Runzeln hinein — das findet man gleich wundervoll charakteristisch! Aber so

ein lebensprühendes Auge, so einen durchscheinenden Teint und das alles nur einigermaßen wiederzugeben, dazu muß man doch wohl schon wirklich Künstler sein!"

Kospoth schaute der Sprecherin voll Mitgefühls in die feucht blinkenden dunkelblauen Gazellenaugen. Noch nie hatte sie in seiner Gegenwart eine so lange Rede gewagt. Wie erschrocken über ihre eigne Kühnheit, schlug sie nun errötend die Lider mit den langen dunklen Wimpern zu Boden und hörte gesenkten Hauptes seine gutgemeinten Einwendungen gegen ihre Selbstanklagen an. Zum Schluß sagte er, sich zu einem scherzenden Tone zwingend: „Hätten Sie mein kurzborstiges Haupt zum Modell genommen, dann hätten Sie es freilich leichter gehabt und Ihre breitesten Pinsel tief in braune Sauce tunken können."

„Ach, wirklich, hätten Sie sich dazu hergegeben?" rief die kleine Malerin und blickte ungläubig zu ihm auf. „Nach der Stümperei, die Sie hier von mir gesehen haben, darf ich aber wohl nicht mehr wagen . . ."

„O, mein liebes Fräulein, ich würde Ihnen ja mit dem größten Vergnügen sitzen, wenn ich nicht fort müßte."

„Sie wollen fort?"

„Ja, vielleicht schon morgen!"

Doris war ganz blaß geworden bei der überraschenden Eröffnung. Das schmale, längliche Gesicht noch tiefer zur Seite gebeugt, so daß sich ihr Höcker noch höher aufzubäumen schien, stand sie vor ihm, ein rührendes Bild hilfloser Jammers.

„Dann kamen Sie wohl schon, um Abschied zu nehmen?"

Er sah, wie schwer es ihr wurde, die wenigen Worte herauszubringen, und sagte bewegt: „Ich weiß, bei Ihnen wenigstens hinterlasse ich ein freundliches Andenken — Sie werden gern an unsre Plauderstunden hier oben zurückdenken."

„O, Herr von Kospoth, Sie werden gewiß von vielen

hier vermißt werden!“ versetzte Doris leise. „Weiß Melanie schon?“

„Nein!“ antwortete er kurz, und dann trat er ans Fenster und starrte verlorenen Blickes in den grau wallenden Nebel hinaus. Wieder trat eine verlegene Pause ein. Doris war froh, daß er sie nicht ansah und ihr Zeit ließ, sich zu fassen. Natürlich wußte sie es längst, daß er Melanie liebte und hatte es auch erraten, daß er nur um ihretwillen noch so lange in der Residenz geblieben war, in der er doch eigentlich nichts mehr zu thun hatte, es sei denn, daß er die Hilfe, die er dem Erbgroßherzog bei der Abfassung seiner Reiseerinnerungen lieh, für eine gar so ernste Pflicht ansah. Da das aber kaum der Fall sein konnte, so blieb ihr nur der Schluß übrig, daß er seine Liebe als eine hoffnungslose betrachtete und darum sein Heil in der Flucht suchen wolle. Endlich aber begann ihr sein Schweigen peinlich zu werden. Sie holte ihre Skizzenmappe herbei und kramte darin herum.

„Könnten Sie nicht wenigstens noch ein paar Tage zugeben?“ hub sie zaghaft an. „Sehen Sie, ich habe da aus dem Kopfe eine Kreideskizze versucht; aber Sie müssen mich nicht auslachen — sehr ähnlich ist es freilich nicht geworden.“

Er trat zu ihr an den Tisch, auf dem sie die Mappe aufgeschlagen hatte, und nahm das Blatt, das sie ihm darbot, zur Hand. „Ah, Sie haben mich aus dem Gedächtnis porträtiert!“ rief er, sich den Anschein geschmeichelter Eitelkeit gebend. „Ah ja, das ist ja ganz unverkennbar — diese echt Kospothsche Nase!“

„Sie finden es wirklich ähnlich?“ sagte Doris, halb freudig und halb zweifelnd. Und als er sie freundlich lächelnd und sein Urteil lebhaft bestätigend anblickte, da setzte sie, verlegen stotternd hinzu: „Melanie wünschte nämlich gern . . .“

„Melanie wünschte mein Bild zu besitzen?“ fiel er lebhaft ein. „Nein, Fräulein Doris, das kann ich kaum glauben.“

So streng und vorwurfsvoll fixierten sie seine hellen grauen Augen, daß sie sich ängstlich beeilte, die Wahrheit zu gestehen. „Ja, das heißt: sie hat es nicht gerade direkt ausgesprochen; aber ich glaube, ich würde ihr zu ihrem Geburtstage eine Freude damit machen. Wenn Sie mir nur noch ein paar Stunden dazu sitzen könnten, dann getraute ich mich wohl, es einigermaßen zu stande zu bringen. Ich könnte mir vielleicht auch mit der Photographie helfen. Der Erbgroßherzog war nämlich so liebenswürdig, mir einen photographischen Apparat zum Geschenk anzubieten. Alle Maler photographieren ja jetzt.“

Kospoth horchte auf, und sobald die kleine Malerin geendet hatte, überraschte er sie mit der Frage: „Der Erbgroßherzog war wohl überhaupt sehr liebenswürdig gegen Sie in letzter Zeit?“

„O ja! Er ist schon ein paarmal hier oben gewesen bei mir und war so freundlich! Ich verdanke das natürlich nur Melanie.“

„Wie merkwürdig, daß ich Seine Königliche Hoheit nur ein einziges Mal hier getroffen habe! Ich bin doch fast jeden Vormittag hier gewesen!“

„Ja, er war einige Male auch nachmittags hier. Er liebe die Schummerstunde so, sagt er. Ich durfte nur die große chinesische Laterne anzünden. Wir saßen dann alle drei auf dem alten Diwan da, und er erzählte uns so hübsch von seiner Reise.“

„Und warum haben Sie mir davon nicht schon früher etwas gesagt? Hat Ihnen Melanie vielleicht verboten . . .?“

„Verboten? Nein! Wie Sie nur fragen! Sie haben sie doch fast jeden Tag unten bei ihren Eltern gesehen oder sind mit ihr ausgeritten, ins Theater gegangen, in Gesell-

schaft gewesen — da verstand es sich doch von selbst, daß sie Ihnen so etwas erzählte."

„Nun ja, allerdings, einmal hat sie mir auch davon gesprochen, aber ... Sagen Sie, wie oft war der Erbgroßherzog denn hier oben bei Ihnen?"

„Nur dreimal! Warum sehen Sie mich denn so an, Herr von Kospoth?"

Er beachtete ihre ängstliche Frage nicht, sondern fuhr, sie wie einen armen Sünder mit seinem strengen Richterblick in Verwirrung setzend, zu fragen fort: „Und Sie waren bei diesen Besuchen immer zu dreien? Ich meine: haben Sie nie den Erbgroßherzog mit Melanie allein gelassen?"

„Aber, Herr von Kospoth!" rief die kleine Malerin in ängstlich vorwurfsvollem Tone. „Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen! Sie werden doch wohl nicht glauben, daß Melanie ... aber nein, das ist ja gar nicht möglich. Sie lieben sie ja doch!"

„Ja, eben, weil ich sie liebe! Vor Ihnen, Fräulein, brauche ich wohl kein Geheimnis daraus zu machen. Auf die Nebenbuhlerschaft einer Königlichen Hoheit kann man schon eifersüchtig sein, dächte ich! Und wenn ich einen gewissen Verdacht in mir aufkommen lasse ... o, Sie können überzeugt sein, daß ich meine Gründe dazu habe! — Noch eine Frage: waren Sie immer zur Dämmerstunde hier oben?"

„Meistens ja, nur in dieser letzten Woche nicht, da hat mir mein Vater immer in der Zeit nach seiner Siesta bis zum Theater etwas vorgelesen."

„Unten in seinem Zimmer?"

„Ja gewiß! Aber ich schließe mein Zimmer ab und trage den Schlüssel bei mir."

„Und — ist das eine alte Gewohnheit von ihm, Ihnen vorzulesen?"

„Ach nein — das heißt: früher hat er es wohl

manchmal gethan — immer, wenn ich krank war; aber neulich sprach ich mal mit ihm über Litteratur und da fand er, daß mein Geschmack eigentlich sehr ungebildet wäre, weil ich alles bunt durcheinander lese, was mir so in die Hände kommt. Da liest mir nun Papa seitdem alle Tage ein bis zwei Stunden aus den besten Dichtern vor, um meinen Geschmack zu bilden. Und damit ich nicht denken soll, daß er mir ein Opfer bringe, sagte er, er thäte es hauptsächlich zur Uebung seiner Stimme und seiner Deklamation — Papa ist nämlich ein passionierter Schauspieler. O, gestern hat er mir Richard den Dritten vorgelesen, daß mir angst und bange wurde; so wild hat er die Augen dabei gerollt — Papa ist wirklich sehr gut zu mir — besonders seit Treysas im Hause wohnen! Das ist auch Melanies Einfluß, glaube ich. Ach, sie ist so lieb und gut, daß auch alle Menschen, die ihr nahe sein dürfen — ich möchte sagen: etwas davon abbekommen."

Doris hatte sich in einen solchen Eifer hineingeredet, daß ein sanftes Rot ihre wachsbleichen Wangen überzog und ihre Gazellenaugen noch wärmer strahlten als gewöhnlich. Sie setzte sich erschöpft auf den nächsten Stuhl und schaute mit ihrem erstaunten Kinderblick zu Hans Joachim empor, als wollte sie sagen: Ich begreife nicht, wie man von einem Menschen, den man liebt, etwas Schlechtes denken kann; ich würde an dir, Hans Joachim, niemals zweifeln, und wenn die ganze Welt mir beweisen wollte, daß du meiner Liebe unwürdig wärest!

Kospoth hielt immer noch ihre Kreidezeichnung in der Hand und starrte mit düster zusammengezogenen Brauen darauf hinab. Die Worte des arglosen Mädchens hatten seinen Verdacht nur bestätigt. Er wußte nicht, was er ihr darauf erwidern sollte, da er wohl empfand, wie grausam es gewesen wäre, ihr das Vertrauen zu dem Vater zu zer-

stören, die Begeisterung für die angebetete Freundin zu trüben. Endlich legte er das Blatt aus der Hand und sagte: „Es wäre mir doch lieb, wenn ich Fräulein von Treysa einen Augenblick allein sprechen könnte."

„Ich will gern hinuntergehen und es ihr sagen," versetzte Doris eifrig und schrägelte alsbald zur Thür hinaus.

Hans Joachim warf sich auf den Diwan, drückte eine Faust gegen seine Stirn und harrte, den Kopf gegen die Wand gelehnt, der Geliebten. Er versuchte, sich klar zurecht zu legen, was er ihr sagen wollte, aber es war ihm unmöglich, seine Gedanken zu ordnen. Immer wieder drängte sich zwischen seine vernünftige Erwägung die Raserei der Eifersucht, und seine erregte Einbildungskraft ließ ihn fortwährend die Geliebte in der Umarmung des Prinzen schauen. Ein rasender Schmerz wühlte in seiner Seele, wie wenn eine grausame Macht, der er sich nicht widersetzen konnte, ihn dazu verurteilt hätte, der stumme Zeuge aller Küsse und Liebesschwüre zu sein, die Melanie mit ihrem fürstlichen Liebhaber austauschte. Es drängte ihn fortwährend, aufzuspringen und wütende Schläge in die Luft zu führen, den unsichtbaren Feind an der Gurgel zu packen. — Er mußte lange warten; aber als Melanie endlich erschien, war es ihm doch noch immer nicht gelungen, seiner Aufregung Herr zu werden.

Melanie kam allein. Sie war im Morgenrock, das reiche dunkle Haar noch unfrisiert, nur lose aufgesteckt. Ihre Augen verrieten deutlich die Spuren einer durchwachten Nacht, ihre Wangen waren blaß, aber die Hand, die sie zum Gruße in die seine legte, glühte wie im Fieber.

„Guten Tag, Hans Jochen! Sie haben mir etwas zu sagen? — Verzeihen Sie, daß ich in diesem Aufzuge komme — ich habe noch keine Zeit gefunden, Toilette zu machen. Mama hat eine sehr schlechte Nacht gehabt — wir mußten

sogar den Arzt holen lassen, weil wir fürchteten ... Papa ist ganz außer sich. Der Arzt hat gesagt, wir müßten uns auf das Schlimmste gefaßt machen, obgleich er die Hoffnung noch nicht aufgibt. Ach, lieber Freund, es ist so schrecklich, an dem Krankenbette der Mutter zu wachen, wenn man immer fürchten muß, daß die nächste Stunde die letzte sein könnte. Ich ..." Sie fuhr sich mit ihrem Tüchlein über die feuchten Augen. „Ich bin nicht fähig ... sagen Sie mir rasch, was Sie herführt. Ich darf sie nicht lange allein lassen."

Kospoth hatte die heiße kleine Hand nicht losgelassen. Es zuckte schmerzlich um seinen Mund, als er ihr mit bebender Stimme eröffnete, daß er Abschied zu nehmen gekommen sei.

„Wie, Sie wollen uns verlassen?" rief Melanie, erstaunt aufblickend. „Gerade jetzt, wo wir einen Freund vielleicht sehr nötig haben werden?"

Er biß sich auf die Lippen und versetzte tonlos: „An Freunden wird es Ihnen hier doch jedenfalls nicht fehlen."

„Ah! Sie sind mir böse, weil ich Ihnen noch immer nicht auf Ihre Frage geantwortet habe."

„Ich glaube, ich habe Ihnen Zeit gelassen, sich über Ihre Gefühle klar zu werden. Ich weiß, Sie sind sich bereits klar darüber — und doch haben Sie mir nicht antworten wollen! Nun, ich habe mir die Antwort heute früh geholt — von einer andern Stelle. Der Erbgroßherzog hat es mir ungefragt zu verstehen gegeben, wie die Dinge liegen. Daß ich jetzt nicht mehr hier bleiben kann, keinen Tag länger, das werden Sie wohl verstehen."

Eine jähe Röte ergoß sich plötzlich über Melanies ganzes Gesicht, um fast ebenso rasch wieder daraus zu verschwinden. Sie setzte sich auf den nächsten Stuhl und ließ die Hände matt auf dem Schoße ruhen. Ihre schlanken

Finger spielten mit dem thränenfeuchten Batisttüchlein, und ihre niedergeschlagenen Augen schauten dem Spiele zu. Dann aber blickte sie wehmütig lächelnd empor und sagte, ruhig dem verzehrenden Blicke Kospoths begegnend: „Wenn Sie es denn einmal wissen: ja — ich liebe Georg Friedrich! und er liebt mich wieder und wird mich zu seiner Frau machen, selbst wenn er deshalb dem Throne entsagen müßte. Ach, lieber Hans Jochen, ich weiß, was ich Ihnen anthue, aber ich kann nicht anders, und ich durfte es Ihnen bisher nicht sagen, weil ich auf seine Stellung Rücksicht nehmen muß. Ich muß es ihm überlassen, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann er das Geheimnis unsrer Liebe vor der Welt veröffentlichen will. Aber nun, da er es Ihnen selbst gesagt hat . . . Ach, lieber Freund, wenn diese Liebe nicht über mich gekommen wäre wie ein Sturm, um mir die innerste Seele durchzurütteln, Empfindungen aufzuwecken, von denen ich bisher keine Ahnung hatte . . . nein, man kann nicht davon sprechen — es ist so etwas Geheimnisvolles, Wunderbares! Aber ich weiß gewiß, das ist die rechte Liebe — und was ich für Sie fühlte . . . Ach, lieber Hans Jochen, wenn dies nicht über mich gekommen wäre, dann hätte ich mit Freuden Ihnen die Hand gereicht und — wir wären vielleicht auch glücklich geworden zusammen."

Sie erhob sich plötzlich und legte ihre Hände auf seine Schultern, ihre volle Gestalt leicht an seine Seite schmiegend, und dabei sah sie, die schönen Augen ganz in Thränen, zu ihm auf und seufzte lächelnd: „Ach, lieber Hans Jochen, wenn du mir doch nicht böse sein wolltest! Das kommt nun einmal so und man kann nicht anders. Aber ich bin dir ja trotz alledem so gut, und es ist wirklich keine Redensart, daß ich dich liebe wie einen Bruder. Siehst du, ich glaube, es ist gut, daß es so gekommen ist; denn wäre ich deine Frau geworden und hätte dich anders lieben ge-

lernt, dann hättest du sehr bald mit Schrecken erfahren müssen, wie furchtbar rücksichtslos, wie selbstsüchtig ich in meiner Liebe bin. Ich hätte dich gewiß schrecklich gequält, sobald ich gefunden hätte, daß in deinem Herzen noch für irgend etwas andres Platz ist neben deiner Frau."

Er fühlte ihren warmen Atem in seinem Gesicht, ihren blühenden Leib an seiner Brust, in seinen zitternden Armen — seine Sinne drohten sich zu verwirren, und er rief mit letzter Kraftanstrengung: „Melanie, dein Trost macht mich wahnsinnig, laß mich los — — du bist fremdes Eigentum!"

Sie prallte zurück und sah ihn erschrocken an. Ein Blick in diese flackernden Augen sagte ihr, der wissend Gewordenen, ein wie gefährliches Spiel sie da in bester Absicht getrieben hatte. Aengstlich schritt sie wieder der Thüre zu und sagte, während sie eine Hand schon auf die Klinke gelegt, ihm ihre Rechte entgegenstreckte: „Wenn es also nicht anders sein kann, so leben Sie wohl! Wollen Sie nicht Papa noch sehen, ehe Sie reisen?"

Er antwortete nicht auf ihre letzte Frage, sondern hielt ihr vielmehr eine andre Frage entgegen: „Und du, Schwärmerin, glaubst wirklich, daß Georg Friedrich auf die Thronfolge verzichten wird, um dich zu heiraten?!"

Sie ließ die Klinke los und trat, die kleinen Hände zornig geballt, ihm einen raschen Schritt entgegen. „Sie vergessen wohl, daß Sie den Mann Ihren Freund genannt haben, den Sie jetzt durch solchen Verdacht beleidigen!"

„Nein, Melanie," entgegnete Kospoth, bitter lächelnd. „Ich nehme nichts von dem zurück, was ich jemals Lobendes über den Erbgroßherzog gesagt habe; aber ich weiß auch, daß der Zwang der Verhältnisse stärker sein wird als er. Er sieht sich jetzt vor die Wahl gestellt, entweder der Mörder seines Vaters zu heißen, oder nur ein allzu feuriger

Liebhaber. Ihr Schicksal, das Sie mit hunderttausend verlassenen Mädchen aus allen Ständen teilen, würde die Gesellschaft nicht lange in Aufregung erhalten; aber ganz Europa würde sich über den Thronfolger entrüsten, der um einer romantischen Grille willen das Leben seines Vaters in Gefahr setzt."

„Ah, ist das Ihre Freigeisterei? Eine romantische Grille nennen Sie eine Liebe, die sich gegen herkömmliche Anschauungen auflehnt? Es scheint, Sie sind nur so lange ein gefährlicher Radikaler, als Ihre persönliche Empfindlichkeit nicht berührt wird. O pfui! Und was soll das heißen: er würde der Mörder seines Vaters werden, wenn er mir sein Wort hält? Wollen Sie mir durch solche Romanphrasen einen Schreck einjagen? O pfui! sage ich noch einmal."

Wie schön sie war in ihrem flammenden Zorn! Kospoth hätte ihr zu Füßen stürzen mögen; aber er zwang sich gewaltsam zur Ruhe und teilte ihr zu seiner Rechtfertigung mit, was an diesem Morgen im großherzoglichen Schlosse zwischen Vater und Sohn vorgegangen war und welche Folgen für den regierenden Herrn die Aufregung jener Unterredung gehabt hatte. „Sie wissen wohl," schloß er seinen Bericht, „welch schönes Verhältnis zwischen Eltern und Kindern in der großherzoglichen Familie herrscht, und wie sehr insbesondere der Prinz seinen Vater verehrt!"

Melanie war wieder sehr bleich geworden. Die Hand auf den Busen gedrückt, mit halbgeöffnetem Munde hatte sie ihn bis zu Ende angehört. Er sah es, irgend ein Ausruf der Angst schwebte auf ihren Lippen; aber sie unterdrückte ihn. Sie strich mit beiden Händen das Haar von den Schläfen zurück, wie um sich dadurch zu beruhigen, und dann leuchteten ihre Augen auf und ein Lächeln stolzer Zuversicht spielte um ihre Lippen, als sie endlich wieder Worte fand.

„Sie werden sehen, Hans Jochen, daß auch dies ihn nicht in seinem Entschlusse wankend machen wird. Verzeihen Sie mir, was ich in der Heftigkeit gesagt habe. Ich muß jetzt zugeben, daß Sie ein Recht hatten, solche Worte zu gebrauchen. Sie müssen doch sehen aus diesem Ereignis, daß er mich in Wahrheit über alles liebt, mehr selbst als seine Eltern und seinen Thron. Ich bin überzeugt, daß er den rechten Weg finden wird, seinen Vater zu versöhnen — trotz alledem. Sie wissen ja, daß ich selbst fürstliches Geblüt in meinen Adern habe!" Sie versuchte übermütig zu lachen, was ihr jedoch schlecht gelang, und dann, als er sich abwendete und nur stumm die Achseln zuckte, fuhr sie fort: „Nun ja, das ist dummes Zeug! Aber ich meine doch, wenn Sie bei dieser Geschichte nicht persönlich beteiligt wären — nehmen Sie es mir nicht übel — dann müßten Sie sich eigentlich Ihres Schülers freuen, daß er den Mut hat, die Theorie in die Praxis umzusetzen; denn Ihrem Zukunftsstaate kann doch an so einem kleinen Großherzog nichts gelegen sein, nicht wahr?"

Kospoth wandte sich ihr wieder zu und versetzte mit schmerzlicher Ergebenheit: „Ich sehe, es kann zu nichts führen — wir quälen einander nur. Als Ihr aufrichtiger Freund kann ich Ihnen nur wünschen, daß Ihnen eine grausame Enttäuschung erspart bleiben möge. Behalten Sie wirklich recht — nun, dann will ich Ihnen Glück wünschen — und sehen, wie ich mit mir fertig werde. Leben Sie wohl, Melanie!"

Jetzt ging er nach der Thür, und sie war es, die ihn zurückhielt.

„Wollen wir wirklich so auseinandergehen?" rief sie lebhaft, indem sie mit warmem Drucke seine Hand ergriff. „Soll es nicht bei dem Du und bei der Brüderlichkeit bleiben dürfen?"

„Also: leb wohl, Melanie!“ sagte er, trübe lächelnd und den Druck ihrer Hand erwidernd.

Allein sie wollte ihn noch nicht fortlassen und beharrte: „Nein, geh nicht! Reise wenigstens noch nicht heute ab! In diesen Tagen muß sich ja so vieles entscheiden. Halte noch so lange bei uns aus! Ja, Hans Jochen? In Trauer oder in überschwenglicher Freude — dein liebes Gesicht würde ich immer vermissen. Die Wunde, die ich deinem Herzen schlagen mußte, wird die Zeit heilen. Das ist zwar eine banale Phrase; aber ich glaube, es ist doch wahr. Es ist ja doch dein Ziel, die Menschheit glücklich zu machen, und darüber wirst du schon einmal ein Mädchen vergessen, das vielleicht ... Ach, was rede ich da alles! Sei mir nicht böse! Sei gut und gerecht, wie du immer warst, Hans Jochen!“ Und mit schelmischem Lächeln setzte sie hinzu: „Weißt du, wir treten vielleicht doch noch einmal in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu einander. Ja, sieh mich nur ungläubig an! Hast du denn wirklich nicht bemerkt, wie sehr Prinzeß Eleonore für dich schwärmt?“

„Melanie, ich bitte dich, was soll das hier?“ sagte er, ernst abweisend. „Die Prinzessin ist eine gescheite Dame, mit der es sich vortrefflich plaudert und musiziert.“

„Und die dich außerdem anbetet,“ fiel Melanie ein. „O, glaube mir, wir Frauen haben ein scharfes Auge aufeinander. Ich bin nicht die einzige, die bemerkt hat, wie es um das Herz der Prinzessin steht. Uebrigens hat es mir auch die kleine Katz bestätigt, und ich glaube, sie hat damit ganz im Sinne der Herrin gehandelt, der es wahrscheinlich sehr recht ist, wenn ich dir so etwas wiedererzähle. Sie weiß ja auch um unsre Liebe und steht ganz auf der Seite ihres Bruders. Der arme Großherzog wird sich wohl darein finden müssen, daß auch seine Kinder dem bösen Beispiele der Tante Chochotte folgen.“

Kospoth schüttelte den blonden Kopf und entgegnete fast grimmig: „Verzeih, ich besitze wohl nicht den Humor, um die Dinge so gemütlich aufzufassen. Ich hätte übrigens nicht geglaubt, daß du noch ein solches Kind sein kannst."

Jetzt war wieder Melanie die Gekränkte. Sie biß sich leicht auf die Lippen und seufzte: „Wenn du durchaus nicht anders willst — dann also: leb wohl! Aber nur für heute, nicht wahr? Warte wenigstens, bis es sich mit Mama entschieden hat — und das andre vielleicht auch! Versprich mir das!"

„Versprechen kann ich es dir nicht; aber ich möchte es dir gern zuliebe thun."

Sie wollte eben die Thür öffnen, als daran geklopft wurde. Es war das Treysasche Dienstmädchen, welches Melanie an das Krankenlager der eben aus kurzem Fieberschlaf erwachten Mutter zurückrief. Sie drückte Kospoth flüchtig die Hand und eilte mit einem kurzen „Auf Wiedersehen!" die Treppen hinunter. Ein paar Sekunden stand er unschlüssig — dann lief er ihr rasch nach und holte sie vor der Thür ihrer Wohnung ein.

„Sollte es mir unmöglich sein wiederzukommen," flüsterte er ihr zu, „dann . . . dann grüße deine Eltern von mir, und vergiß nicht, Melanie: was auch immer kommen mag, ich bleibe dir gegenüber der alte. Wenn du einen Freund brauchst, bin ich bei dir. Adieu! Und gute Besserung deiner Mutter!"

„Danke!" sagte sie herzlich und drückte ihm warm die Hand. Dann schlüpfte sie eilig durch die nur angelehnte Thür hinein, und er stieg langsam die Treppe hinunter.

Als er unten aus der Hausthür trat, kam ihm der Kammerherr von der Rast entgegen. Mit hochgeklapptem Paletotkragen und aufgekrempelten Beinkleidern watschelte die dicke Gestalt eilfertig unter dem triefenden Regenschirm

heran; aber selbst die Unbill des Wetters und die aufgeregte Hast vermochten das gewohnte süßliche Lächeln nicht aus seinem Gesichte zu verbannen. Schon auf sechs Schritte Entfernung streckte er Kospoth die Hand entgegen und rief im jovialsten Tone, als ob es sich um irgendwelchen harmlosen Spaß handle: „Morgen, lieber Baron! Haben Sie unsern Damen bereits die Trauerbotschaft aus dem Schlosse mitgeteilt? Sie wissen doch natürlich? Mein Gott, es ist wirklich schrecklich! Hier im Hause unsre liebe, gute Generalin in Lebensgefahr und dort im Schlosse unser allergnädigster Herr gefährlich erkrankt! Wer hätte gedacht, daß der Affront dieser unglückseligen Prinzessin Chochotte ihn dermaßen alterieren könnte! Es ist ein Nervenchok — sollen die Aerzte gesagt haben. Oder wissen Sie vielleicht, was sonst der Grund sein könnte? Ich hörte im Schlosse, daß der Erbgroßherzog heute morgen eine längere Unterredung mit seinem Vater gehabt habe.“ Dabei sah er ihm lauernd ins Gesicht.

Kospoth hatte sich mit seinem Regenschirm zu thun gemacht, um den Händedruck dieses Mannes, der ihm seit dem Gespräch mit Doris noch bedeutend unangenehmer geworden war als bisher, zu entgehen. Er wußte, wo der Kammerherr mit seiner letzten Frage hinzielte, und antwortete nur durch ein bedauerndes Achselzucken darauf. „Wie geht es jetzt dem Großherzog? Sie haben ja die neuesten Nachrichten,“ sagte er, nur um doch etwas zu sagen.

„Er soll wieder bei Bewußtsein, aber noch sehr schwach sein. Prinzessin Eleonore pflegt ihn,“ versetzte der Kammerherr. „Haben Sie Fräulein von Treysa gesehen?“

„Ja, auf einen Augenblick; aber sie ist so durch die Krankheit ihrer Mutter in Anspruch genommen . . .“

„Versteht sich! Ja — das arme Kind! Na, wir wollen uns nicht erkälten. Auf Wiedersehen!“ Er be-

merkte wohl, daß sich aus Kospoth nichts herausholen lasse, und lüpfte daher mit seinem allerfreundlichsten Lächeln den Cylinderhut.

Kospoth that mit einer sehr abgemessenen Verbeugung das gleiche und schritt rasch davon. Hätte er noch einmal zu den Fenstern des ersten Stockwerks hinaufgesehen, so würde er vielleicht bemerkt haben, daß aus einem derselben, die schmale Stirn an die Scheiben gedrückt, ein kummervolles Gesicht ihm nachblickte. Er aber dachte gar nicht daran, daß er ganz vergessen hatte, der armen kleinen Malerin Lebewohl zu sagen, die er vielleicht nie im Leben wiedersehen würde. —

Der Kammerherr klingelte, ehe er seine eigne Wohnung betrat, erst einmal bei Treysas und ließ das gnädige Fräulein herausrufen. Er mußte ziemlich lange warten, ehe Melanie erschien. Und als sie dann endlich kam, so bleich, verstört und verweint, da vergaß selbst er für einen Augenblick zu lächeln und begann mit der ängstlich geflüsterten Frage, ob es denn mit ihrer Frau Mutter etwa schlimmer geworden sei.

„Immer noch dasselbe," versetzte sie kopfschüttelnd. „Aber ich hörte eben von Baron Kospoth, daß der Erbgroßherzog sich geweigert hat, zu heiraten, und daß es darüber zu einer sehr erregten Auseinandersetzung mit dem Großherzog gekommen ist."

Baron von der Rast horchte hoch auf und rief: „Ah, also doch! Ich dachte mir gleich, daß irgend so etwas dahinter stecken müßte. Herr von Kospoth thut natürlich mir gegenüber, als wüßte er von nichts. Hat er Ihnen vielleicht einen Auftrag von seiner Königlichen Hoheit ausgerichtet?"

„Er? Wo denken Sie hin!"

„Ach so! Ich verstehe," sagte der Kammerherr mit

ironischem Lächeln. „Dazu gibt er sich nicht her; aber ich habe Ihnen einen Auftrag auszurichten: der Prinz wünscht Sie heute zur üblichen Stunde zu sprechen."

In Melanies überwachten Augen blitzte es freudig auf, und sie flüsterte lächelnd vor sich hin: „Ich wußte es wohl, er kann mich nicht im Stiche lassen, jetzt erst recht nicht!"

Der Kammerherr hatte sie wohl verstanden, obwohl sie so leise sprach. Und ebenso leise, sein listiges Faungesicht ihrem Ohre nahe bringend, versetzte er: „Seien Sie ganz ruhig, mein liebes, gnädiges Fräulein, ich stehe Ihnen dafür, daß er Sie nicht im Stiche läßt — mag aus dieser Heirat werden, was da will. Wenn Herr von Kospoth Ihnen etwa bange gemacht hat — dann kennt er eben Seine Königliche Hoheit nicht, glauben Sie mir! Nein, nein, seien Sie ganz ruhig, mein liebes, teures Fräulein! Was auch immer daraus werden mag, auf Ihren unterthänigsten Diener können Sie sich unter allen Umständen verlassen."

Melanie war zu sehr mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, auch wohl zu abgespannt, um den versteckten Sinn aus dem zutraulichen Geflüster des dicken Herrn herauszuhören. Aber diese Zutraulichkeit selbst berührte sie unangenehm und darum entzog sie sich rasch seinem zärtlichen Händedrucke unter dem Vorgeben, daß die Kranke ihrer dringend bedürfe. — — —

Es war Kospoth heute in seinem aufgeregten Zustande unmöglich, an der Table d'hote in seinem kleinen Hotel teilzunehmen. Er ließ sich ein paar Gerichte auf sein Zimmer kommen und setzte sich nachher hin, um einen Brief an seinen Vater zu schreiben, in welchem er ihm anzeigte, daß er ihn, wenn er nichts anders depeschiere, übermorgen in Volkramstein erwarten möge.

Er war eben damit fertig geworden, als ein großherzoglicher Lakai ins Zimmer trat und ihm einen Brief überreichte. Das Monogramm mit der Fürstenkrone und die große, aber flüchtige Damenhandschrift ließ ihn auf den ersten Blick Prinzessin Eleonore als die Schreiberin erkennen. Er schnitt den fest verklebten Umschlag mit seinem Federmesser auf und las:

„Mein lieber Baron Kospoth!

„Ich komme eben von dem Krankenlager des Großherzogs. Zu meiner Freude darf ich Ihnen sagen, daß es ihm ein wenig besser geht. Die Aerzte meinen, daß keine unmittelbare Gefahr mehr vorhanden sei; aber er bedarf der allergrößten Schonung und muß vor jeder Gemütsbewegung ängstlich bewahrt werden. Seit er wieder zum Bewußtsein gekommen ist, beschäftigen sich seine Gedanken fortwährend mit meinem Bruder und er wünscht dringend, ihn zu sehen. Sie begreifen, daß, trotzig wie Georg nun einmal auf seinem Willen beharrt, eine neue Unterredung mit ihm für meinen teuren Vater die allergrößte Gefahr heraufbeschwören könnte. Mit Georg ist immer noch nicht zu reden. Er hat sich auf seinem Zimmer eingeschlossen und läßt niemand vor; aber ich habe trotz des Zusammenstoßes zwischen Ihnen beiden, von dem ich heute morgen Zeuge war, dennoch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß Ihr Einfluß im stande sein könnte, doch noch günstig auf ihn einzuwirken. Ehe Sie mit ihm wieder zusammentreffen, möchte ich Sie bitten, die Frage erst mit mir allein durchzusprechen — wir meinen es ja beide gut mit Georg und finden vielleicht ein Mittel, ihn umzustimmen. Heute abend — sagen wir um Sechs — hoffe ich mich auf eine halbe Stunde frei machen zu können. Lassen Sie sich nur bei der Katz melden. Sollten Sie dringend verhindert

sein, so bitte ich um Benachrichtigung durch den Ueberbringer. Andernfalls erwartet Sie

Ihre
Ihnen aufrichtig zugethane
Eleonore, Prinzessin zu . . . . . "

Kospoth blickte noch eine kleine Weile nachdenklich in den Brief hinein. Dann wandte er sich rasch zu dem Lakaien und sagte: „Ich danke Ihnen. Es ist keine Antwort."

Achtes Kapitel.

In welchem sowohl die Liebe der klugen Prinzessin, wie auch die Vorlesung des dicken Kammerherrn ein Ende mit Schrecken nimmt.

Pünktlich um sechs Uhr betrat Hans Joachim von Kospoth das großherzogliche Schloß. Die gesamte Dienerschaft kannte ihn und wußte, daß er bei dem Erbgroßherzog unangemeldet aus und ein gehen durfte. Heute aber trat ihm doch der Thürsteher, ein langbärtiger Russe von ehrfurchtgebietendem Körpermaß, mit seiner grimmigsten Amtsmiene entgegen und machte ihn darauf aufmerksam, daß seine Königliche Hoheit befohlen habe, ausnahmslos niemand vorzulassen.

„Ich weiß, ich weiß!" sagte Kospoth ungeduldig. „Ich wünsche auch nur einen der Herren Adjutanten zu sprechen."

Der Riese verbeugte sich mit den Worten: „Werrden Herr Baron Graf Bracke finden," und gab ihm die Treppe frei.

Hans Joachim stieg hinauf und schritt durch eine Reihe leerer Zimmer nach den Gemächern der Prinzessin Eleonore. Er mußte auf seinem Wege auch die sogenannte grüne

Galerie passieren, in welcher sich, wie man sich erinnern wird, eine Sammlung von Porträts befand, welche meist durch Rang, Schönheit oder intime Beziehungen zum Hof bemerkenswerte Persönlichkeiten darstellten. Der Raum war heute, wie immer, wenn keine Gesellschaft stattfand, nur durch eine einzige, auf einem marmornen Sockel stehende Lampe erleuchtet, und diese Lampe stand zufällig dicht neben dem Bildnis der schönen Sängerin Caffarelli.

Kospoth hatte seine Schritte verlangsamt, sobald er die Galerie betrat. Nach den Andeutungen, die ihm Melanie heute morgen über die Gefühle der Prinzessin gemacht hatte, empfand er doch ein gewisses Bangen, wenn er daran dachte, was dieses Gespräch unter vier Augen doch möglicherweise für Auseinandersetzungen herbeiführen könnte. Er blieb inmitten der Galerie nachdenklich stehen, um noch einmal zu überlegen, wie er eine etwaige gefährliche Wendung am besten verhindern könnte. Und wie er den Blick sinnend vom Fußboden erhob, blieb sein Auge an dem mattbeleuchteten Porträt der Caffarelli haften. Er wußte, daß sie die Mutter des Generals von Treysa gewesen war, und dennoch war ihm nie zuvor die Aehnlichkeit mit Melanie so aufgefallen wie heute. Er trat näher heran und versenkte sich in die Betrachtung der lieblichen Züge, die Angelika Kaufmanns Meisterhand der Nachwelt aufbewahrt hatte. Wenn er von diesem Kunstwerke sich hinwegdachte, wodurch der schwächlich konventionelle Stil der Zeit die Natur verbessern zu müssen geglaubt hatte, die unmöglich weit geöffneten Augen, den flitzbogenförmigen Schwung der Lippen und die allzuklassische Nase, so trat die Aehnlichkeit mit der schönen Enkelin unzweifelhaft hervor. Und wie er so minutenlang das Gemälde anstarrte, Zug um Zug vergleichend mit Melanies Bild, das ihm, wo er ging und stand, deutlich vor Augen schwebte, da

war es ihm, als ob diese Züge allmählich Leben gewönnen; und schließlich löste sich gar das Bild von der Leinwand los und stieg in holdester Körperlichkeit, von dem weißen, hochgeschnürten Mullgewande duftig umflossen, aus dem goldnen Rahmen heraus.

Da stand Signora Caffarelli leibhaftig vor ihm, und ihre großen braunen Augen lächelten ihm verführerisch zu! Er trat verwirrt ein paar Schritte zurück und strich sich mit der Hand über Stirn und Augen, um den Traum zu bannen. Aber nein, die Gestalt wollte nicht von der Stelle weichen. Langsam breitete sie die Arme auseinander und öffnete leicht die frischen Lippen, als wollten sie ihm ein leises „Komm!" zurufen. Da wallte es heiß in ihm auf, und er stürzte auf die schlanke Gestalt zu, um sie mit rasender Glut in die Arme zu schließen.

Doch ohne daß er wußte, wie es geschehen konnte, war der Schemen ihm entschlüpft und stand wieder, wie vorher, zwei Schritte vor ihm, nun aber das zarte Köpfchen zur Seite gesenkt, mit ernstlich schmollender Miene. „Mein Herr, was erlauben Sie sich?" glaubte er sie sprechen zu hören. „Ich bin die Favoritin des Herzogs — und Sie sind ein Kind des Todes, wenn ich ihm verrate, was Sie gewagt haben!"

Da floß das Weiß des koketten Empiregewandes mit der unbestimmten Farbe der Wand zusammen, und das Köpfchen schaute plötzlich wieder lächelnd aus dem goldnen Rahmen hervor. Mit geballten Fäusten trat Kospoth noch dichter an das Bild heran und hätte ihm am liebsten laut zugerufen: „Ja, du schönes, engelhaftes Geschöpf, du hast es verstanden, Carriere zu machen! Du bist gewiß stolz darauf gewesen, die Geliebte des Herzogs zu heißen! — Und Melanie hat dein Blut in den Adern — und sie ist auch stolz auf einen solchen Ehrentitel."

Und halblaut fügte er hinzu, indem er drohend die Fäuste gegen das Bild schüttelte: „Empörend ist es, einfach empörend!“

Da hörte er ganz aus der Nähe ein spitzes Gekicher. War die verführerische Großmutter etwa wieder aus dem Rahmen herausgesprungen und lachte ihn hinter seinem Rücken aus? Er wandte sich rasch um — und stand Wally von Katz gegenüber.

„Was treiben Sie denn da, Verehrtester?“ redete ihn das kleine Fräulein, mutwillige Gesichter schneidend, an. „Wollen Sie etwa der Caffarelli die schönen Augen auskratzen? — Kommen Sie schnell, die Prinzessin erwartet Sie bereits. Ich dachte mir, daß Sie hier durchkommen müßten, und bin Ihnen entgegengelaufen. Ach ja, Sie verwöhnter Herr, Ihnen kommt ja hier freilich alles entgegen, wer weiß wie weit, und Sie thun, als bemerkten Sie das gar nicht.“

Kospoth war durchaus nicht in der Stimmung, auf die Neckereien und Anzüglichkeiten der kecken kleinen Dame einzugehen. Er ließ daher ihre Anzapfung ganz unbeachtet und sagte nur: „Wenn Ihre Hoheit sich bereits freigemacht hat, so darf ich wohl annehmen, daß es dem Großherzog jetzt besser geht?“

„Ja, er schläft, und die Frau Großherzogin ist bei ihm,“ versetzte die Katz. „Denken Sie, die Großherzogin weiß immer noch nichts.“

„Was weiß sie noch nicht?“

„Ach, thun Sie doch nicht so! Denken Sie denn, unsereins verstünde gar nicht ein bißchen zu kombinieren? Ach, ich habe die Geschichte längst heraus. Ich bin gar nicht so dumm, wie manche Leute aussehen, hihi! Wölfchen und ich ... Ach so, Pardon! Graf Bracke und meine Wenigkeit haben unsre Köpfe zusammengesteckt, und da

hatten wir uns in fünf Minuten die ganze Affaire zusammengereimt. Ach ja, die Hofluft schärft die Nasen und auch die übrigen Sinnesorgane. Sie freilich, Sie gelehrter Herr Baron, Sie kann man mit der Nase auf etwas stoßen und Sie sehen doch noch nichts."

„So, wirklich?" rief Kospoth ungeduldig. „Haben Sie vielleicht den Auftrag, meine Nase so unsanft zu behandeln?"

„O, wie können Sie so etwas glauben? Das wäre eine sehr unbrauchbare Hofdame, die nur auf allerhöchsten Befehl handeln wollte! Man muß aber mit seiner gnädigsten Herrschaft so mitempfinden lernen, daß man ihre geheimsten Wünsche ahnt. Dazu gehört freilich Talent. — Mancher lernt's nie! Unser gutes Wölfchen Bracke zum Beispiel — du liebe Zeit, der hält sich für ein fabelhaft schneidiges Kerlchen und hatte doch bis auf den heutigen Tag noch nicht gemerkt, wo der Erbgroßherzog seine Schummerstündchen zu verleben pflegt, hihi! Denken Sie, er hat sich selber noch immer Hoffnungen gemacht auf die Treysa! Sie hätten nur sehen sollen, wie das arme Tierchen den Kopf hängen ließ, als ich ihm heute reinen Wein einschenkte. Ich müßte bloß ein Mann sein, ich wäre heute mindestens schon Legationsrat!"

„Sind Sie wirklich so fest überzeugt von Ihrem untrüglichen Scharfblick?" sagte Kospoth wegwerfend, denn ihr leichtfertiges Geschwätz ärgerte ihn. „Was Sie mir da von der Prinzessin andeuten, das ist ja Unsinn."

„Sie sind eben blind geboren," versetzte sie, mitleidig die Achseln zuckend.

„O durchaus nicht! Ich sehe sogar sehr scharf — und ich habe mich niemals einer Brille bedient, mein gnädiges Fräulein! Es gibt auch Dinge, die man nicht sieht, weil man sie nicht sehen darf!"

Das kleine Fräulein legte ihre Hand auf seinen Arm, erhob sich auf die Zehen und flüsterte ihm eifrig zu: „Lassen Sie die Prinzessin ja nicht merken, daß Sie nicht sehen wollen! Wenn Sie ihre Eigenliebe kränken, wird sie gefährlich. Oh, she is quite a character, die Prinzessin! Wehe dem, der ihr in irgend etwas entgegentritt, worauf sie einmal ihren Kopf gesetzt hat! Ich kann Ihnen sagen, sie ist in ihrer Feindschaft noch zuverlässiger als in ihrer Freundschaft. Also seien Sie klug."

Sie waren unter solchem Gespräch bis ins Vorzimmer der Prinzessin gelangt, und das Fräulein von Katz lief ihm nun rasch voraus, um ihn ihrer Herrin zu melden.

Wenige Augenblicke später stand er in dem kleinen Musiksalon Eleonoren gegenüber, und Wally zog sich geräuschlos zurück.

Hans Joachim beugte sich zum Kusse über die Hand, die ihm die Prinzessin entgegenstreckte, und sagte: „Ich freue mich aufrichtig, daß Hoheit mir selbst Gelegenheit gegeben haben, mich zu verabschieden; ich hätte sonst vielleicht so ungezogen sein müssen, ohne Urlaub abzureisen."

„Ist das Ihr Ernst? Sie wollen abreisen?" rief die Prinzessin erstaunt und unvermögend, ihren Schreck ganz zu unterdrücken. „Jetzt gerade wollen Sie fort? O, das ist kein Abschied, das ist Fahnenflucht! Aber kommen Sie, setzen wir uns! Sagen Sie doch . . ." Sie hielt flüchtig Umschau in dem von einer großen rotbeschirmten Lampe angenehm mild beleuchteten Musiksalon und erwählte alsbald jenes kleine Ecksofa, das nur für zwei Personen Platz hatte.

Er folgte ihrer Einladung, sich an ihre Seite zu setzen, ohne sich irgendwie merken zu lassen, daß er in der Wahl gerade dieses kosigen Plätzchens etwa eine schmeichelhafte

Absicht erblickte. Auch hielt er sich ihr so fern wie möglich und bewahrte, den Klapphut auf ein Knie gestützt, eine durchaus förmliche Haltung.

„Also sagen Sie," begann die Prinzeß aufs neue, „weshalb wollen Sie uns so Hals über Kopf im Stiche lassen? Hat Sie mein Bruder vielleicht gekränkt? Dann müßten Sie schon der Aufregung von heute morgen etwas zu gute halten."

„O durchaus nicht, Hoheit, ich habe niemand anzuklagen als mich selbst! Ich gehöre einmal mit meinen Ansichten an keinen Hof — am wenigsten als beratender Freund eines Thronfolgers, der durch meinen Einfluß ja nur zu leicht in Konflikt mit seinem regierenden Vater geraten kann. Sie waren heute morgen Zeuge unsrer Unterhaltung, Hoheit; Sie wissen also, daß ich gerade in diesem Falle die rücksichtslose Leidenschaft des Prinzen entschieden nicht gebilligt habe, und dennoch wird es nicht ausbleiben, daß man mich mehr oder weniger für die Folgen dieser Rücksichtslosigkeit mitverantwortlich macht. Das wird auch der Großherzog thun, so gerecht und duldsam er auch sonst gegen Andersdenkende ist. Ich hätte das voraussehen müssen — ich habe es ja auch vorausgesehen — Hoheit wissen selbst, wie sehr ich mich dagegen gesträubt habe, die Einladung Ihres Bruders anzunehmen. Es war eine Schwäche von mir, wenngleich eine Schwäche, die schon die allergewöhnlichste Höflichkeit gebot, daß ich der großen Liebenswürdigkeit, mit der mir die höchsten Herrschaften — und allen voran Hoheit selbst — hier entgegengekommen sind, nicht zu widerstehen vermochte."

Eleonore blickte ein kleines Weilchen nachdenklich in ihren Schoß, dann begann eine sanfte Röte in ihrem feinen, schmalen Gesicht aufzusteigen, sie richtete ihren Blick mit sanftem Vorwurf auf Kospoth und sagte leise: „Ich

muß Ihnen gestehen, es schmerzt mich, daß Sie so kühl von unsrer Liebenswürdigkeit sprechen — Liebenswürdigkeit ist schließlich nur die Scheidemünze im Verkehr gebildeter Menschen. Sie werden doch nicht bezweifeln, daß Ihnen zum mindesten mein Bruder in aufrichtiger Freundschaft zugethan ist — und von mir darf ich auch behaupten, daß der Umgang mit Ihnen, der so überaus fördernde Gedankenaustausch mit einem geistig so selbständigen Manne mir — ich darf wohl sagen: zu einem ernsten Bedürfnis geworden ist. Es liegt in Ihrer Selbstanklage für mich wenigstens eine Unterschätzung meiner geistigen Freiheit, die mich noch schwerer kränken würde, wenn sie von einem andern käme als gerade von Ihnen, der Sie freilich gewohnt sind, die höchsten Ansprüche zu stellen."

„Hoheit sehen mich tief beschämt," versetzte Kospoth in nicht geringer Verlegenheit. „Ich weiß in der That nicht, wie ich einen solchen Vorwurf von mir abwälzen soll. Aber glauben Sie mir, wenn irgend etwas mich selbst mit meiner Untreue gegen meine Pflicht aussöhnen kann, so wird es die stolze Erinnerung an die Stunden sein, die ich hier in diesem Zimmer verbringen durfte. Der freie Gedankenaustausch mit einer hochstrebenden, geistig bedeutenden Dame bedeutet für einen rastlosen Arbeiter meines Schlages die schönste Erquickung und Belohnung zugleich."

„Ah, Herr von Kospoth!" rief die Prinzessin mit feinem Lächeln. „Sie haben mir bisher noch nicht Gelegenheit gegeben, Sie in der Rolle eines Schmeichlers zu bewundern! — Aber ernsthaft gesprochen: Glauben Sie denn wirklich, daß Ihre Aufgabe nur darin bestehen könnte, auf die blöden Massen aufklärend zu wirken? Gibt es nicht Hunderte von Bekennern Ihres Glaubens, welche diese Pflicht unter sich teilen können? Müssen denn die Revolutionen durchaus immer von unten herauf gemacht

werden; sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, den Hebel einmal oben anzusetzen? Den Fürsten macht man nachher immer den Vorwurf, daß sie sich verständnislos vor den Forderungen einer neuen Zeit verschlossen hätten. Können sie denn wirklich so viel dafür, wenn sie niemand finden, der sie zur rechten Zeit von der Gerechtigkeit dieser Forderungen überführt? Wie sollen wir in unsrer Einsamkeit dazu kommen, die Dinge unbefangen zu betrachten, Verständnis zu gewinnen, zum Beispiel für die Bedürfnisse der unteren Gesellschaftsklassen, in deren Verhältnisse es uns fast unmöglich ist, einen Blick zu werfen!? Was wir zu sehen bekommen von Krankheit und Not, das wird ja doch immer zum Zwecke der allerhöchsten Besichtigung mehr oder minder appetitlich zubereitet. Ach, Potemkinsche Dörfer sind nicht nur in Rußland an der Tagesordnung — wir bekommen alle keine rechten Wirklichkeiten zu sehen! Vor uns erscheint man immer nur im Feiertagskleide. Von der Stimme des Volkes hören wir schließlich doch kaum etwas anders als das Hurra-hoch der Schulkinder und Schützenbrüder, die offiziellen Begrüßungsreden der Bürgermeister und so weiter und so weiter. Und wenn wir dann auch die Blätter der Opposition lesen — vorausgesetzt, daß man sie zu uns dringen läßt — so klingt uns daraus meistens eine Sprache entgegen, die wir für Lüge, für plebejische Bosheit halten müssen, weil unsre Ohren in Wirklichkeit nie ihresgleichen hören. Was Wunder, wenn wir die übrige Menschheit nur einzuteilen vermögen in unsre getreue Ritterschaft, das brave gläubige Volk und eine Handvoll böswilliger Schreier, die ihre Intelligenz dazu mißbrauchen, Haß und Neid zu säen, damit sie desto besser im Trüben fischen können. Die Leute, von denen wir umgeben sind, haben ja das stärkste persönliche Interesse daran, uns die Dinge nie anders als in solcher

Beleuchtung sehen zu lassen. Begreifen Sie denn nicht, von wie unschätzbarem Werte es für einen ehrlichen Fürsten sein muß, einen Mann zum Freunde zu haben, der mit echt aristokratischer Gesinnung ein wirkliches Verständnis und ein warmes Herz für das Volk verbindet und der den Freimut besitzt, zu seinen Fürsten wie zu seinesgleichen zu sprechen."

Mit schöner Begeisterung, nur selten einmal stockend und nach dem rechten Worte suchend, hatte die Prinzessin gesprochen, und ihre sonst so kalten grauen Augen hatten einen warmen Glanz angenommen, als sie am Schluß ihrer Rede Kospoth so herausfordernd anblickte, und er konnte nicht umhin, sie zu bewundern und sich voller Beschämung darüber zu schelten, daß er von diesem ernsten, hochherzigen Weibe so kleinlich hatte denken können, um sich von den kupplerischen Anspielungen eines Fräuleins von Katz beeinflussen zu lassen.

„O Prinzessin, warum müssen Sie mir das Herz so schwer machen?" rief er warm. „Sie haben recht in allem, was Sie sagten, und von diesem Gesichtspunkt aus habe ich auch stets meine Stellung zu Ihrem Bruder aufgefaßt und dann später mein Verweilen hier bei Hofe vor mir selbst gerechtfertigt. Aber fort muß ich nun doch — wenn ich ein ehrlicher Mann bleiben will — jetzt ganz besonders, wo ich gesehen habe, wie sehr gerade Sie, Hoheit, geneigt sind, mich zu überschätzen."

Eleonore errötete tiefer und atmete rascher. Sie versuchte zu lächeln, um ihre Erregung zu verbergen, und sagte scherzend: „Lassen Sie doch die Hoheit und thun Sie endlich Ihren langweiligen Hut beiseite. Es scheint beinahe, Sie wollen mir sagen, daß Sie sich vor mir fürchten."

Er hatte sich erhoben, um den Klapphut auf ein Tischchen in der Nähe zu legen. Nun setzte er sich wieder zu

ihr und sagte rasch, indem er sich mit seinen Handschuhen zu thun machte: „O nein, gewiß nicht! Ich fliehe nur vor mir selber. Ich kann hier nicht länger bleiben, wenn ich nicht in Gefahr kommen will, alle Rücksichten beiseite zu setzen, die ich . . . Ich habe eben erfahren müssen, daß alle geistige Selbstzucht, die schönsten Grundsätze nicht im stande sind, uns aufrecht zu erhalten, wenn das Menschliche, das allzu Menschliche hier — (er legte dabei die Hand aufs Herz) — es anders mit uns beschlossen hat."

„Endlich!" jauchzte es auf in Eleonorens Seele. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen — wußte sie doch, daß sie in der nächsten Minute ihren Kopf an seine Brust legen und mit durstigem Ohre das trunkene Gestammel seiner Leidenschaft einsaugen würde! Sie lehnte sich, hoch atmend, in ihre Ecke zurück und preßte in Erwartung dessen, was da kommen mußte, ihre etwas schmalen Lippen zusammen.

Aber er schwieg — er wagte nicht das Wort zu sprechen! Er schien darauf zu warten, daß sie es ihm auf die Lippen legen sollte; aber das vermochte sie nicht. Sie dachte an Tante Georgine und erschrak vor dem bloßen Gedanken eines solchen Entgegenkommens.

Und nun erhob er sich langsam und sagte, ihr ernst ins Auge schauend: „Leben Sie wohl, Prinzessin, und nehmen Sie meinen tiefgefühlten Dank für die schönen Stunden, die Ihre Güte mir geschenkt hat! Ich werde Georg nicht mehr wiedersehen: sagen Sie ihm . . . aber nein, Sie werden ihm gar nichts zu sagen brauchen. Was ich Ihnen eben andeutete, das hat er sicher schon selbst bemerkt. Also — leben Sie wohl, meine gütige Hoheit, und erhalten Sie mir Ihre Gesinnungen!"

Die Prinzessin erhob sich rasch und streckte ihm beide Hände entgegen. Er ergriff ihre Rechte und führte sie,

sich tief darüber beugend, an seine Lippen, und während er sie küßte, flüsterte Eleonore verwirrt und erschrocken: „Sie wollen wirklich fort? Aus diesem Grunde fort?" Dabei führte sie ihre Linke an ihr Herz.

„Ja, Prinzessin, aus diesem Grunde," versetzte er rasch, indem er ihre Hand losließ und sich zum Gehen wandte.

Sie holte ihn mit zwei raschen Schritten ein und flüsterte verwirrt und erregt, kaum wissend, was sie sprach: „Nein, Baron, Sie dürfen nicht gehen, aus diesem Grunde nicht! O, Sie wissen ja noch gar nicht, wie sehr ich mit meinem Bruder fühle, wie sehr ich es begreife, was er in seiner Leidenschaft angerichtet hat. Und Sie begreifen es auch — Sie haben es ja selbst gesagt, daß dies Menschliche in uns stärker ist als alle Ueberzeugungen selbst. O, glauben Sie mir, wenn ich ja noch solche Vorurteile gehabt hätte, Sie haben mich davon frei gemacht. Ihre Worte haben meinen Geist befreit und Ihr . . ."

Sie stockte und wurde dunkelrot. Ihr Blick schweifte wie suchend über das Sternmuster des Parkettfußbodens, und sie zog in der Verwirrung ihr duftendes Spitzentüchlein hervor und führte es an die schlanke Nase. Und er stand vor ihr, seinen Ohren nicht trauend, und wußte kein Wort zu erwidern.

„So kommen Sie mir doch zu Hilfe!" sagte sie endlich ungeduldig. „Müssen Sie es denn wirklich von mir selber hören, daß ich seit jener herrlichen Schlittenfahrt täglich und stündlich auf das gewartet habe, was Sie auch jetzt noch nicht auszusprechen wagen?"

Kospoth hätte nicht verwirrter, ratloser dastehen können, wenn man ihm mitgeteilt hätte, daß er soeben zum Kaiser von China erwählt worden sei. Noch weiter zurückweichend, vermochte er nur zu stottern: „Prinzessin,

was sagen Sie mir da! Die Schlittenfahrt ... Können Sie mir das nicht vergessen? Das war ein Traum — ich ... ich wußte nicht, was ich that! Ich hätte nie gewagt, auch nur daran zu denken ..."

Eleonore stieß einen unterdrückten Schrei aus und starrte ihn aus weitgeöffneten Augen an; sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Aber er bemerkte wohl, wie der Ausdruck des Schreckens in ihrem Blick allmählich in den des Hasses überging. Ein tiefes Mitgefühl ergriff ihn plötzlich mit diesem stolzen Herzen, das er so grausam hatte enttäuschen müssen.

Nun streckte er ihr die Hand entgegen und begann in warmem, flehendem Tone: „Eleonore, wenn Sie wissen, was Liebe heißt, dann werden Sie mir einst vergeben können, daß ich diesen Irrtum angerichtet habe und daß ich jetzt so von Ihnen scheiden muß. Ich liebe Melanie von Treysa, und ich habe ihr meine Hand angetragen; sie hat sie zurückgewiesen, weil die Leidenschaft Ihres Bruders ihr schon Kopf und Herz verwirrt hat. Aber ich kann doch nicht von ihr lassen — auch wenn sie wirklich dem Erbgroßherzog angehören sollte! Sehen Sie, darum muß ich gehen. Er hat mir dasselbe angethan, was ich Ihnen, ohne daran zu denken. ... O, Prinzessin, werden Sie mir jemals verzeihen können!"

In seiner schmerzlichen Erregung hätte er sich ihr zu Füßen geworfen, wäre nicht in diesem Augenblicke hastig an die Thür geklopft worden.

Die Prinzessin warf ihren Kopf in den Nacken, um sich selbst aus ihrer Betäubung aufzurütteln, und schritt eiligst nach der Thür.

Es war Wally von Katz, welche die Unterredung zu stören wagte.

„Graf Bracke ist hier," sagte sie, nachdem die Prin-

zessin sie nach ihrem Begehr gefragt hatte. „Der Großherzog ist vor einer Viertelstunde erwacht und wünschte dringend den Erbgroßherzog zu sprechen; aber Seine Königliche Hoheit ist nirgends zu finden! Graf Bracke ist ratlos und fragt gehorsamst an, ob Hoheit nicht vielleicht wissen . . ."

„Sagen Sie ihm, mein Bruder sei ausgeritten, sobald der Regen aufgehört hatte," fiel die Prinzessin rasch ein.

„Aber von dem Stallpersonal wußte doch niemand etwas davon," beharrte Fräulein von Katz. „Graf Bracke hat sich ganz genau erkundigt."

„Ich sage Ihnen, mein Bruder ist allein ausgeritten," erwiderte die Prinzessin scharf. „Sagen Sie dem Grafen Bracke, ich eilte selbst zu meinem Vater; er brauche sich nicht weiter zu bemühen." Und sie schritt rasch an dem knicksenden Fräulein vorbei durch das Vorzimmer.

Kospoth folgte ihr auf dem Fuße, grimmig seine Unterlippe nagend. Er hatte keinen Blick für das ihn neugierig anblinzelnde Hoffräulein; aber als er am andern Ausgang des Vorzimmers des kleinen Husarenoffiziers ansichtig wurde, da blieb er stehen und sagte: „Ah, Graf Bracke! Schön, daß ich Sie treffe! Wenn Sie wissen wollen, wo der Erbgroßherzog sich eben jetzt befindet, dann, bitte, kommen Sie mit mir!"

Und mit einem erstaunten: „Was? Sie wissen?" schloß sich der Adjutant klirrenden Schrittes Hans Joachim an. — — —

Zur selben Zeit, während im Schlosse Prinzessin Eleonore ihre letzte Unterredung mit dem Baron Kospoth hatte, las der Kammerherr von der Rast seiner Doris die letzten Akte aus Richard dem Dritten vor. Der Vater nahm mit seiner gewichtigen Gestalt die ganze Schmalseite

des Tisches ein und las mit ganz unnütz heftiger Anstrengung seiner fetten Stimme:

„Begebt, ihr Herren,
Ein jeder sich auf seinen Posten jetzt,
Laßt nicht schwatzhafte Träum' euch ängstigen;
Gewissen ist ein Wort, das Memmen brauchen,
Ersonnen nur als Zügel für den Starken.
Uns heiß' allein die blanke Wehr Gewissen,
Das Schwert Gesetz. Nun vorwärts, dran und drauf!
Wenn nicht zum Himmel, in die Höll' zuhauf!"

Er schrie diese grausliche Vermahnung in einem so erschrecklichen Bösewichtstone hinaus, daß sich seine Stimme überschlug. Das nötigte ihn, einen Augenblick innezuhalten, um aus der neben ihm stehenden Syphonflasche einen tüchtigen Schluck in sein Glas zu spritzen.

Doris benutzte die kurze Stille, um aufmerksam zu lauschen. Ihr Dachzimmer lag nämlich über der Wohnstube, in welcher die Vorlesung heute ausnahmsweise einmal stattfand, da nebenan in dem gemütlichen Arbeitskabinett ihres Vaters der Ofen des nassen Wetters wegen zu arg geraucht hatte. Schon mehrmals hatte sie geglaubt, dort oben das Geräusch von Schritten zu vernehmen, und war deshalb dem Gange des Trauerspiels mit nur geringer Aufmerksamkeit gefolgt. Sie hatte erst sogar Kopfschmerzen vorgeschützt und gebeten, die Vorlesung für heute ausfallen zu lassen; aber ihr Vater wollte davon durchaus nichts wissen, da ja nur noch zwei Akte zu lesen wären und er gerade heute an dem theaterfreien Abend und bei dem abscheulichen Wetter nichts mit seiner Zeit anzufangen wisse. So hatte sie denn endlich wohl oder übel nachgeben müssen und war mit ihm hinuntergegangen — nur wenige Minuten, bevor der Erbgroßherzog sich, in einen langen grauen Wettermantel gehüllt, ins Haus geschlichen hatte.

Der Kammerherr goß sein Sodawasser hinunter, wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn, räusperte sich gewaltig und begann aufs neue zu poltern:

„Was soll ich euch noch weiter . . .“

„Vater, hast du nichts gehört?“ rief Doris zusammenzuckend und schlug die großen Augen zur Decke empor.

„Was denn, Kind?“

„Dort oben . . . Schritte, ich habe es ganz deutlich gehört.“

„Aber, Doris, ich glaube, du leidest heute an Halluzinationen!“ rief der Kammerherr ärgerlich. „Wer soll denn da oben sein?“

„Ja, aber . . . ich weiß nicht . . . ich will doch lieber einmal nachsehen — vielleicht . . .“

„Ach was, Unsinn! Dich hat wohl die Gespensterscene so aufgeregt, daß du schon Poltergeister im Hause hörst. Vielleicht ist es auch die Katze. Nun hör' aber zu, wir sind ja gleich fertig.“ Und von neuem setzte er mit seinem blutdürstigen Tyrannengebrüll ein. Und als er bald darauf bei den berühmten Schlußworten des Königs anlangte, da ward er so rot im Gesicht vor Anstrengung und rollte die wässerigen Aeuglein so wütend, daß es der armen kleinen Doris noch unheimlicher zu Mute wurde als bisher. Sie verkroch sich förmlich unter den Schutz ihres Buckels und starrte so entsetzt dem Vater ins Gesicht, als ob sie fürchte, daß ihn im nächsten Augenblicke vor ihren Augen der Schlag rühren würde.

„Du Sklav', ich setzt' auf einen Wurf mein Leben
Und biete jedes Zufalls Würfel Trotz!
Ich glaube gar, sechs Richmonds sind im Feld —
Fünf hab' ich schon an seiner Statt erschlagen —
Ein Pferd! Ein Pferd! Mein Königreich für 'n Pferd!
(Sie gehen ab. Trompetenstöße. Es treten auf . . .)“

Aber weiter kam er nicht. Denn in diesem Augenblicke wurde mit großer Heftigkeit an die Thür gepocht, und auf des Kammerherrn wütendes „Herein!“ erschien mit verstörtem Angesicht das Dienstmädchen von Treysas auf der Schwelle und fragte, ob Fräulein Melanie nicht hier sei.

„Wie Sie sehen, nein! Was gibt es denn, zum Teufel?“ schnaubte sie der Kammerherr an.

Das Mädchen stieß atemlos heraus: „Die Frau Generalin liegen im Sterben, und das gnädige Fräulein ist nirgends zu finden!“

Der Baron sprang von seinem Stuhl auf und sagte unruhig: „So? Ach, das ist ja ... Na, dann suchen Sie nur nicht weiter im Hause. Sie wird ausgegangen sein, um ein bißchen frische Luft zu schöpfen; es regnet ja nicht mehr. Ich will mich doch gleich selbst aufmachen — weit kann sie ja nicht gegangen sein. Geh doch einmal hinüber zu Treysas, Doris, und sieh, ob du dich inzwischen nützlich machen kannst.“

Das kleine Fräulein hatte sich indessen schon von ihrem Platze aufgerafft und war, die zitternde Rechte auf den Rand des Tisches stützend, vorwärts geschritten. Der Vater bemerkte ihre Aufregung, ihre Schwäche, und bot ihr besorgt den Arm, um sie hinauszuführen.

Draußen auf der Treppenrast aber machte sie sich plötzlich los und eilte schwankenden Schrittes in gefährlicher Hast einige Stufen hinauf. Im Nu war der Vater an ihrer Seite und herrschte sie schroff an: „Wo willst du hin? Nicht da hinauf!“ Und leiser setzte er hinzu: „Komm, Komm! Sei ruhig! Ich bleibe ja bei dir.“

Aber Doris machte sich abermals von ihm los, klammerte sich mit beiden Händen am Geländer fest und rief, so laut ihre schwache Lunge es vermochte: „Nein, nein,

laß mich los! Ich muß hinauf; ich weiß, sie ist da oben! Melanie! Melanie!"

Und sie hastete und stolperte weiter die Stufen empor, immerfort mit ihrer jammervoll klagenden dünnen Stimme den Namen der geliebten Freundin rufend.

Der Kammerherr sah mit Entsetzen, wie die koboldartige Gestalt seines Kindes, mit den langen Armen an dem Geländer hinaufgreifend, sich in dem Schatten da oben verlor, welchen das in der Zugluft flackernde Licht der kleinen Flurlampe nicht mehr zu erreichen vermochte. Und nun sah er sie schemengleich da oben über die Diele huschen — und dann hörte er, wie sie die Thürklinke im Dunkeln zu ertasten suchte.

„Sei doch still!" rief er noch einmal mit heiserer Stimme hinauf. „Die Leute unten im Hause hören dich ja!"

Da fiel ihm das Dienstmädchen ein. Richtig, da stand es noch und starrte ängstlich gleich ihm nach dem finstern Bodenraum hinauf und neugierig zugleich auf das, was sich dort begeben sollte.

„Was stehen Sie denn noch hier herum?" rief er das Mädchen an. „Gehen Sie hinein und melden Sie, Fräulein Melanie käme sofort."

Aber die Person rührte sich nicht vom Flecke und starrte nur immerfort mit offenem Munde nach oben.

Und jetzt erschallte Doris' dünne Kinderstimme von oben: „O Vater — Vater, ich wußte es ja!" Und dann pochte sie mit all ihrer schwachen Kraft gegen die Thür und schrie, so laut sie konnte: „Melanie, deine Mutter stirbt!"

Da ertönte in der Dachstube ein lauter Schrei, und gleich darauf wurde die Thür so heftig aufgeworfen, daß die arme Doris, von dem Stoße getroffen, rückwärts

taumelte und mit einem matten Schmerzenslaut zusammenbrach.

Ohne sich nach ihr umzusehen, rannte Melanie an ihr vorbei und die Treppe hinunter. Sie sah nicht den Kammerherrn und nicht die Magd, sondern lief geradeswegs durch die offenstehende Thür in die Wohnung hinein.

Das Dienstmädchen schien versteinert, es stand immer noch mit offenem Munde da und rührte sich nicht vom Flecke, so daß dem Baron nichts anders übrig blieb, als sie unsanft bei den Schultern zu packen und ihrer jungen Herrin nach zur Thür hineinzuschieben und diese dann hinter ihr ins Schloß zu drücken.

Alsdann stieg er selbst die Treppe hinauf und rief, nachdem er sich vergewissert hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, leise in die offen stehende Thür des Ateliers hinein: „Königliche Hoheit, sind Sie noch da?“

Der Prinz, bereits wieder mit seinem grauen Mantel angethan, trat geräuschlos aus dem dunkeln Schatten heraus in die Thüröffnung und flüsterte zurück: „Wie Sie sehen, ja! Teufel! Das gibt einen Skandal! Hören Sie, Baron, wenn Ihre Tochter ein Wort sagt . . . es ist ja nicht meinetwegen; aber Melanie! Mein Gott, mein Gott, was ist da zu thun?“

„Für Doris stehe ich, sie wird schweigen,“ versetzte der Kammerherr. „Und was das Uebrige anbetrifft: Königliche Hoheit können sich auf meine Diskretion verlassen; ich werde schon irgend etwas ersinnen.“

Und dann zündete er eine Kerze an und leuchtete vorsichtig hinter den Thürflügel, wo sein armes Kind wie leblos am Boden ausgestreckt lag. Er ergriff die leichte Last unter den Armen und der Erbgroßherzog auf seine Bitte die Füße. So trugen sie die Bewußtlose in das Atelier hinein und legten sie vorsichtig auf den breiten

Diwan nieder. Und wie der dicke Baron die armselige kleine Gestalt da so wie tot hingestreckt sah, da begann sich selbst in ihm das Gewissen zu regen. Er hörte nicht, was Georg Friedrich zu ihm sprach, sondern wies nur immer mit der Hand nach der Thür, und dann, als der Prinz hinaus war, ließ auch er seinen schweren Körper auf das alte Ruhebett niedersinken. Er preßte die kalte Hand seines Kindes gegen seine dicken Lippen — und seine heißen Thränen tropften unaufhaltsam auf diese schmale weiße Hand hernieder. — —

Als Georg Friedrich sich eben durch die Hinterthür hinausgeschlichen hatte, trat ihm aus dem Dunkel der Nacht eine hohe Gestalt entgegen. Er stutzte, er wollte zurückweichen — oder an ihr vorbei — er wußte nicht, was er wollte; aber er hatte Hans Joachim von Kospoth erkannt, wie dieser ihn.

„Guten Abend, mein Prinz!" rief Kospoth leise in grimmigem Hohn. „Es trieb mich, dich doch noch einmal zu sprechen vor meiner Abreise. Du siehst, ich wußte, wo ich dich finden würde."

Georg Friedrich packte ihn heftig am Arm. „Was soll das heißen?" knirschte er. „Willst du mir hier eine eifersüchtige Scene machen?"

„Einen Augenblick! Du sollst gleich hören, was ich will." Und er rief halblaut in den finstern Gartenweg hinaus: „Hierher, Graf, bitte, hier ist Seine Königliche Hoheit."

„Das ist ja ein förmlicher Hinterhalt!" brauste der Prinz auf, als er in dem rasch herzutretenden Offizier seinen Adjutanten erkannte.

„Verzeihung, Königliche Hoheit!" schnarrte der kleine Graf Bracke. „Man sucht Sie überall. Der Großherzog verlangt seit einer halben Stunde nach Ihnen. Die Frau

Großherzogin ist bei ihm und hat Königliche Hoheit sofort zu sehen gewünscht."

„Kommen Sie, meine Herren," versetzte der Erbgroßherzog rasch mit fürstlicher Nachlässigkeit und wollte eilig voranschreiten.

Da vertrat ihm Kospoth noch einmal den Weg und sagte: „Nur noch ein Wort mit Ihnen, mein Prinz! Ich werde Sie nicht in die Stadt zurückbegleiten. Ich möchte Ihnen nur sagen — und ich rufe Sie zum Zeugen an, Graf Bracke! — daß ich mir erlauben werde, Sie vor die Mündung meiner Pistole zu fordern, wenn Sie sich etwa einfallen lassen sollten, dieser Dame da oben Ihr fürstliches Wort nicht zu halten. Leben Sie wohl!"

Er machte eine kurze Verbeugung und schritt nach der entgegengesetzten Richtung hin davon.

Der kleine Adjutant brauchte einige Sekunden, um sich von seinem maßlosen Erstaunen zu erholen. Dann aber that er dem rasch davon Schreitenden einige Schritte nach und sagte: „Königliche Hoheit gestatten mir doch, den Menschen für diese Frechheit auf der Stelle zu züchtigen!"

Aber der Erbgroßherzog rief ihn hastig zurück mit den Worten: „Nein, lassen Sie das bleiben, lieber Bracke — ich werde mich schon selbst zu wehren wissen."

„Königliche Hoheit wollten!? . . ."

Aber der kleine Adjutant bekam auf dem ganzen Wege bis zum Schlosse keine Antwort mehr von seinem hohen Herrn zu hören.

Ende des ersten Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Achter Jahrgang. Band 13.

Der Thronfolger.

Roman in zwei Bänden

von

Ernst von Wolzogen.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1892.

Alle Rechte, namentlich das Ueberſetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Neuntes Kapitel.

Im Trauerhause. Zwei Kabinettsschreiben. Wie sie es alle tragen.

Kospoth war nach dem Wortwechsel mit dem Erbgroßherzog um die Hofjägerei herumgegangen, um das Haus unauffällig durch die Vorderthür betreten zu können. Dann hatte er oben bei Treysas angeklopft und von dem Dienstmädchen erfahren, was sich soeben hier zwischen erstem Stockwerk und Bodenraum zugetragen. Das gnädige Fräulein sei eben noch zurecht gekommen, um den letzten Blick und den letzten Seufzer ihrer Mutter aufzufangen.

„Ja, ist denn der Tod so plötzlich eingetreten?" fragte Kospoth, um die Geschwätzigkeit des Mädchens abzulenken und sich selbst dem Vorwurfe zu entziehen, als ob er durch Dienstbotenklatsch hinter Melanies Geheimnisse zu kommen gesucht habe. „Fräulein Melanie hat wohl nicht ahnen können, daß es so schnell zu Ende gehen würde, sonst wäre sie doch gewiß nicht vom Krankenbette gewichen."

„Ja, es ist freilich rascher gegangen, als wir alle gedacht haben — das heißt: der Doktor hat schon heute mittag gesagt, er könnte nicht dafür stehen, daß die Frau Generalin die Nacht noch überlebten. Wie das gnädige Fräulein aus der Stube gingen, weil sie sagten, sie könnten sich nicht mehr aufrecht halten und müßten sich durchaus etwas hinlegen, da waren Frau Generalin gerade ein biß-

chen eingeschlafen — es ist aber wohl nur die große Schwäche gewesen. Ich blieb so lange bei ihr — ich dachte mir ja wohl gleich, daß das kein richtiger gesunder Schlaf sein könnte! Ich sage Ihnen, es flog alles nur so an ihr, und Frau Generalin warfen sich auf den Kissen hin und her, daß es reine gar nicht mitanzusehen war! Und der Herr General — ach nein, wissen Sie, der Herr General überleben die gnädige Frau nicht lange! Es war schon den ganzen Tag, mit Respekt zu sagen, nicht ganz richtig mit ihm. Er lief immer hin und her und 'nein in die Krankenstube und wieder 'naus und brummte immer so was vor sich hin, daß man kein Wort verstehen konnte. Reine zum Fürchten war's! — Und nachher auf einmal machten die Frau Generalin die Augen so weit auf und guckten um sich, als ob sie was suchen thäten. Und wie ich ihr 'was zu trinken geben wollte, da sahen sie mich so erstaunt an, als ob sie mich gar nicht mehr kännten, und verlangten nur immer nach dem gnädigen Fräulein. Na, da half's doch nichts, da mußt' ich doch wohl hingehen und sie wecken, so leid mir's auch that um das gnädige Fräulein, das die ganze Nacht nicht ins Bett gekommen waren und schon selber wie so eine halbe Leiche aussahen. Ach Gott, Herr Baron, ich kann Ihnen sagen: wie ich Sie das gnädige Fräulein nicht auf ihrem Bette fand, da kriegte ich Sie keinen schlechten Schreck. Und dann war mir auch so graulich, weil der Herr General sich immer so auf dem Kopfe kratzten und vor sich hin sprachen und aus seiner großen Pfeife qualmten — im Krankenzimmer mit der Pfeife! Und wie ich 'nauskomme, da hör' ich drüben den Herrn Kammerherrn brüllen wie närr'sch, mit Respekt zu sagen: er wollte e Pferd haben. Denken Sie bloß: e Pferd, e Pferd! ich gebe wer weiß was für e Pferd! schrieen der Herr Kammerherr immer. Na, ich sage! Wo doch unser

Herr Kammerherr gar nicht reiten thun bei ihre Korpulenz! Und wie sie mich dann anschnauzen thaten und das Fräulein Doris mit 'nem Gesichte wie 's reine Wachs. . . . Nein, ich kann Ihnen sagen, Herr Baron, da wurde mir's so dummrich! . . ."

Sie hätte in ihrer Redseligkeit ihm den Vorgang auf der Treppe sicherlich gern noch einmal erzählt, wenn er ihr nicht mit der Frage ins Wort gefallen wäre, ob die Generalin bei Bewußtsein gewesen, ob sie die Tochter noch erkannt hätte, ehe sie starb.

„Ja, das kann ich nicht 'mal genau sagen," antwortete das Mädchen. „Das gnädige Fräulein rannten in die Stube mit ganz wilden Haaren und schmissen sich förmlich auf die Kniee vorm Bett. Wie ich 'neinkam, hielten sie die Hand von der gnädigen Frau gefaßt und schluchzten zum Erbarmen. Nein, Herr Baron, so 'was von Weinen hab' ich nie gehört, mein Lebtag nicht! Und unsre gnädige Frau hatten immer die Augen weit auf und sahen das gnädige Fräulein an, in einemzu bis zum letzten Seufzer. Und nachher, wie's vorbei war, da ist das gnädige Fräulein ohnmächtig geworden, und wir haben sie auf ihr Bett getragen. Ich mach' ihr kalte Umschläge."

„Nun, dann gehen Sie nur wieder hinein, versäumen Sie sich nicht! Was macht der Herr General?"

„Der sitzt immer noch und raucht seine Pfeife. Denken Sie bloß, Herr Baron: bei der Leiche sitzt er und raucht! Nein, nein, der Herr General machen's nicht mehr lange! Der Doktor hat auch gesagt: der Friedrich soll sich immer um ihn halten und ihn nicht aus 'm Auge lassen, weil's ihm so vorkäm', als ob der Herr General nicht recht bei sich wären."

„Ich danke Ihnen, Marie. Wenn Fräulein Melanie besser ist, sagen Sie ihr doch, daß ich hier gewesen bin.

Wenn die Herrschaften meine Hilfe nötig hätten, dann sollten sie nur zu mir schicken, ich bliebe den ganzen Abend zu Hause, und morgen früh spräche ich auf jeden Fall bei ihnen vor." — — —

Als etwa eine halbe Stunde später, dem Wunsche seines Vaters Folge leistend, Georg Friedrich sich in die Gemächer des Großherzogs begeben hatte, da war ihm schon im Vorgemach der Flügeladjutant Prinz Usingen entgegengetreten und hatte ihn gebeten, sich wieder zurückzuziehen, da die Aerzte jeden Besuch, der aufregend auf den hohen Kranken wirken könnte, streng untersagt hätten.

„Ja, aber mein Vater hat mich doch selbst zu sehen gewünscht," wandte der Erbgroßherzog ein. Worauf Prinz Usingen versetzte, die Frau Großherzogin habe es selbst übernommen, ihn zu entschuldigen.

„Wer ist jetzt augenblicklich beim Großherzog?"

„Die Frau Großherzogin und Prinzessin Eleonore."

„Könnten Sie nicht vielleicht meine Schwester davon benachrichtigen, daß ich hier bin und sie zu sprechen wünsche?"

„Ich will es versuchen — wenn Königliche Hoheit hier warten wollen?"

Der Erbgroßherzog schaute der hohen Gestalt des prinzlichen Flügeladjutanten ein wenig befremdet nach. Die gemessene Förmlichkeit seines Wesens und sein ernster, fast vorwurfsvoller Blick hatten ihn stutzig gemacht. Offenbar hatten die Herren vom Hofe von seinem Auftreten gegen den Vater Wind bekommen. Das konnte er niemand anderm als dem Grafen Worbis zu verdanken haben! Sein blondes Schnurrbärtchen zwischen zwei Fingern zwirbelnd, schritt er ein paarmal auf dem dicken Teppich auf und ab und setzte sich dann in der dunkelsten Ecke des Gemaches auf einen Polstersessel, um nachzudenken. Eigent-

lich kam es ihm doch sehr erwünscht, daß die Unterredung mit seinem Vater noch einmal hinausgeschoben werden konnte. Er wußte ja, daß er ihm nicht zu Willen sein konnte, daß er fest auf seinem Entschluß beharren würde, lieber seine Ungnade über sich ergehen zu lassen, ja sogar lieber dem Throne zu entsagen, als der Geliebten sein Wort zu brechen.

Aber der Skandal, der unvermeidliche, abscheuliche Skandal! Es war kaum denkbar, daß nicht von dem peinlichen Vorfall in der Hofjägerei eine, wenn auch noch so dürftige Kunde in die Oeffentlichkeit dringen sollte, mochte der Baron von der Rast die Sache auch noch so diplomatisch zu vertuschen suchen und selbst Kospoth trotz seiner rasenden Eifersucht dem hohen Range des Freundes die Rücksicht angedeihen lassen, daß er seinen gerechten Zorn vorderhand noch in sich verschloß. Welch eine unglückselige Fügung der Umstände, daß an diesem Tage, der über das Schicksal zweier Liebenden entscheiden sollte, sein Vater krank werden, ihre Mutter sterben mußte! Wurde die Scene von heute ruchbar, dann stand er in den Augen seiner künftigen Unterthanen nicht mehr nur als leichtfertiger, galanter Prinz, sondern als ein schlechter, herzloser Sohn da, und sie — o, er wagte nicht auszudenken, welchem Schicksal sie entgegenging! Durch seine Schuld würde sie in den Augen jedes anständigen Menschen, nicht nur einer prüden, vorurteilsvollen Gesellschaft als ein Geschöpf dastehen, das die Herzlosigkeit so weit getrieben hatte, die sterbende Mutter zu verlassen, um zu einem heimlichen Stelldichein zu eilen. O Gott! Er wußte ja selbst am besten, wie sehr gerade die Betäubung all ihres Denkens und Empfindens durch das Vorgefühl des schmerzlichen Verlustes seiner wild erregten, rücksichtslosen Leidenschaft in die Hände gearbeitet hatte; wie sie nur darum sich auf einen

Augenblick von dem Krankenbette hinweggestohlen hatte, damit er ihr den Schwur der Treue noch einmal mit bebenden Lippen ins Ohr raunen sollte, bevor es Ereignis ward, was ihrem fröhlichen Mädchendasein ein so rasches Ende zu bereiten drohte — den frohen Mut, den Kospoths Warnung ihr zu erschüttern versucht hatte und dessen sie so dringend bedurfte, um das Leid zu ertragen, das nun über sie hereinbrechen mußte, den sollte die Gewißheit seiner Liebe ihr geben! Darum nur war sie gekommen, und er — er hatte die Hilflose, Trostsuchende mit hineingerissen in den Gefühlssturm, den verzweiflungsvoller Trotz und heiße Sehnsucht in seiner Brust entfachten, in die Raserei der Sinne, welcher ihr keuscher Stolz bisher immer siegreich widerstanden hatte.

Oh, er wollte sein Wort halten! Kospoth sollte nicht Recht bekommen mit seinem schimpflichen Zweifel! Aber jetzt gleich vor seinen Vater hinzutreten, gerade heute, an diesem fürchterlichen Tage des allgemeinen Aufruhrs — wo sollte er, der Schuldbeladene, die Kraft finden, dem gütigen Fürsten Trotz zu bieten, dessen Wille so rein war wie sein Leben!? — Nur Zeit gewinnen, bis die erste rohe Kraft des Sturmes gebrochen war! Starb die Mutter wirklich — er wußte ja nicht, daß sie schon tot war — so würde Melanie sicherlich mit ihrem Vater nach Treysa zurückkehren; sie würde der skandalsüchtigen Gesellschaft und dem zürnenden Vater aus den Augen entrückt werden — und seine unwandelbare Treue wie die Allheilerin und Trösterin Zeit würde ihm das Herz des Vaters endlich doch versöhnen und selbst die Gesellschaft seine Liebe achten lehren. Nur Zeit gewinnen, nur Zeit!

So wühlten die Gedanken, die Selbstanklagen, die Wünsche in seinem Hirn, und er merkte gar nicht, daß über so schmerzlichem Sinnen fast eine halbe Stunde ver-

flossen war, als endlich seine Schwester eiligen Schrittes, mit weich rauschenden Gewändern das Gemach betrat.

„Ah, bist du noch da, Georg? Das ist gut! Ich konnte nicht früher kommen — Papa hätte sonst etwas gemerkt.“ Mit diesen Worten war sie zu ihm in die dämmerige Ecke getreten.

Er hatte sich rasch erhoben, sobald ihn ihre Stimme aus seinem bangen Traume weckte, und erkundigte sich nun eifrig, wie es dem Vater gehe.

„Er fühlt sich etwas besser nach dem Schlaf, den ihm die Mittel des Arztes verschafft haben,“ antwortete die Prinzessin; „aber eine neue Aufregung könnte ihn töten. Ich glaube, Georg, du hast Ursache, mir dankbar zu sein, daß ich dich verhindert habe, ihm heute wieder vor die Augen zu kommen. Ich weiß, daß ich ein gutes Recht habe, so zu handeln, wie ich's gethan habe. Ich habe gelogen, Georg; aber ich habe damit ein gutes Werk gethan, und du wirst es mir danken — bald vielleicht schon.“

„Was hast du gesagt? Doch nicht etwa . . .“

„Ich habe ihm gesagt, du wärest tief erschüttert durch das Unheil, das dein unbesonnener Trotz heute morgen angerichtet habe.“

„Eleonore! Das hast du ihm gesagt — nachdem du mir vor ein paar Stunden erst versichert hast, du wolltest zu mir stehen, was auch kommen möge!?“

„Ich werde zu dir stehen, verlaß dich drauf! Aber höre nur, ich habe noch mehr gethan: Ich habe Papa versichert, daß du bitter bereutest und daß du morgen früh schon abzureisen gedächtest — was fährst du so auf? Nicht gleich zur Brautschau! Vorläufig nur zu deiner eignen Beruhigung und Zerstreuung. Aber ich habe ihm versprochen, du würdest nicht eher wieder vor sein Angesicht treten, als bis dein Gemütszustand dir erlaubte, mit ihm wieder zu

reden, wie ein Sohn zu seinem Vater reden muß, dem er die aufrichtige Verehrung und die dankbarste Liebe entgegenbringt."

„Eleonore, das ist ja . . . ah, das hast du mit Kospoth abgekartet! Du läßt dich dazu benutzen, ihm die Geschäfte seiner eifersüchtigen Rachsucht zu besorgen. Vortrefflich ersonnen, Freund Hans Jochen!"

Die Prinzessin zuckte die Achseln und lächelte verächtlich. „Möglich, daß er dergleichen mit mir vorhatte; aber da hat er sich gründlich in mir getäuscht. Nein, Georg, verlaß dich drauf, ich meine es gut mit dir! Wir beide müssen zusammenstehen — jetzt mehr als je!"

„Aber, Eleonore, begreifst du denn nicht," rief der Prinz vorwurfsvoll, „daß deine Lüge . . ."

„St! Du wirst laut! Usingen ist nebenan. Komm, laß uns gehen." — — — — —

Kospoth hatte die Nacht sehr schlecht geschlafen und erst gegen morgen die ersehnte Ruhe gefunden. Es war bereits zehn Uhr vorüber, als ein wiederholtes Klopfen an seiner Thür ihn endlich aus einem unruhigen Traume erweckte. Auf sein Herein trat ein großherzoglicher Jäger ins Zimmer und überreichte ihm einen Brief in großem amtlichen Format.

„Sollen Sie auf Antwort warten?" fragte Hans Joachim gähnend vom Bett aus.

„Nein, Herr Baron, nur zu eignen Händen übergeben, auf Befehl Seiner Excellenz des Oberhofmarschalls."

„Ach, wollen Sie so gut sein, die Vorhänge zurückzuschlagen?"

„Sehr wohl, Herr Baron!"

Es hatte sich gestern ausgeregnet. Die helle Sonne strömte zu beiden Fenstern hinein, so daß Kospoth geblendet den Kopf in die Kissen zurücksinken ließ und mit dem Schreiben die Augen beschattete.

„Wie geht es dem Großherzog heut?“ erkundigte er sich noch, als der Jäger schon auf der Schwelle stand.

„Königliche Hoheit haben eine ziemlich ruhige Nacht verbracht. Ihre Hoheit, Prinzessin Eleonore, hat die eine Hälfte der Nacht bei ihm gewacht und die Frau Großherzogin die andre Hälfte.“

„Und der Erbgroßherzog?“

„Seine Königliche Hoheit sind heute morgen um acht Uhr vierzig mit dem fahrplanmäßigen Zuge abgereist.“

„Abgereist? Wohin?“ Kospoth richtete sich halb im Bett auf und starrte den Jäger groß an.

„Das weiß ich nicht, Herr Baron. Ich glaube, Seine Königliche Hoheit belieben im strengsten Inkognito zu reisen. Es ist nur Herr Graf Bracke mit ihm, und beide Herren waren in Zivil.“

„Weiß man im Schlosse schon, daß gestern abend die Frau Generalin von Treysa gestorben ist?“

„Jawohl! Der Diener des Herrn Generals überbrachte die Trauernachricht noch spät am Abend; ich habe sie selbst den höchsten Herrschaften übermittelt.“

„Es ist gut; ich danke Ihnen.“

Sobald der Jäger die Thür hinter sich geschlossen hatte, riß Kospoth mit zitternden Fingern den Briefumschlag auf und entfaltete das Schreiben. „Kabinett Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs . . . was ist das?“ und sein Auge flog über die Zeilen dahin.

Das amtliche Schreiben lautete also:

„Nachdem Seine Königliche Hoheit der Großherzog am gestrigen Vormittage mit dem Thronfolger eine Unterredung gehabt, in deren Verlaufe einschneidende Meinungsverschiedenheiten zwischen Seiner Königlichen Hoheit und dessen durchlauchtigstem Sohne hervorgetreten sind, konnten Seine

Königliche Hoheit Sich zu Höchstseinem Bedauern der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sich der Herr Erbgroßherzog Beeinflussungen zugänglich gezeigt habe, welche Seine Königliche Hoheit in Hinsicht auf die gegenwärtigen und zukünftigen Pflichten des Thronfolgers nur als verderbliche bezeichnen können. Seine Königliche Hoheit glaubt diese Beeinflussungen auf Ew. Hochwohlgeboren zurückführen zu müssen und erwartet demgemäß, daß Sie, Seinem Allerhöchsten Wunsche nachkommend, den vertrauten Umgang mit dem Herrn Erbgroßherzoge auf möglichst nicht verletzende Weise abzubrechen bemüht sein werden. Da Höchstdesselben Gesundheitszustand ihm für die nächste Zeit verbieten dürfte, andere als nur die wichtigsten Audienzen zu erteilen, so haben Serenissimus mich zu beauftragen geruht, Ew. Hochwohlgeboren Allerhöchstseinen gnädigsten Dank für die Seiner Königlichen Hoheit dem Erbgroßherzog während Hochdesselben Reise erwiesenen hochschätzbaren Dienste sowie Seine besten Wünsche für Ihr ferneres Wohlergehen zu übermitteln.

Im Allerhöchsten Auftrage

gez. Graf Worbis, Generaladjutant
und Oberhofmarschall."

Als Kospoth das Schriftstück zu Ende gelesen hatte, warf er es, höhnisch auflachend, auf die Bettdecke und knirschte halblaut vor sich hin: „Also ausgewiesen aus der Residenz — nur in etwas höflicherer Form als irgend ein Sozialdemokrat, dessen Mundwerk unbequem wird! Bravo, Excellenz Worbis! In diesem stilistischen Meisterwerk erkenne ich Ihr diplomatisches Genie. Warum ist auch der Mohr nicht gleich gegangen, sobald er seine Arbeit gethan und den allerdurchlauchtigsten Sprößling frisch und gesund wieder zu den Stufen des Thrones abgeliefert hatte. Nun, meinetwegen freut euch eures Triumphes, ihr Großwürden-

träger des Reiches! Wäre der Großherzog diese Nacht gestorben, so würdet ihr höchst wahrscheinlich heute morgen schon bei mir antichambrieren."

Eine Stunde später hatte Kospoth bereits seine Toilette beendet, sein Frühstück zu sich genommen und seinen Koffer gepackt. Es war halb zwölf Uhr, als er sich in der Hofjägerei bei dem General von Treysa melden ließ.

Der alte Herr saß in einem bequemen Lehnstuhl am Fenster seines Zimmers und las einen Roman. Waldmann und Diana räckelten sich zu seinen Füßen in der Sonne. Sein scharfes Jägerauge, das er sich bis in sein hohes Alter in ungeschwächter Kraft erhalten hatte, vermochte sogar noch die mächtige Tabakswolke zu durchdringen, die sich zwischen seinem Haupte und dem Buche gelagert hatte. Das war alles ganz wie gewöhnlich — und wie gewöhnlich auch raffte sich der Greis bei Kospoths Eintritt mit einem kräftigen Ruck von seinem Sessel empor und ging ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. „'n Morgen, Hans Jochen! Freut mich, daß Sie kommen — mwa!"

Jener drückte kräftig die dargereichte Hand und sagte ernst: „Ich brauche wohl keine Worte zu machen, Herr General. Sie wissen, wie aufrichtig ich an allem teilnehme, was Sie und Ihr Haus betrifft."

„Weiß ich! Mummummumm — danke! Dumme Geschichte das! Meine gute Frau! Hna, muß auch 'runtergewürgt werden und so weiter! Ich werde Ihnen nichts vorflennen . . . mummummumm." Und dabei fuhr er sich mit der zitternden Rechten über die Augen und wischte sich mit einer ärgerlichen Grimasse zwei kleine Thränenperlen weg, die, funkelnd im hellen Sonnenstrahl, an seinen Wimpern hingen.

„Ich hoffe, Sie werden mir erlauben, mich Ihnen nützlich zu machen," begann Hans Jochen wieder, nachdem er der

Aufforderung des Generals, sich zu ihm zu setzen und eine Cigarre zu rauchen, gefolgt war.

„Ja, ja, weiß schon: Totenschein, Sarg, Leichenweiber, Anzeigen, Begräbnis und so weiter — kenn' ich, kenn' ich, mwa! Hab' ich alles schon durchgemacht, x-mal. Scheußlich alles — mummummumm! Aber das Niederträchtigste ist — jetzt geht das verdammte Heiraten schon wieder los!"

Kospoth traute seinen Ohren nicht. Er starrte dem wunderlichen Greise ins Gesicht und wußte nicht, ob er diese Aeußerung für eine Art Galgenhumor oder für Verrücktheit halten sollte. Das ehrwürdige weiße Haupt schwebte geisterhaft über der dichten Tabakswolke, und die große fleischlose Hand, die unten aus dieser Wolke hervorschaute, spielte ganz behaglich mit Dianas Schlappohren. Er wußte absolut nicht, was er erwidern sollte, und wartete deshalb schweigend, bis der alte Sonderling wieder kopfschüttelnd zu mummeln begann: „Ja, die Weiber, hehe! Ich habe immer ein großes Penchant für sie gehabt — hna! — und so weiter. Waren alle dreie gut, sehr gut — sehr gut, mummummumm! Eine immer besser wie die andre — mwa, wird schwer halten, wieder eine zu kriegen! Kann aber ohne nicht leben — — und das Mädel, die Melanie, will tanzen und so weiter — kann ich nicht machen — Ballvater und so weiter . . . niederträchtig! Jetzt bin ich — hna! vierundachtzig Jahr', alter Knackstiefel — mummummumm! Aber vor fünf Jahren — jawohl fünf Jahren . . . da unten — Dingsda Karpaten und so weiter, da hab' ich noch einen Bären geschossen! Lichter rein ausgeblasen, hoho! Das ist nämlich immer das beste — dann kann die Bestie nichts mehr machen. Weidwund schießen ist gefährlich — dann geht Petz auf den Menschen! Aber wenn man ihm die Lichter ausbläst, dann hat man ihn. Folgen Sie meinem Rate: Auf der Bärenjagd immer einen

Lauf voll Schrot und dann zwischen die Augen halten; probatum est, hehehe! Die Bestie kam auf mich los — ich konnte nicht schnell genug zur Seite springen, und da hat sie mir noch eins ausgewischt — sehen Sie, da!" Dabei knöpfte er mit seinen zittrigen Fingern seinen linken Hemdärmel auf und streifte ihn ein gut Stück den sehnigen, dicht behaarten Arm hinauf, um seinem jungen Freunde die Narben von der Bärenklaue zu zeigen.

Kospoth hatte, wie alle seine berühmten Jagdgeschichten, so auch diese schon öfters gehört und die Narben mit gebührendem Respekt bewundert. Heute aber lag ihm doch so viel Wichtigeres am Herzen, daß er den alten Herrn sich nicht in seine weidmännischen Erinnerungen verlieren lassen mochte, und darum warf er rücksichtslos die Frage dazwischen, wo das Begräbnis der Generalin stattfinden sollte.

„Begräbnis? Mwa! In Treysa natürlich! Habe ja auch meinen Abschied schon in der Tasche."

„Ihren Abschied?" rief Kospoth sehr erstaunt, indem er aufsprang und mit den Händen die Tabakswolke fortzuwehen suchte, um das Gesicht des Generals sehen zu können.

Der zog aus seiner Rocktasche ein Schreiben, genau von demselben Aeußern, wie Kospoth heute früh eins erhalten hatte, und reichte es ihm stumm durch den wallenden Nebel entgegen.

Hans Jochen entfaltete es hastig und las. Es war gleichfalls von Graf Worbis im allerhöchsten Auftrage und auch in demselben lächerlichen Kurialstile verfaßt. Der Großherzog ließ ihm darin seine Teilnahme für den erlittenen schmerzlichen Verlust aussprechen und enthob ihn sodann — in Rücksicht auf eben dieses traurige Ereignis, das ihm doch wohl den ferneren Aufenthalt in der Residenz verleiden

würde — in Gnaden seines Amtes als Oberhofjägermeister. Auch er wurde zum Schluß wegen der Krankheit Seiner Königlichen Hoheit von der Verpflichtung des förmlichen Abschieds entbunden. Titel und Uniform seiner Hofcharge sollten ihm, wenngleich er sie nur provisorisch verwaltet hatte, als Zeichen besonders gnädiger Gesinnung seines allerhöchsten Herrn belassen werden.

„Die haben's sehr eilig, mich los zu werden — natürlich, mummummumm — weil mein Mädel jetzt nicht mehr tanzen kann. Mwa! Schranzenpack!" knurrte der alte Herr, als Kospoth ihm das Schreiben wieder überreichte.

„Ich fürchte, Sie haben recht, Herr General," rief Hans Joachim ironisch. „Ich habe auch so ein Kabinettsschreiben in der Tasche, auch einen Abschied, aber keinen so gnädigen. Nun, es ist wenigstens ein Zeichen, daß es nicht gar so schlimm um den Großherzog stehen kann; aber ich glaube, gewisse Leute werden seine Schwäche benutzt haben, um ihm diese Entschließungen abzulocken. Meine radikalen Ansichten sind den Herren Ministern und andern Würdenträgern ein Gräuel, und ich fürchte, Fräulein Melanie ist einigen einflußreichen Damen zu gefährlich."

„Ja, ja, das hab' ich auch schon gedacht. Sie sieht ihrer Großmutter ähnlich," nickte der General. Und dann paffte er mächtige Wolken von sich und schien in Nachdenken zu versinken, während dessen er von Zeit zu Zeit unverständlich vor sich hin mummelte.

Kospoth rief ihn endlich wieder zu sich durch eine Frage nach Melanies Befinden.

„Schlecht! Schlecht!" antwortete der alte Herr trübselig. „Zwei Nächte nicht geschlafen, geweint und so weiter — mwa! Gestern war sie wie toll, wollte sich nicht von

mir anrühren lassen — hna, Unsinn und so weiter! Gehen Sie mal hinein in das — Dingsda — Sterbezimmer; vielleicht finden Sie die Melanie dadrin."

Ohne etwas zu erwidern, erhob sich Kospoth und schritt aus dem qualmerfüllten Zimmer des Generals hinaus und dann, langsam und tief Atem holend, durch den Empfangssalon hindurch. Er klopfte an die gegenüberliegende Thür des Schlafzimmers an — kein Herein.

Er öffnete zögernd die Thür und sah sich der Leiche der Frau von Treysa gegenüber. Sie lag, die Hände über der Brust gekreuzt, im Bette, das feine Gesicht mit dem tief eingegrabenen Leidenszuge noch immer zur Seite gekehrt und eingerahmt von einem breiten schwarzen Bande, welches man ihr bereits umgebunden hatte, um das Herabfallen der Kinnlade zu verhüten. Das Fenster war geöffnet, und die kalte, feuchte Februarluft erfüllte das nicht eben große Gemach. Das Bett des Generals war für diese Nacht in dessen Arbeitsstube hinübergesetzt worden; an seiner Stelle stand ein alter Armstuhl mit hoher Lehne, und in diesem saß schlafend, den Kopf nach vorne gesenkt, eine Decke über den Knieen und einen kostbaren Sorti de bal, einen Umhang von weißem Atlas, mit Zobelpelz gefüttert, um die Schultern — Melanie!

Hans Joachim hatte kaum einen Blick für die so friedlich ausruhende Tote. Der Ausdruck tiefen Seelenleidens, der die Züge der Geliebten, selbst im Schlummer noch, entstellte, war viel schrecklicher anzusehen, als das starre Dulderantlitz der Erlösten. Von Zeit zu Zeit lief ein Fröstеln durch die ganze lieblich üppige Gestalt; es zuckte in ihrem Gesicht auf wie im Schmerz, und das dunkle Köpfchen schnellte unruhig empor, um dennoch gleich wieder matt herabzufallen. Es that ihm leid, ihr den langentbehrten Schlummer stören zu sollen, aber er konnte endlich

doch nicht umhin, sie beim Arme zu ergreifen und ihr ihren Namen ins Ohr zu rufen.

Sie öffnete die Augen und blickte verstört zu ihm auf. Sie schien ihn nicht zu erkennen.

„Melanie!" rief er abermals, indem er ihr unter die Achseln griff und sie so aufzuheben suchte. „Du darfst nicht schlafen hier, du erkältest dich ja auf den Tod!"

Nun stand sie auf den Füßen; aber er mußte sie mit Kraftanstrengung stützen, damit sie nicht wieder zurücksank. Er legte einen Arm um ihren Oberleib und versuchte sie mit sich fortzuziehen, indem er ihr immer wieder zuredete.

Der Frost schüttelte ihre Glieder. Sie fuhr sich mit den Händen an den Kopf, rieb die Augen, und dann sagte sie, ihm ängstlich ins Gesicht blickend: „Du, Hans Jochen? Ach, laß mich! Rühre mich nicht an — mich soll keiner anrühren! — Es ist so furchtbar kalt hier."

„Ja gewiß! und du sollst zu Bett und schlafen. Komm, ich will das Mädchen rufen." Damit umfing er sie aufs neue und drängte sie mit sanfter Gewalt in ihr Schlafzimmer, welches, nach hinten zu gelegen, an das Sterbezimmer anstieß. Der Rollvorhang war noch herabgelassen, es herrschte tiefe Dämmerung in dem ganzen Gemach, aus welcher nur das Linnen des noch ungemachten Bettes matt hervorleuchtete. Er nötigte sie, sich darauf auszustrecken, und breitete das Deckbett über sie. Dann wollte er eilen, das Mädchen herbeizurufen.

Aber sie hielt seine Hand fest und sagte, in Thränen ausbrechend: „Du bist so gut zu mir, Hans Jochen! Ich verdiene es nicht, wahrhaftig, ich verdiene es nicht! Ach, du weißt ja nicht ... Oh, wie Mama mich ansah — bis sie starb, unausgesetzt! Ich bin gewiß, sie hat es in meinem Gesichte gelesen — — und mit dem Gefühl ist sie in die Ewigkeit gegangen!"

Kospoth krampfte sich das Herz zusammen. Auch er las jetzt in ihrem Gesichte, ahnte aus ihren unzusammenhängenden Worten, was geschehen war. Aber nur Mitleid, heißes Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen erfüllte seine Seele, und seine ganze Empörung richtete sich gegen den, der heute morgen davongeflohen war und sie mit ihrem namenlosen Schmerz allein gelassen hatte. Seine Finger zitterten, indem er ihr beruhigend über das wirre Haar strich, und auch die Stimme zitterte, mit der er ihr zuflüsterte: „Weine nicht, Melanie! Ruhe dich jetzt aus! Ich will unterdessen alles besorgen, was es hier noch zu thun gibt, damit ihr so bald wie möglich fortkommt nach Treysa. Dort wird dir wieder wohl werden."

Sie lallte eine Antwort, die er nicht verstehen konnte, und seufzte tief auf. Ihre Sinne verwirrten sich unter dem Einfluß seines Streichelns, und der bleierne Schlaf der Uebermüdung hielt sie aufs neue gebannt. Eine ganze Weile noch fuhr er fort, ihr langsam und gleichmäßig über den zierlichen runden Hinterkopf zu streichen; dann steckte er ihre kalten Hände unter die Decke, beugte sich noch einmal mit einem langen, schmerzlich liebevollen Blicke über sie und verließ endlich auf den Fußspitzen das Schlafgemach. — — — —

Den ganzen Tag über war er beschäftigt mit den Vorbereitungen zur Ueberführung der Leiche und der Uebersiedelung nach Treysa. Der alte General saß, scheinbar teilnahmlos, über seinem Roman oder nickte in seinem Lehnstuhl ein. Er schien es ganz selbstverständlich zu finden, daß Kospoth ihm alle dringenden Geschäfte abnahm, und gab zu allen seinen Anordnungen sogar ungeduldig seine Zustimmung. Bei Tische waren die beiden Herren allein, denn Melanie schlief immer noch. Der alte Friedrich wartete auf und mußte sich von Zeit zu Zeit, sich hinter seinem

Herrn verbergend, die großen Tropfen von den lederartigen Wangen tupfen. Er hatte gegen den jungen Baron schon seine Besorgnisse um den Verstand seines lieben Herrn Generals ausgesprochen; denn, meinte er, es sei doch zu unnatürlich, daß ein Mann sich gar nicht um die Leiche seiner Frau bekümmere, sondern nur immerzu dasäße, wie ein Schornstein qualme und Romane läse!

Als Friedrich zum Schluß des sehr eiligen Mittagsmahles den Kaffee und die Schnäpse auf den Tisch gesetzt und sich wieder entfernt hatte, brachte der alte General, der über Tische nur von ganz gleichgültigen Dingen geredet hatte, endlich etwas heraus, was auf die Ereignisse des Tages Bezug hatte: „Wär' doch eigentlich ... hna! anständig gewesen, wenn der Großherzog seinen Sohn hergeschickt hätte zum — zum Dingsda — Kondolieren!"

„Der Erbgroßherzog ist heute morgen abgereist," sagte Kospoth, langsam betonend, und blickte dabei, aufmerksam forschend, zu dem alten Herrn hinüber.

Der zog die buschigen weißen Brauen drohend zusammen, stürzte einen Cognac hinunter und brummte alsdann, sich mit grimmiger Miene die Lippen leckend: „Abgereist?! Aha, kein Interesse mehr für Damen in Trauer! — hna, gesegnete Mahlzeit!" Und damit raffte er sich empor und schlurrte eiligst aus dem Zimmer hinaus. Ahnte er doch vielleicht, welche Beziehungen zwischen dem Thronfolger und seinem Kinde bestanden? Hatte der alte Diener ihm etwa einen Wink gegeben, der doch sicherlich durch das schwatzhafte Dienstmädchen von allem unterrichtet war, was sich Verdächtiges im Hause zugetragen hatte? Kospoth beschloß, ihn auszuforschen, sobald es auf ungezwungene Art und Weise geschehen könnte.

Seine Abneigung gegen den dicken Kammerherrn von der Rast schien übrigens Friedrich zu teilen; denn als er

ihm befohlen hatte, diesen Herrn auf keinen Fall vorzulassen, hatte der alte Mann gar verständnisvoll mit dem Kopfe genickt.

Uebrigens war diese Maßregel, wenigstens für den heutigen Tag, überflüssig, da der Kammerherr denn doch das Zartgefühl oder auch die Scheu besaß, Melanie nach der unglückseligen Entdeckung des gestrigen Abends nicht sogleich wieder vor Augen treten zu wollen. Er hatte, wie so mancher gewissenlose Cyniker, doch auch so etwas wie ein Gemüt. Er war zum Beispiel bei einem Rührstück im Theater immer der erste, der zum Taschentuch greifen mußte, und wenn kleine Kinder am Weihnachtsabend fromme Sprüchlein herbeteten, konnte er die bittersten Thränen vergießen. So traf es ihn denn auch in Wirklichkeit schmerzhaft ins Herz, daß er seine unglückliche Tochter durch seine Schuld leiden sehen mußte. Zwar hatte der Schreck für Doris außer einer kurzen Ohnmacht weiter keine üblen Folgen gehabt; aber aus ihrem gramverstörten Gesicht am andern Tage, aus der ängstlichen Scheu, mit der sie seiner Berührung, ja selbst seinem Blicke auszuweichen suchte, mußte er erkennen, wie tief der Mißbrauch, den er mit ihrer Harmlosigkeit getrieben hatte, sie empört und verletzt habe. Mit der demütigen Miene eines reuigen Sünders machte er sich zärtlich besorgt um sie zu thun und bemühte sich, ihr seine Handlungsweise als Eingebung eines gutherzigen, romantischen Mitgefühls mit den Liebenden darzustellen, denen ja die größte Heimlichkeit durch die hohe Stellung des Liebhabers geboten gewesen sei. Des Prinzen Edelsinn und Melanies gute Erziehung und Herzensreinheit hätten ihm eine sichere Bürgschaft dafür gewährt, daß er die moralische Verantwortung ruhig übernehmen dürfe. Ein ganz gutes Gewissen hatte er freilich bei solchen sophistischen Rechtfertigungsversuchen nicht — und Thränen,

Seufzer und Kopfschütteln waren die einzige Antwort, die Doris für ihn hatte.

Dem Treysaschen Dienstmädchen wußte er durch Geld und gute Worte das Versprechen ihres Schweigens abzunötigen; doch war er freilich nicht so vertrauensselig, das gefährliche Geheimnis nunmehr wirklich für begraben zu erachten. Er ging sogar am andern Tage mit der bangen Sorge nach dem Schlosse, daß man dort vielleicht schon mit Fingern auf ihn weisen werde. Wenn der Großherzog von der Geschichte erfuhr, so war nichts wahrscheinlicher, als daß er seiner Stellung und des damit verbundenen Einkommens verlustig ging — und deshalb konnte er nicht umhin, seinem allergnädigsten Herrn im stillen das Gegenteil einer raschen Genesung zu wünschen. Man empfing ihn im Schlosse zwar ganz wie gewöhnlich, allein die überraschende Nachricht von der plötzlichen Abreise des Erbgroßherzogs trug nicht dazu bei, seine bange Sorge zu verscheuchen. Bedeutete diese Reise eine Verbannung, dann wußte der Großherzog wahrscheinlich auch schon, was gestern in der Hofjägerei vorgefallen war. Graf Worbis aber, dem er auf der Treppe begegnete, begrüßte ihn mit lächelnder Zuvorkommenheit wie immer, versicherte ihm, daß der Erbgroßherzog aus eigenem Entschluß gereist sei, und entließ ihn mit dem wohlwollendsten Händedruck.

„Aha, ich sehe schon, dem alten Fuchs ist da irgend ein kecker Streich geglückt!“ dachte der Kammerherr, als er den hageren Würdenträger so ungewöhnlich elastischen Schrittes davoneilen sah. „Die Freude über Serenissimi Genesung allein hat das nicht zuwege gebracht.“

Als er eine Viertelstunde später, da man seiner Dienste nicht weiter benötigte, das Schloß wieder verließ, sah er vor dem Portal die Prinzessin Eleonore im Begriff, zu Pferde zu steigen. Sobald sie seiner ansichtig wurde, winkte

sie ihn heran, trat ein paar Schritte beiseite und fragte so leise, daß der Reitknecht und der zur Begleitung befohlene Kavalier sie nicht vernehmen konnten, ob er nicht wisse, wann die Treysas abzureisen gedächten; denn sie nehme an, daß sie doch wohl vorziehen würden, wenigstens die erste Trauerzeit auf ihrem stillen Gute zu verbringen.

„Das dürfte allerdings wohl der Fall sein, Hoheit," versetzte der Baron. „Herr von Kospoth ist heut schon früh heraufgekommen, wahrscheinlich um bei der Uebersiedelung behilflich zu sein. Ich selbst habe allerdings noch keine Gelegenheit gehabt, die Herrschaften nach dem gestrigen traurigen Ereignis zu sprechen, aber . . ."

„Sehr begreiflich!" fiel die Prinzessin spitz ein. „Ich weiß alles . . . o, beruhigen Sie sich! Ich billige zwar durchaus nicht die Rolle, die Sie dabei gespielt haben; aber ich habe auch keine Veranlassung, Sie zu verraten. Es liegt mir sogar meines Bruders wegen viel daran, daß der Großherzog nichts davon erfahre."

„Oh, ich versichere Hoheit, nur meine Ergebenheit gegen Seine Königliche Hoheit den Erbgroßherzog . . ."

„Bitte, keine Entschuldigungen! Mein Bruder ist abgereist, aus Achtung vor dem frischen Schmerz des Fräuleins — Sie begreifen! Sollte Fräulein von Treysa darüber in Unruhe geraten, so sagen Sie nur . . . oder nein, besser, bereiten Sie sie darauf vor, daß ich ihr in den nächsten Tagen einen Kondolenzbesuch abstatten würde. Und im übrigen strengste Diskretion, mein lieber Baron — wenn anders Sie auf die meinige einigen Wert legen!"

Der Kammerherr verbeugte sich tief und verließ den Schloßhof mit bedeutend angenehmeren Gefühlen, als mit welchen er ihn betreten hatte. Zwar war es ihm durchaus

nicht klar geworden, ob die kluge Prinzessin die romantische Leidenschaft ihres Bruders unterstützen, oder ihr entgegenarbeiten wollte; aber unter ihrem hohen Schutze durfte er sich doch wenigstens vorläufig wieder sicherer fühlen.

Seine gute Laune erfuhr noch eine erhebliche Steigerung, als er daheim eine große, an seine Tochter adressierte Kiste vorfand, welche laut Frachtbrief den ihr vom Erbgroßherzog als Geschenk versprochenen photographischen Apparat enthielt. Er ließ die Kiste sofort in das Atelier hinauftragen und machte sich, vor Eifer glühend, daran, sie auszupacken. Aber er hatte nicht daran gedacht, wie peinlich gerade jetzt dem Zartgefühl der armen Doris die Annahme eines Geschenkes sein mußte, welches eine so verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Kuppelpelze besaß.

„Nein, Vater, nein! pack es nur wieder ein!“ rief Doris, mühsam einen neuen Thränenausbruch unterdrückend, als er ihr die funkelnd neue Camera mit den sauber gearbeiteten Messingschrauben und Beschlägen vergnüglich lächelnd vor Augen hielt. „Du mußt es alles wieder zurückschicken, ich nehme nichts von ihm an — ich kann nicht!“

„Aber, liebes Kind, wie du nun wieder bist!“ versetzte er bekümmert. „Einem solchen Geber darf man keine Geschenke zurückschicken. Das wäre ja ein Affront — Gott bewahre, nein! Der Erbgroßherzog meint es doch so gut mit dir. Wie kannst du nur seine Absicht so verkennen! Und dann sieh mal, jetzt, wo du deine Freundin verlierst, wird dir eine neue Zerstreuung so gut thun. Komm, wir wollen mal gleich die Anleitung zusammen studieren, und morgen fangen wir tapfer an zu photographieren. Ich borge mir vom Theater ein Kostüm, und dann nimmst du mich als Richard den Dritten auf! Du schüttelst den Kopf? Ja, warum denn nicht — ach so, ja freilich! Na, dann meinet-

wegen als Falstaff —: So lag ich aus, so führt' ich meine Klinge! ähähäh!"

Sie hatte nur ein Seufzen als Antwort; aber er achtete nicht darauf und fuhr, munter plaudernd, fort, die übrigen Gegenstände auszupacken und vor ihr auf den Tisch zu stellen.

„Alle Wetter!" rief er, die Aufschriften der Chemikalienflaschen buchstabierend. „Was ist denn das für heilloses Giftzeug! Hier Quecksilbersublimat zum Verstärken — Cyankali zum Abschwächen — Gift! Gift! Gift! Totenkopf! Zwei Knochen! Scheußlich! Das nehme ich dir fort, das ist kein Spielzeug für kleine Mädchen!"

„Nimm nur alles fort, Vater, alles fort, ich mag nichts davon sehen!" rief Doris tonlos, indem sie sich erhob und matt zum Fenster schleppte.

Er ging ihr nach, er streichelte sie über die Arme, er redete ihr abermals gut zu — aber es half alles nichts! Er sah ein, daß er ihren Schmerz durch das alles nur vergrößere, und überließ sie endlich sich selbst.

Sobald sie sich allein sah, humpelte sie wieder an den Tisch und suchte mit zitternder Hand die Flasche mit dem Cyankali heraus. Sie entfernte mit Anstrengung den eingeschliffenen Glasstöpsel und führte vorsichtig das Gefäß an ihre schmale, spitze Nase. Dann schloß sie die Augen und holte tief Atem, als wollte sie versuchen, sich durch den bittersüßen Geruch zu betäuben. Als sie aber keine Wirkung spürte, setzte sie das Glas wieder nieder, ging nach der Thür, riegelte sie zu und suchte dann aus der Tischlade ein leeres Medizinschächtelchen hervor. Da hinein schüttete sie einen kleinen Teil des farblosen Pulvers und verschloß dann die Schachtel in dem sichersten Fache ihres Schreibtisches.

„Für alle Fälle!" murmelte sie leise vor sich hin und

dann brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus, ließ sich auf den Stuhl am Schreibtisch sinken und vergrub ihr wachsbleiches Gesicht in die langen, schmalen Hände.

Zehntes Kapitel.

Ein hoher Kondolenzbesuch.

Am andern Nachmittage erst raffte sich Melanie zu dem Entschlusse auf, ihre Freundin Doris wiederzusehen. Sie hatte mehr als den halben gestrigen Tag und die ganze Nacht in festem Schlafe verbracht, und dadurch hatte ihre gesunde Natur die Folgen der Ueberanstrengung, sowie der fürchterlichen Aufregungen wenigstens äußerlich überwunden. Als sie am Morgen zum erstenmal wieder dem treuen Hans Joachim die Hand reichte — er hatte die überstürzte Abreise aufgegeben, da der Erbgroßherzog durch seine Flucht ihm zuvorgekommen war — da wollte es den armen Freund bedünken, als habe er sie noch niemals so schön gesehen. Das tief in ihrer Seele weiter glühende Fieber des leidenschaftlichsten Schmerzes hatte ihre Lippen und Wangen aufs neue mit dem zartesten Karmin frischester Lebenslust überhaucht, und aus den dunklen Schatten, welche selbst der lange Schlaf nicht aus ihren Augenhöhlen zu verscheuchen vermocht hatte, schimmerte das Weiß und leuchteten die großen braunen Sterne nur um so glänzender hervor.

Holde Träume von dem überschwenglichen Glück einer nahen Zukunft hatten sie im leiseren Morgenschlaf umgaukelt, und an diesen Träumen rankten sich, wie die zarte Zaunwinde an frisch strotzendem Ufergebüsch, neuer Lebensmut und süßeste Hoffnung empor. Noch krampfte sich ihr das Herz zusammen, noch füllten sich ihre Augen mit

Thränen, wenn sie an den letzten Blick der Mutter dachte, der mit so gramvoller Anklage das stumme Geständnis ihrer schweren Schuld gefordert hatte; aber schon regten sich Stimmen in ihr, welche sie gegen die grausame Anklage in Schutz nehmen und die Schuld auf die unglückliche Verkettung der Umstände abwälzen wollten. Auch die Notwendigkeit, sich den ganzen Vormittag über mit praktischen Dingen, mit der Sorge für die Trauerkleidung und dergleichen zu beschäftigen, trug viel dazu bei, ihr Denken und Empfinden von dem harten Drucke des Schuldbewußtseins zu entlasten.

Als sich am Nachmittage da oben im Atelier die beiden Mädchen zum erstenmal nach jener letzten peinlichen Begegnung wieder gegenüberstanden, bekamen sie beide einen Schreck: Melanie vor dem totenbleichen, verstörten Aussehen der kleinen Malerin, und diese vor der frisch erblühten Schönheit der bis dahin angebeteten Freundin, die Angst und Gram abgeschüttelt zu haben schien, wie eine junge Schwalbe die Tropfen von ihren Flügelspitzen schüttelt, wenn sie im Fluge mutwillig die Wasserfläche berührt hat.

Am ganzen Körper zitternd, stand Doris da und stützte sich mit einer Hand schwer auf den Tisch, auf dem sich immer noch die verschiedenen Gegenstände des fürstlichen Geschenkes befanden. Melanie trat raschen Schrittes auf sie zu, ergriff ihre freie Hand mit ihren beiden Händen und begann, sie warm drückend: „Doris, liebe, gute Doris, kannst du mir verzeihen!?"

Es drängte Doris, zu erwidern, daß sie ihrer Verzeihung kaum mehr zu bedürfen scheine; aber wie sie diese schönen strahlenden Augen so innig flehend, und doch halb lächelnd dabei, auf sich gerichtet fühlte, da wagte das arme schwache Wesen mit keinem Worte dem Gefühle bitterster

Enttäuschung Ausdruck zu geben, das ihr mit einem Schlage ihr bißchen Lebensfreude so grausam vergiftet hatte.

Und Melanie schien zu ahnen, was in ihr vorging. Sie, die der schwer Gekränkten hätte zu Füßen fallen sollen, maßte sich das Recht des Mitleids an, indem sie die Zitternde sorglich, mit sanftem Zwange nach dem Diwan geleitete und sie dort Platz nehmen hieß. Dann setzte sie sich selbst dicht an ihre Seite, faßte ihre beiden Hände und begann aufs neue: „Ach, Doris, gutes Herz, du weißt ja nicht, wie ich ihn liebe! Und die Liebe macht so furchtbar selbstsüchtig. Ich habe wahrhaftig nicht daran gedacht, dich zu kränken, dein Vertrauen zu täuschen, du Arme — ich habe eben an gar nichts gedacht als an mich selbst und an ihn, der mich bestürmte, ihm hier im Hause ein heimliches Stelldichein zu gewähren. Du siehst doch ein, nicht wahr, daß es für uns gar keine andre Möglichkeit gab, miteinander allein zu sein? Und wir mußten uns doch hin und wider sehen! Kannst du dir nicht vorstellen, welche furchtbare Qual zwei Liebende erdulden müssen, die da wissen, daß sie einander für Zeit und Ewigkeit angehören und sich dabei doch nur immer auf flüchtige Minuten nahe sein dürfen, von hundert Argusaugen beobachtet, auf Schritt und Tritt belauscht! Und als dann dein guter Vater Georg den Vorschlag machte ... ach, Doris, ich habe mich ja so dagegen gesträubt, wahrhaftig! Ich traute meiner Schwäche nicht, denn ich liebe ihn ja so wahnsinnig — und man ist machtlos, wenn man so liebt! — Daß dein Vater ihm einen zweiten Schlüssel hatte machen lassen, das habe ich erst gar nicht gewußt. Ich bekam auch einen solchen Schreck, als ich es hörte, und ich wollte es dir gleich sagen und überhaupt dich ins Vertrauen ziehen. Aber Georg verbot es mir — er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß es dann doch vielleicht mit unsrer süßen Heimlichkeit ein Ende

nehmen müßte, — viermal sind wir ja überhaupt nur hier zusammengekommen. — Ach, Doris, ich sage dir, du glaubst nicht, wie lieb und gut er war! Ich mußte mich selbst auslachen wegen meiner dummen, kindischen Angst. Und vorgestern ... Ach, Doris, ich war ja schon halb von Sinnen durch die Nachtwachen, durch die Angst um die arme Mama — und da kam Georg, um mich aus meiner Verzweiflung aufzurichten. Hier lag er zu meinen Füßen und hielt mich umfaßt und erzählte mir, wie er dem Großherzog seinen festen Entschluß, mich zu seiner Frau zu machen, eröffnet hätte, und daß ihn keine Macht der Erde davon zurückbringen könnte. Ich wäre ihm teurer als Eltern, Thron und Reich, schwur er mir, und er könnte ohne mich nicht leben. Mir zuliebe wollte er der Thronfolge entsagen, ja sogar, wenn der Vater unerbittlich bliebe, einen bürgerlichen Namen annehmen und für mich arbeiten ... ach, ich hörte kaum, was er alles sagte, so brauste es mir in den Ohren! Ich habe es ja von Anfang an gefühlt und er auch, daß wir füreinander geboren sind — und jetzt gehöre ich ihm ganz! Das Schlimmste ist ja schon überstanden: der Bruch mit seinem Vater! Jetzt kann uns ja keine Macht der Erde mehr trennen! — Wir gehen jetzt nach Treysa, und du wirst sehen, er kommt mir dahin nach, um mich zu holen. Ach, vielleicht kommt er heute noch her, um das Notwendige für die nächste Zukunft zu besprechen. Nicht wahr, Herz, einmal gewährst du uns noch Gastfreundschaft? Es ist ja bestimmt das letzte Mal! Und nicht wahr, du verzeihst mir, du bist mir nicht mehr böse? — Freust du dich denn gar nicht ein bißchen über mein Glück?"

Doris seufzte tief auf und sagte endlich, traurig mit dem Kopfe schüttelnd: „Ich verstehe wohl nichts von solchem Glück!"

„Du wirst es verstehen, wenn du uns als Mann und Frau siehst. Wir laden dich auch bestimmt zur Hochzeit ein."

Wer könnte der holden Schwärmerei eines verliebten glücklichen Mädchens widerstehen! Doris stimmte diese Schwärmerei nur noch trauriger; aber sie löste wenigstens ihre Verbitterung in Wehmut auf, und zürnen konnte sie der schönen, vertrauensseligen Freundin nicht länger. O, wie gerne hätte sie die Zuversicht Melanies geteilt! Aber sie wußte ja, daß Kospoth, der doch den Erbgroßherzog genau genug kannte, an die Standhaftigkeit seiner redlichen Absichten nicht glaubte — wenigstens hatte sie sich das hinterher aus der Erinnerung an sein Wesen und seine Worte zusammengereimt; und dann sagte ihr auch selbst ihr bißchen Welt- und Menschenkenntnis, daß ein Liebesverhältnis, bei welchem ihr Vater die Hand im Spiele hatte, wohl schwerlich auf den reinsten Absichten beruhen könnte. Und wie sie sich dem starken, siegesbewußten Mädchen so nahe und dabei doch in ihrer krüppelhaften Schwäche so weit entfernt fühlte, hätte sie nie gewagt, den Essig irgend eines Zweifels in den feurigen Wonnewein des herrlichen Geschöpfes zu schütten. So schmerzlich sie eben noch die Kränkung empfunden, die Melanie ihr angethan hatte, nun, da sie wieder neben ihr sitzen, sich von ihren Händen berühren, von ihren Worten umschmeicheln lassen durfte, beglückte sie diese Herablassung fast ganz wie früher, und sie bemühte sich, um nicht undankbar zu erscheinen, auf Melanies Versuche, sie wieder heiter zu stimmen, lächelnd einzugehen.

Melanie wandte nun auch dem photographischen Apparat ihre wißbegierige Teilnahme zu und veranlaßte dadurch auch Doris, ihre Abneigung gegen die Annahme dieses Geschenkes zu überwinden. Mit der ihr eignen

raschen Fassungsgabe war Melanie sehr bald die Handhabung der Camera klar geworden, und dann begann sie der kleinen Freundin aus der beigegebenen Anleitung vorzulesen. Sie wollte sich sogleich daran machen, die verschiedenen Bäder nach den gegebenen Vorschriften herzustellen, und freute sich ganz besonders über die hübsch gearbeitete Wage und das polierte Kästchen mit dem Satze blanker Messinggewichte.

„Komm, jetzt wollen wir gleich 'mal ein bißchen Gift mischen," rief sie heiter. „Hu! Da ist ja sogar Cyankali! Wie viel wohl nötig ist, um ein kräftiges Frauenzimmer meines Schlages umzubringen?" Sie öffnete die Glasbüchse und führte sie im Uebermut ganz dicht an ihre Lippen.

Wahrhaft entsetzt riß Doris sie ihr aus der Hand und schrie auf: „Um Gottes willen! Laß das!"

Aber Melanie griff aufs neue nach dem Glase und sagte bittend: „Nein, laß es mir noch ein bißchen! Weißt du, schon als kleines Mädchen hat mich immer Papas Gewehrschrank magnetisch angezogen, und Hans Jochen konnte mir keine größere Liebe erweisen, als wenn er mich 'mal seine Pistole abschießen ließ. Ich habe mich zwar immer schrecklich vor dem Knall gefürchtet und den Kopf ganz weggedreht beim Losdrücken; aber ich mußte es trotzdem immer wieder versuchen. Und nachher, wie ich aus der Pension nach Hause kam, hat mir Papa auch wirklich ein Tesching geschenkt! O, ich sage dir, ich schieße jetzt famos — Eierschalen, weißt du, die an einem Faden im Winde baumeln. Aber ein so starkes Gift habe ich noch nie in der Hand gehabt. Ich finde das furchtbar interessant. Weißt du, du könntest mir ein bißchen davon abgeben — für alle Fälle!"

„Melanie, du! — Was meinst du damit?"

„O, ich meine nur, es ist so schön zu wissen, daß man

es in der Hand hat! Das finde ich wenigstens. Mit dem Leben spielen — das ist doch das spannendste und vornehmste Hazard! Danach müßten freilich die Akrobaten sehr vornehme Leute sein, haha! — Ach, geh, lache mich aus! Das ist ja alles nur Unsinn!" Sie blickte ein paar Sekunden lang, ernst sinnend, über den Tisch hin. Dann flog plötzlich ein flüchtiges Rot über ihr Gesicht, sie strich sich mit der Hand über die Stirn und griff wieder zu dem photographischen Leitfaden, um die Vorlesung fortzusetzen.

Schon nach wenigen Minuten wurden sie unterbrochen durch den alten Diener, welcher die Meldung überbrachte, daß Ihre Hoheit die Prinzessin Eleonore unten im Wohnzimmer das gnädige Fräulein erwarte.

„Ah! siehst du! Ist das nicht hübsch von ihm, daß er seine Schwester zu mir schickt?" flüsterte Melanie Doris zu, küßte sie auf die Wange und verließ rasch das Zimmer. — —

Prinzessin Eleonore saß wartend auf einem Stuhl in dem bescheidenen Salon, dem man den vorläufigen Charakter der Einrichtung, das eilig und leihweise Zusammengestoppelte gar sehr ansah. Das Fräulein von Katz stand hinter ihrer Herrin und horchte mit lächelnder Miene nach dem Nebenzimmer hin, von wo her man den alten General dumpf murren und murmeln hörte. Er hatte die Hoheit um Entschuldigung bitten lassen, daß er sie nicht sogleich empfangen könnte; denn er befand sich just in einem derartigen Bequemlichkeitszustande, daß er unmöglich ohne ziemlich tiefgreifende Umgestaltung seines äußeren Menschen sich vor ihren Augen blicken lassen durfte. Und nun war er eben dabei, sich von Friedrich in ein gestärktes Oberhemd hineinhelfen zu lassen.

Die Prinzessin hatte ein schwarzseidenes Kleid angelegt und darüber einen pelzbesetzten Samtdolman, wo-

durch ihre schlanke Figur vorteilhaft hervorgehoben wurde. Ein großer Samthut mit wallenden schwarzen Straußenfedern beschattete ihr etwas blasses Gesicht. Auch die kleine Hofdame war der Uebereinstimmung halber in Schwarz erschienen.

Da trat Melanie herein und begrüßte ihren hohen Besuch mit einer tiefen Verbeugung. Ehe sie noch den Mund zu einer Entschuldigung aufthun konnte, war die Prinzessin ihr bereits entgegengetreten. Sie legte ihre Arme ganz lose um ihre Schultern und küßte sie flüchtig auf die Wange.

„Mein herzlichstes Beileid, meine liebe Melanie!" begann sie kühl und griff nach Melanies kleiner, weicher Hand, um sie nach einem raschen Druck gleich wieder los zu lassen. „Die Großherzogin ist durch die Krankheit des Großherzogs selbst sehr in Anspruch genommen; aber ich habe den Auftrag, Ihnen und Ihrem Herrn Vater den Ausdruck ihrer vollen Teilnahme an Ihrem schmerzlichen Verluste zu überbringen."

Melanie lud zum Sitzen ein, und dabei ging ihr der Gedanke durch den Kopf, wie förmlich und ungeschickt doch selbst die geistvollsten Menschen sich zu benehmen pflegen bei dergleichen traurigen Anlässen. Die Prinzessin hatte doch sonst auf vollkommen freundschaftlichem Fuße mit ihr verkehrt und von Anfang an einen Ton anzuschlagen gewußt, der, ohne ganz das Bewußtsein des Standesunterschiedes aufzuheben, dennoch einen ungezwungenen Gedankenaustausch, wie zwischen gleichstehenden Freundinnen, ermöglichte. Und nun auf einmal diese eisige Kälte! Unwillkürlich wirkte sie ansteckend, und auch Melanie fand auf die landläufigen Redensarten und Erkundigungen nach dem Leiden und den letzten Augenblicken der Dahingeschiedenen nur die landläufigen Antworten.

Und während das Gespräch so einförmig, kühl betrübt hin und her ging, hob die Prinzessin von Zeit zu Zeit ihr langgestieltes Lorgnon an die kurzsichtigen Augen und forschte mit schlecht verhohlener Neugier in dem blühenden Gesichte Melanies nach den Spuren all der Aufregungen. Ihr Bruder hatte ihr in seiner Offenherzigkeit nicht verschweigen können, welch unliebsame Vorgänge sich in jener verhängnisvollen Dämmerungsstunde abgespielt hatten. Ja, kannte denn dieses Mädchen gar keine Scham, daß sie trotz alledem so auszusehen, mit den großen braunen Augen so stolz und frei um sich zu blicken wagte?!

Auch Eleonore mußte sich, gerade so wie Kospoth am Morgen, sagen, daß sie das Fräulein von Treysa nie so verführerisch schön gesehen habe wie heute, und sie konnte nicht umhin, sich einzugestehen, daß der Mann, der sich um dieses Mädchen in Liebe verzehrte, zum mindesten einen guten Geschmack bewies. Um ihretwillen also verschmähte man selbst die Liebe einer Prinzessin, die obenein eine Dame von feinem Geist und, wo sie liebte, voll warmer Teilnahme für die weit ausschauenden Pläne des Erkorenen war. Aber das galt ihm alles nichts — dieser blühende Körper hielt seine Sinne in Bann und ließ ihn alles andre darüber vergessen, auch wohl gar die hohe Lebensaufgabe, die er sich gesteckt hatte — ja, sie ließ ihn sich selbst so weit erniedrigen, zu den Füßen dieses gedankenlosen Geschöpfes weiter zu schmachten, trotzdem es sich aus Eitelkeit und moralischer Haltlosigkeit einem andern hingegeben hatte! O, wie sie diesen Mann jetzt verachtete, diesen modernen Marquis Posa, für den sie geschwärmt hatte wie ein thörichter Backfisch für irgend einen Theaterprinzen, der sich vermittelst Schminke, Perücke und falscher Waden des Abends aus einem hageren Kahlkopf in einen Adonis verwandelt! Und wie haßte sie dieses Mädchen! Sie

wußte, daß sie ihr aller Wahrscheinlichkeit nach heute zum letztenmal gegenüberstände, und darum hob sie immer wieder die Gläser an ihre Augen, um sich jeden kleinsten Zug in der Erscheinung dieses Geschöpfes, welches so unheilvoll in ihr und ihres Bruders Leben eingegriffen hatte, fest ins Gedächtnis zu prägen.

Und Wally von Katz schien den Auftrag zu haben, ihr hierin nach Kräften beizustehen, um ihre Beobachtungen durch die ihrigen zu ergänzen.

Melanie konnte nicht umhin, dieses Angestarrtwerden seitens der beiden Damen unangenehm zu empfinden. Der Aerger darüber begann ihre Wangen dunkler zu färben, und ihre Antworten auf die teilnahmlos hingeworfenen Fragen der Prinzessin fielen immer kürzer aus.

„O, Sie gedenken uns also wirklich schon in diesen Tagen zu verlassen?" versetzte die Hoheit auf eine bezügliche Aeußerung Melanies. „Es wird meinem Bruder sehr leid thun, sich nicht mehr persönlich von Ihnen verabschieden zu können. — Ach, richtig! Bald hätte ich vergessen, Ihnen den Ausdruck seines Beileids und seinen Abschiedsgruß zu überbringen."

„Abschiedsgruß?!" stammelte Melanie erbleichend und schaute die Prinzessin aus großen Augen fragend an.

„Nun ja! Hat man Ihnen denn nicht gesagt, daß er gestern früh abgereist ist?"

„Abgereist? Darf ich fragen: wohin?" stammelte Melanie, sich mit aller Gewalt zur Ruhe zwingend.

Und die Prinzessin lächelte boshaft und erwiderte zögernd, indem sie den schmalen Kopf geziert zur Seite neigte: „Das ist eigentlich wohl noch ein Staatsgeheimnis. Ich bin selbst nicht eingeweiht — ich habe nur so meine Vermutungen. Unter uns gesagt, liebe Melanie: Der Großherzog wünscht, daß mein Bruder endlich Anstalten treffen

soll, sich zu verheiraten. Es ist ihm die Hand einer königlichen Prinzessin angetragen worden, und da dürfte man wohl nicht fehl gehen . . ."

Melanie ließ sie gar nicht ausreden. Mit flammenden Blicken sprang sie auf, streckte ihre Rechte gebieterisch vor sich aus und rief mit halberstickter Stimme: „Das ist nicht wahr!"

Nun erhob sich auch Eleonore, und die kleine Katz folgte, ganz Ohr und ganz Auge, ihrem Beispiel.

Die Prinzessin nahm ihren Muff vom Tisch und sagte mit eisiger Ruhe: „Sie vergessen sich, Fräulein von Treysa!"

„Und Sie, Hoheit, sind gekommen, um mich . . . Oh, jetzt ahne ich, weshalb Sie gekommen sind!" Unfähig, ihre Leidenschaft zu bemeistern, drückte Melanie die geballten Hände gegen ihren heftig wogenden Busen und stand mit vorgebeugtem Haupte wie eine zum Sprunge sich duckende Tigerin vor der Prinzessin.

„Gehen Sie, Wally! Erwarten Sie mich unten im Wagen," sagte Eleonore, zu ihrer Begleiterin gewendet.

„Verzeihung! Wollten Hoheit nicht lieber . . ." wagte die kleine Hofdame einzuwenden. Sie an der Stelle der Prinzessin hätte Angst gehabt, mit Melanie allein zu bleiben.

Aber ihre Herrin gab ihr nur einen befehlenden Wink und rief ihr noch leise zu: „Kein Wort von dem, was Sie gehört haben! — Zu niemand!" — —

Trotz dieses strengen Befehls hatte Wally von Katz die allergrößte Lust, sofort zu dem dicken Kammerherrn von der Rast hinüberzuhuschen und dem in aller Geschwindigkeit das frische Geheimnis anzuvertrauen, in der Erwartung, daß sie als Gegengabe von diesem etwas Näheres über die Vorgänge am vorgestrigen Abend erfahren werde,

über welche zu ihrem großen Leidwesen aus Wölfchen Bracke so gut wie nichts herauszubekommen gewesen war.

Aber nein, das war doch zu gefährlich! Denn Ihre Hoheit konnte ja jeden Augenblick die Unterredung mit Melanie abbrechen und dann ... nein, den Kammerherrn mußte sie ein andermal abzufassen suchen. Und sie stieg langsam die Treppe hinunter. Als sie aber eben aus der Hausthür treten wollte, öffnete sich diese und vor ihr stand — Baron Kospoth.

„Ah, Sie Baron!“ rief die kleine Hofdame und klammerte sich in ihrer Aufregung gleich an seinen Arm. „Denken Sie nur, was da oben bei Treysas vor sich geht! Die Melanie ist gegen meine Hoheit ausfallend geworden. Nein, ich sage Ihnen, ich traute meinen Ohren nicht! Und darauf hat sie mich gleich hinausgeschickt. Na, die werden einander viel Liebenswürdiges zu sagen haben!“

„Was? Die Prinzessin ist oben bei Melanie? Allein mit ihr?“ rief Kospoth zusammenzuckend.

„Ja gewiß! Ach, mein lieber Baron, ich fürchte, Sie haben da einen schönen Unfug angerichtet, und ich habe es doch so gut mit Ihnen gemeint und Sie rechtzeitig gewarnt! Aber Sie müssen vorgestern abends einen ganz dummen Streich gemacht haben — nehmen Sie mir's nicht übel. Die Prinzessin ist seitdem ... na, ich weiß doch, wie schlimm sie sein kann; aber so habe ich sie noch nie gesehen! Nehmen Sie sich in acht! Sie ist eine gefährliche Feindin, und mit ihrer Energie beherrscht sie den Großherzog und sogar ihren eigensinnigen Bruder. Was sie will, das setzt sie durch.“

„Ah, dann habe ich ihr auch wahrscheinlich meine Ausweisung zu verdanken!“

„Wie? Man will Sie ausweisen aus der Residenz? Sie, den Duzfreund des Thronfolgers? Natürlich hat das

die Prinzessin veranlaßt hinter dem Rücken des Erbgroßherzogs — darauf möchte ich wetten!"

„Und jetzt ist sie gekommen, um der armen Melanie schadenfroh ihre kühnen Hoffnungen zu zerstören. Oh, ich bin auch noch da! Ich will doch . . ." So knirschte er vor sich hin und stürmte, ohne Wally von Katz, die ihm ängstlich nachrief, er möge sie ja nicht verraten, weiter zu beachten, die Treppe hinauf.

Ohne sich erst anmelden zu lassen, betrat er den kleinen Salon.

Und ehe er noch ein Wort gesprochen hatte, fühlte er Melanies Arme auf seinen Schultern. Den dunklen Kopf gegen seine Brust drückend, sprach sie atemlos auf ihn ein: „Ach, Hans Jochen, Gott sei Dank, daß du da bist! Sie beleidigt mich — oh, sie . . . Ich glaube, ich werde wahnsinnig! Sag du ihr, daß sie lügt, daß Georg kein treuloser Verführer ist! Du kennst ihn ja auch — ach, sag du es ihr!"

Sie brach in Thränen aus, und er strich ihr beruhigend über das Haar und bat sie, ihn mit der Prinzessin allein zu lassen.

Aber sie hörte nicht auf seine Bitte. Ihr glühendes Gesicht voll Haß der Feindin zukehrend, rief sie lauter: „Und denke dir: meine Großmutter hat sie mir vorgeworfen! Ich sei eine würdige Enkelin der schönen Cassarelli. Ach, Hans Jochen, das ertrag' ich nicht!" Und wieder erstickte ihre Stimme in Schluchzen, und sie barg ihr flammendes Gesicht an seiner Brust.

Die Prinzessin trat einen Schritt auf die beiden zu und sagte, ironisch mit den Achseln zuckend: „Wie können Sie sich darüber so ereifern? Fragen Sie doch diesen Darwinisten einmal, was man unter Atavismus versteht. — Uebrigens: Sie fliegen ja von einem Arm in den andern!

Da darf man ja wohl hoffen, daß Sie nicht untröstlich sein werden."

„Ah!" schrie Kospoth auf, „ist das Ihre Rache, Prinzessin? Ich denke, Sie können mit diesem Erfolg vorläufig zufrieden sein. Ich wüßte nicht, was Hoheit hier sonst noch zu verrichten hätten."

„Sie sind impertinent, Herr Baron!" entgegnete die Prinzessin, sich hoch aufrichtend, mit leise bebender Stimme. „Wenn Sie glauben, daß man in Ihrem idealen Zukunftsstaate in diesem Tone zu Fürsten reden darf, dann hoffe ich, Ihr goldnes Zeitalter nicht mehr zu erleben. Bitte, geben Sie den Weg frei!"

Kospoth trat mit Melanie einen Schritt von der Thür zurück, und die Prinzessin schickte sich an, hoch erhobenen Hauptes an ihnen vorbeizuschreiten, als sich die gegenüber liegende Thür aufthat und der alte General, in langem schwarzen Gehrock, in untadelig gestärkten Vatermördern und schwarzseidener Krawatte auf der Schwelle erschien.

Die Prinzessin kehrte um und ging mit großen Schritten auf den weißhaarigen Greis zu. „Ah, mein lieber Herr General!" rief sie, ihm die Rechte entgegenstreckend, die er sich beeilte, galant an seine Lippen zu führen. „Ich stelle mich in Ihren Schutz! Man weist mir die Thür! Darf ich Sie bitten, mich hinauszubegleiten, um mich vor weiteren Insulten zu schützen!"

„Wa? Insultieren — Hoheit!? Mummmummum! Unsinn! Ich, äh . . ." Der alte Herr vermochte seinem maßlosen Erstaunen keinen deutlicheren Ausdruck zu geben und bewegte schließlich nur noch, unverständliche Worte kauend, seine Kinnladen.

Eleonore betrachtete ihn mit mitleidigem Lächeln und nahm dann, mit dem Kopfe nach der Richtung deutend, wo Kospoth stand, wieder das Wort: „Dieser Herr da scheint

mir zukünftige Rechte antizipieren zu wollen, indem er sich schon jetzt als Hausherrn aufspielt."

„Was? Was?" brauste der General auf, „Liebesgeschichten und so weiter! Unsinn! Mwa! Lassen Sie die Dummheiten bleiben, Hans Jochen. Lieb' ich nicht — Ueberraschungen."

„Also wirklich? Doch so etwas im Wege?" fiel die Prinzessin rasch ein, Kospoth, der eben etwas erwidern wollte, das Wort abschneidend. „Ah, wie liebenswürdig von Ihnen, Herr von Kospoth! Ich beglückwünsche Sie, mein Fräulein. O, der Großherzog wird entzückt sein! Er wird nur bedauern, daß es wahrscheinlich bei Ihren Grundsätzen Ihnen nicht möglich sein dürfte, einen Orden zu acceptieren."

Kospoth erbleichte vor Empörung über diese boshafte Beleidigung. Er trat auf die Prinzessin zu, die unwillkürlich vor dem drohenden Blick seiner Augen zurückwich und den Arm des Generals ergriff. Der Zorn schnürte ihm die Kehle zusammen, und so konnte er nur tonlos hervorkeuchen: „Ich — ich überlasse Sie Ihrem Gewissen, Prinzessin. Wenn Sie sich wieder zu Ihrem bessern Selbst — zurückgefunden haben werden — dann werden Sie sich schämen müssen über diese — empörende Kränkung, die Sie — einem Manne von Ehre — anzuthun wagten. Komm, Melanie!" Er legte seinen Arm um Melanies Schultern und führte sie rasch hinaus, um sich mit ihr unter den Schutz der toten Mutter zu stellen. — — —

Der General stand immer noch, den Arm der Prinzessin fest an sich drückend, mitten im Zimmer und bewegte in stummem Entsetzen die Kinnbacken auf und nieder.

Auf dem Antlitz der Prinzessin aber wechselten Totenblässe mit dunkler Röte. Kospoths Worte hatten sie aus dem Taumel ihres blinden Hasses erweckt, und sie sah mit

Schrecken und Beschämung ein, wozu sie sich hatte hinreißen lassen. Mehrmals mußte der alte Herr an ihrer Seite seine undeutlich hervorgestammelte Bitte um Erklärung wiederholen, ehe sie ihn verstand.

„Ah so, Pardon! Sie wissen ja nicht, was vorhergegangen ist," versetzte sie, sich mühsam zu einem ruhigen Tone zwingend. „Nun, mein lieber General, es wird Ihnen doch vielleicht nicht entgangen sein, daß die Schönheit Ihres Fräuleins Tochter auf meinen Bruder einen lebhaften Eindruck gemacht hat — dem er vielleicht etwas allzu deutlich Ausdruck verliehen hat. Man soll, wie ich höre, in der Gesellschaft bereits seine Glossen über das Verhältnis gemacht haben. Mein Bruder ist jedenfalls etwas unvorsichtig gewesen — mein Gott! bei seinem feurigen Temperament — Sie begreifen! Kurz und gut, Fräulein Melanie gefiel sich in der Einbildung, daß der Erbgroßherzog ihr seine Hand reichen werde — wenn sie auch vermutlich nur auf die linke hoffte. Bei meiner lebhaften Teilnahme für Fräulein Melanie hielt ich es für meine Pflicht, sie, bevor sie uns verläßt, auf dies Mißverständnis aufmerksam zu machen, da es doch leicht unliebsame Folgen haben könnte — für beide Teile. Das unerwartete Dazwischentreten des Barons Kospoth, seine etwas eigentümliche Parteinahme für Ihre Tochter hat mich gereizt. Ich gestehe, daß ich zu weit gegangen bin — es thut mir leid. Bitte, führen Sie mich fort, Herr General!"

Der alte Herr setzte sich mechanisch in Bewegung und geleitete die Prinzessin kavaliermäßig aus seiner Wohnung hinaus und die Treppe hinunter. Aber er war den ganzen Weg über außer stande, seine Gedanken zu ordnen oder gar Worte zu finden. Als er mit ihr aus der Hausthür trat und die wenigen steinernen Stufen hinabsteigen wollte, blieb die Prinzessin, plötzlich zusammenzuckend,

stehen, und er fühlte deutlich, wie ihr Arm in dem seinen zitterte.

Zur Seite des Weges, in dem kleinen Vorgarten, standen, mit den Mützen in der Hand, einige Tischlergesellen und schienen mit ihren Körpern den Handwagen hinter ihnen verdecken zu wollen, auf welchem der Sarg stand, der mit seinem noch nicht ganz trockenen Lack und seinen Blechbeschlägen aufdringlich glitzerte. Auch einige Bedienstete der Hofjägerei standen mit verlegenen Mienen, sich tief verneigend, herum.

Aber die Prinzessin hatte in ein paar Sekunden ihre Schwäche überwunden und schritt vollends die Treppen hinunter und an den Wagen. Der Lakai hielt den Wagenschlag geöffnet, mit dem Hut in der Hand. Etwas zur Seite stand Wally von Katz und blickte mit neugierigem Mitleid zu dem greisen Kavalier empor.

„Nochmals mein aufrichtiges Beileid und herzlichstes Lebewohl in unser aller Namen!“ sagte die Prinzessin und drückte dem General bewegt die Hand.

Dann bestieg sie das Coupé. Die Hofdame sprang ihr elastisch nach, der Diener schloß die Thür, schwang sich auf den Bock, nochmals verneigten sich alle Anwesenden, die Prinzessin beugte hinter dem offenen Fenster noch einmal den Kopf vor — und dann rollte der Wagen davon. —

Der alte Friedrich war seinem lieben Herrn gefolgt. Er sah ihn, an allen Gliedern zitternd, mühsam die Treppe hinaufsteigen und beeilte sich, ihm seinen Beistand anzubieten.

Als die beiden Alten zwei Minuten später den Salon im ersten Stock wieder betraten, stürzte die weinende Melanie, ohne die Anwesenheit des Dieners zu beachten, ihrem Vater entgegen, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Der General raffte sich gewaltsam zum Sprechen auf. „Was ist das? Was hab' ich da gehört — mummummum!? Liaison mit . . . Königliche Hoheit und so weiter!"

„Nein, Vater, nein! Keine Liaison! Die Prinzessin lügt. Ich bin seine Braut!"

„Braut — mwa! — Unsinn! Gibt's nicht, so was — mummummum! Niedertracht!"

Sie sank ihm zu Füßen. „Mein lieber, lieber Papa! so höre mich doch! Er hat es mir geschworen — ich bin sein."

„Was? Sein bist du? — Aha — — Caffarelli! Fort, fort! — Geh weg — Will dich nicht mehr sehen! — Friedrich — ausziehen! hna! schnell! — Meine Pfeife! — Cognac!"

Er hielt seine heftig zitternde Rechte fortweisend über dem Kopf der Tochter ausgestreckt, mit der Linken griff er, nach einem Halt suchend, in der Luft umher.

Kospoth und der alte Diener beeilten sich, ihn zu stützen und in sein Zimmer zu führen.

Melanie blieb mitten im Salon auf ihren Knieen liegen und horchte, mit weit geöffneten Augen nach der noch offen stehenden Flurthür starrend, hinaus. Von der Treppe her erscholl ein dumpfes Poltern. Die Männer trugen den Sarg hinauf

---

Elftes Kapitel.

In welchem der Leser die Bekanntschaft Kospoths des Aelteren macht und Hans Jochen ein Abenteuer mit einer schmählich verkannten kleinen Dame hat.

Fast zwei Monate ruhte nun schon die Frau Generalin von Treysa, geborene von Coß, an der Seite der ehemaligen Signora Caffarelli, von Rechts wegen Therese Käferle

geheißen, der liebreizenden und abenteuerlichen Ahnfrau des jungen Geschlechts, in der Familiengruft derer von Treysa, welche sich jedoch nicht in Treysa selbst, sondern in dem größeren Kirchdorfe befand, dem das Waldschloß mit den paar zum Gute gehörenden Kätnerhäuschen eingepfarrt war. Dem rauhen März war ein milderer, aber meist stürmischer April gefolgt, der mit vollgriffigen Accorden durch den dunklen Tannenwald und das kahle Geäst der alten Buchen und Eichen im Parke harfte und obendrein in der Stille der Nacht alle Schornsteine des alten Schlößchens zu einem unheimlichen Orgelkonzerte benutzte.

Manche lange Frühlingsnacht hindurch lauschte das schöne Schloßfräulein den geisterhaft klagenden Tönen und vermischte ihre eignen bangen Seufzer mit den Schmerzenslauten der in Frühlingswehen ringenden Natur: und wie die Stimme des Waldes bald zu mächtigem Donner anschwoll, bald zurückebbte zu sanftem, fernem Meeresrauschen, so wühlte der Frühlingssturm in ihrem jungen Busen die Gefühle bald auf zu wildem Schmerz und heißer Sehnsucht und beruhigte sie auch wieder bis zur still gehegten Hoffnungsfreudigkeit. Ihr körperliches Befinden bot ein getreues Spiegelbild des seelischen. Bald schlich sie bleich, verweint und kopfwehgeplagt umher; dann konnte sie wieder auf einige Tage herrlich aufblühen und fast mit Freudigkeit den nun auf ihr allein ruhenden Geschäften der Hausfrau nachgehen.

Just ebenso wechselnd in seinen Stimmungen wie seine junge Tochter war seit dem Tode der Gattin auch der greise General geworden. Es kamen Tage, wo er völlig vergessen hatte, was sein geliebtes Kind ihm angethan, wo er sich mit fast schon kindischem Behagen ihre zärtliche Verhätschelung gefallen ließ; und dann erwachte wieder die Erinnerung an das Geschehene in seinem müden Gehirn und er

würdigte die arme Melanie kaum eines Wortes und wies sie, die buschigen weißen Brauen zornig gesträubt, mit ungeduldigem Murren ab, so oft sie ihm zu nahen wagte. Der einzige, der ihm an solchen Tagen ohne Furcht begegnen durfte, war der alte Friedrich — und die beiden Lieblingshunde Waldmann und Diana, denen gegenüber er an guten wie an bösen Tagen immer der gleiche blieb.

Hans Joachim von Kospoth hatte den alten Herrn nach Treysa hinausbegleitet und ihm alle Anordnungen für das Begräbnis und was sonst durch den Tod seiner Frau von Geschäften an ihn herantrat, abgenommen. Wie er aber im Grunde seines Herzens gegen ihn gesinnt sei, das war schwer zu erkennen. Er schien nach wie vor die Dienstwilligkeit seines jungen Freundes als etwas ganz Selbstverständliches anzusehen und Aeußerungen besonderer Dankbarkeit für überflüssig zu halten. Kam einmal die Rede auf die Ereignisse in der Residenz, so versank er sofort in ein mürrisches Brüten und machte seinem Groll nur durch gewisse kräftige Aeußerungen über das Schranzenpack Luft. Bei seinen immer noch fast bei jedem Wetter vorgenommenen Spazierfahrten mußte ihn jetzt außer den Hunden auch der Stallknecht begleiten. Melanie nahm er fast nur dann noch mit, wenn seine Besuche Familien mit Töchtern galten. Bald aber bat sie ihn selbst, sie gerade bei diesen Gelegenheiten daheim zu lassen, weil sie hatte bemerken müssen, daß Gerüchte von ihren Beziehungen zum Erbgroßherzog in die Kreise des Landadels gedrungen waren, Gerüchte, welche, nach dem auffällig veränderten Benehmen der Leute zu schließen, ihr sicherlich nicht das Beste nachsagen konnten. So kam es, daß auch der General den Verkehr mit mehreren Familien abbrach und immer ausschließlicher die Freundschaft des Barons von Kospoth Vater kultivierte, der sich in seinem großen burgähnlichen Schlosse Volkram-

stein meist recht herzlich langweilte und in Ermangelung von etwas Besserem sogar die alten Jagdgeschichten des Generals zum neunundneunzigsten und hundertsten Male anhörte.

Hans Jochen hatte vierzehn Tage bei seinem Vater zugebracht, der ihm wohl anmerkte, daß mit seinem Gemüte etwas Schnurriges passiert sein mußte, wie er sich ausdrückte, und der nicht müde ward, ihn wegen seines „Hochverrats an der heiligen Sache der Crapüle" während seiner Höflingsepisode weidlich aufzuziehen. Der alte Baron Wichhart von Kospoth war nämlich selbst trotz seiner harmlos konservativen und unzweifelhaft loyalen Gesinnung ein Mann, dem sein Selbstbestimmungsrecht über alles ging und dem alle Fuchsschwänzer und Scherwenzler ein Greuel waren. Er hatte sich in seiner Jugend mit den Wissenschaften nicht allzu sehr herumgeplagt und infolgedessen für die Studien seines Hans Jochen wenig Verständnis; aber das begriff er denn doch auch, daß das Leben bei Hofe mit sozialdemokratischen Grundsätzen nicht zu vereinigen sei. Es half dem jungen Revolutionär auch nichts, daß er gegen solchen Spott dieselben Gründe ins Gefecht führte, mit welchen Prinzessin Eleonore ihn erst jüngst zum Bleiben hatte überreden wollen; der alte Baron Wichhart hatte vielmehr für alles Reinmenschliche einen vortrefflichen Blick und daher bald genug herausgefunden, wo bei seinem Hans Jochen der Hase im Pfeffer lag.

Und so nahm er sich ihn denn eines Tages ernstlich vor und sagte ihm rund heraus: „Hör 'mal, alter Junge, die Sache fängt an, mir langweilig zu werden! Wenn du durchaus mit deiner goldnen Freiheit nichts mehr anzufangen weißt, so heirate doch, ins Dreideibels Namen! Die Melanie soll mir sogar als Schwiegertochter noch zehnmal willkommener sein als irgend eine andre. Ich wüßte

auch wirklich nicht, was sie an dir auszusetzen haben könnte."

Da mußte denn Hans Jochen wohl oder übel beichten. Alles sagte er seinem Vater, und es war ihm eine Wohlthat, es einmal gründlich vom Herzen herunter zu bekommen. Eins nur verschwieg er ihm — und das war freilich gerade das, was seine Sache für ihn so hoffnungslos machte. Er konnte ihm nicht verraten, wie weit Melanie sich hatte hinreißen lassen und wie gerade dadurch eine Heirat mit ihr auch auf seine Ehre einen schlimmen Makel geworfen hätte. Das, was er zu hören bekam, konnte der Vater freilich leicht nehmen.

„Na, hör 'mal, Hans Jochen," lachte er, „für einen so grasgrünen Idealisten hätte ich dich doch nicht gehalten! Wenn eine leibhaftige Königliche Hoheit vor ihr auf den Knieen herumrutscht, dann kannst du dich doch nicht wundern, wenn sie die einem simplen Baron — und noch dazu einem ohne Ahnen — einstweilen vorzieht. Bilde dir nur ja nicht ein, daß irgend ein Frauenzimmer das anders gemacht hätte! Auf den Leim kriechen sie alle! — Aber nun laß 'mal erst ein paar Wochen oder Monate ins Land gehen! Die Melanie ist doch im allgemeinen ein ganz vernünftiges Mädel — sie wird sich die Dummheiten schon aus dem Kopfe schlagen. Inzwischen würde ich mich aber an deiner Stelle ein bißchen rar machen. Es macht entschieden — nimm mir's nicht übel — einen etwas gottsjämmerlichen Eindruck, wenn du ihr, trotzdem sie dir den Korb gegeben hat, gar nicht von der Pelle gehen willst! Du sollst 'mal sehen, wie du bei ihr im Werte steigst, wenn sie dich ein paar Wochen nicht sieht. — Daß der Alte nicht mehr mit ihr an Hof geht, darauf kannst du Gift nehmen. Er wird ja fuchsteufelswild, wenn man nur davon anfängt. Die Melanie überlaß nur inzwischen mir. Verlaß dich drauf,

ich seh' es ihr an der Nase an, wann es für dich Zeit ist, wieder auf der Bildfläche zu erscheinen."

„Wenn nur der Prinz nicht etwa inzwischen heimlich hierher kommt," warf Hans Jochen finster ein. „Ich sage dir, Vater, wenn ich ihn hier träfe, mit kaltem Blute könnte ich ihn . . ." Er machte die Gebärde des Schießens.

„Na, na, halb so wild!" rief Kospoth Vater. „Ich glaube, du bist wirklich ein bißchen . . ." Er deutete auf seine Stirn. „Die Liebe ist nun einmal eine brutale Leidenschaft! Ob da zwei Hirsche sich gegenseitig das Geweih in den Leib zu rennen suchen oder zwei weiße Täuberiche aufeinander loshacken oder zwei vernünftige Männer auf einmal ihre Busenfreundschaft vergessen und mit der gespannten Pistole einer hinter dem andern herlaufen, das ist doch toute la même chose! Beim Kampfe ums Weibchen werden die Männchen närrisch; aber Kampf muß sein — sonst wär ja verflucht wenig Witz bei der Geschichte! — Uebrigens dürfte diese Affaire sehr ruhig ablaufen — hast du heute den Generalanzeiger noch nicht gelesen? — Nicht? — Na, warte 'mal! Wo war's doch gleich? Richtig, hier!" Und er las aus der genannten Zeitung: „Man schreibt uns aus . . . . . : In hiesigen Hofkreisen behauptet sich das Gerücht, daß die Verlobung der Prinzessin Clementine, Königliche Hoheit, mit dem Thronerben eines dem königlichen Hause von alters her verwandtschaftlich verbundenen Großherzogtums für nahe bevorstehend zu erachten sei. Wir dürften wohl kaum irre gehen, wenn wir die geheimnisvolle Reise Seiner Königlichen Hoheit des Erbgroßherzogs mit diesen Gerüchten aus der . . . . . schen Hauptstadt zusammenbringen."

„Das ist schändlich! Das ist eine . . ." Hans Joachim ballte grimmig die Fäuste und suchte nach Worten.

„Na, hör 'mal, so ein sonderbarer Schwärmer ist mir

aber noch nicht vorgekommen," spottete der Vater. „Ich dächte, du könntest froh sein, daß du diesen unangenehmen Nebenbuhler auf so bequeme Art los wirst. Du thust ja gerade, als ob du dich persönlich dadurch beleidigt fühlst, daß er deinen Schatz nicht heiraten will."

„Er hat es ihr mit dem heiligsten Eide zugeschworen," rief Hans Joachim mit der Wärme der Entrüstung, „und Melanie hat seine Schwüre ernst genommen! Vergiß das nicht, Vater! Sie mußte es ernst nehmen, nachdem er ihr einen scheinbar unumstößlichen Beweis seines eignen Ernstes dadurch gegeben hatte, daß er es wagte, seine Absicht dem Großherzog zu bekennen. Soll ich das nicht schändlich finden, daß er sich nun plötzlich, wo die Sache ihm selbst allerlei Nöte zu bereiten anfängt, kein Gewissen mehr daraus macht, das Mädchen ihrem Unglück zu überlassen?"

„Ich kenne dich gar nicht wieder, Hans Jochen," fuhr der alte Baron auf. „Du spielst dich als einen Philosophen und Menschenkenner auf — na, ich danke! Das ist ja alles unsinniges Gefasel, was du da vorbringst. Wenn der Erbgroßherzog dem Mädel das Blaue vom Himmel herunterschwört und nachher hintritt vor seinen Vater und sagt: ‚Du, Papa, ich will die kleine Treysa heiraten,' so beweist er damit nur, daß er ein gefühlvoller Junge und hinter den Ohren noch nicht ganz trocken ist. Und wenn er sieht, daß seinen Vater über dieser Eröffnung vor Schrecken der Schlag rührt, und sich beizeiten auf seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit als künftiger Landesvater besinnt und in die Einsamkeit hinausflieht, um dort seinem romantischen Traum ein paar Thränen nachzuweinen, so sage ich einfach: Schön! Bon! Gut! — Und was wird das Mädel thun? Tüchtig weinen, natürlich; und sich die Haare ausraufen — bildlich heißt das! Und dann wird sie dem treulosen Verräter die heilige Pestilenz — das heißt: einen Drachen von

Frau an den Hals wünschen. Und schließlich wird sie mit Kußhand einen andern nehmen, und der wirst du sein, mein Junge. Du bist ja auch in diesem Falle wirklich der erste und der beste. — Siehst du, so urteilt der gesunde Menschenverstand. — Der Prinz und du, Herr Jakobiner, ihr seid einander vollkommen würdig mit eurer romantischen Grillenfängerei."

Hans Jochen erhob sich mit einem Seufzer und sagte, indem er den Rest seiner Cigarre ärgerlich in den Aschbecher stupfte: „Ich sehe schon, Vater, wir werden uns über diese Dinge nicht verständigen."

„Ich möchte wissen, warum nicht," rief der Vater jovial. „Ueber solche allgemein menschliche Dinge müssen sich vernünftige Leute immer verständigen können! Darauf braucht man nicht studiert zu haben. Aber du bist freilich vom bösen Geiste unglücklicher Liebe besessen, und da kann man dir ein bißchen Gestörtheit nicht übel nehmen. Na, in vier Wochen wirst du wohl auch so denken wie ich. Ich werde inzwischen die Melanie als Schwiegertochter in spe poussieren."

„Um Gotteswillen, thue nichts dergleichen! Ich fürchte, du würdest es bald bereuen müssen!"

„Was Teufel!" fuhr der alte Baron auf und klatschte sich dabei auf den gewaltigen Oberschenkel. „Steht die Sache so?"

„Ich glaube, ja!" versetzte Hans Jochen, trübselig zu Boden blickend.

Der Vater sprang auf, versenkte seine Hände in die Hosentaschen und begann mit großen Schritten in dem dunkeln, holzgetäfelten Gemach auf und ab zu schreiten.

„Hm! hm! Das hätte ich doch der Melanie nicht zugetraut," brummte er. Aber gleich darauf stand er still, schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn und sagte:

„Ach was! Unsinn! Gott verzeih mir die Sünde! Es ist niederträchtig, wenn ein vernünftiger Mann ein Mädchen wegen so etwas verurteilt. Vor so einem Unglück schützt keine Tugend, sondern nur Häßlichkeit und Temperamentlosigkeit. Ich als alter Schwerenöter muß es ja am besten wissen, daß bei solchen Geschichten allemal der Mann der Schuldige ist. Das heißt: so ein verliebter armer Teufel kann oft auch nichts dafür! Es ist eben, wie gesagt, eine brutale Leidenschaft, die sogenannte Liebe! — Na, ich hebe keinen Stein auf weder für ihn noch für sie! Aber daß du's gerade sein mußt, der die Kosten zu bezahlen hat — Donnerwetter, das ist niederträchtig! Du thust mir aufrichtig leid, mein Junge, hm, hm! Es ist ja eigentlich eine nichtsnutzige Ungerechtigkeit, daß wir uns alles erlauben und den Weibern nichts! — Na, aber was will man machen? Man ist doch nun 'mal ein gebildeter Europäer, und da kommt man über so was eben doch nicht weg."

Hans Jochen nickte stumm mit dem Kopfe. Und dann sprachen sie von etwas anderm. — —

Drei Tage später befand sich der junge Weltverbesserer schon in der Hauptstadt des Königreichs, welche der Vater der Prinzessin Clementine regierte. Er hatte eigentlich die Absicht gehabt, nach der Rückkehr von seiner großen Orientreise sich in Berlin niederzulassen; nun aber war plötzlich die Erleuchtung über ihn gekommen, daß es für ihn bedeutend nützlicher sei, zunächst einmal die wirtschaftlichen Verhältnisse jenes industriereichen Staates gründlich zu studieren. Er studierte auch, ja; er besuchte Werkstätten aller Art, trat den Führern der sozialen Bewegung näher und hielt ziemlich häufig Vorträge in volkswirtschaftlichen Vereinen und Arbeiterversammlungen; aber er war nicht mehr so wie früher mit ganzer Seele bei der Sache. Er war unzufrieden mit sich selbst und merkte gar bald, daß

auch die Parteigenossen kein rechtes Vertrauen zu ihm zu gewinnen schienen. Sein aristokratischer Name und seine intimen Beziehungen zu jenem großherzoglichen Hofe machten ihn den Volksmännern verdächtig. Ihn geradezu für einen Spitzel zu halten, das ging nicht wohl an, weil er den gebildeten Genossen durch seine Schriften schon als wissenschaftlicher Verfechter ihrer Sache bekannt war. So hielten sie ihn denn für einen Akademiker, für einen nicht taktfesten Kompromißler, dessen Vorträge man wohl mit Achtung anhören könnte, mit dem sich näher einzulassen man sich jedoch hüten müsse. Wenn er in geistvoller freier Rede seine Ideen über soziales Königtum entwickelte, fand der überwachende Polizeilieutenant niemals Anlaß, die Versammlung für aufgelöst zu erklären; aber der Beifall, der ihm dafür von den Zuhörern zu teil wurde, war dafür auch ein recht lauer, und es kam mehr als einmal vor, daß ihm beim Verlassen der Tribüne mit höhnischen Hochrufen auf die internationale Sozialdemokratie geantwortet wurde.

In seiner Seele tobte ein Kampf, der seiner reinen Begeisterung für die Sache, die er verfocht, sehr gefährlich wurde. Die herbe Erfahrung, die er mit der Freundschaft des Thronfolgers, mit der Neigung der Prinzessin hatte machen müssen, hatte so viel tiefen Groll in seinem Herzen aufgehäuft, daß er auf dem besten Wege war, ein Tyrannenhasser plumpster, lächerlichster Art zu werden, während auf der andern Seite sein hohes Gerechtigkeitsgefühl ihn davor warnte, seine zufälligen persönlichen Erfahrungen in so vernunftwidriger Weise zu verallgemeinern. Die aufrichtige Hochschätzung, die er vor dem edlen, wohlmeinenden Großherzog hegen mußte, die Leichtigkeit, mit der er den so glücklich beanlagten Prinzen wie auch dessen geistvolle Schwester von der Richtigkeit seiner Ideen hatte überzeugen

können — alle diese Erfahrungen hätten in ihm die Erkenntnis befestigen müssen, daß Unfähigkeit oder böser Wille den gerechten Forderungen der Zukunft gegenüber sicherlich an keinen bestimmten Stand, an keine bisher bevorzugte Kaste gebunden, sondern eben wie alle Intelligenz, alle guten oder bösen Charaktereigenschaften in gleicher unendlicher Verschiedenheit der Spielarten unter allen Ständen verteilt seien. Immer wieder kam ihm das kluge Wort der Prinzessin Eleonore in den Sinn, daß es eine schreiende Ungerechtigkeit sei, die Revolutionen immer nur von unten zu beginnen. Alles das war ihm klar, und dennoch fühlte er sich oft genug versucht, die lautesten Schreier wider Monarchie und Aristokratie durch den Schmerzensruf seines gemarterten Herzens zu übertönen. Mit Schrecken ward er an sich selbst inne, daß die wütende Selbstsucht der natürlichen Empfindungen der Freiheit des menschlichen Geistes weit schwerere Ketten anzulegen wisse, als selbst das grausamste Gesetz und alle gesellschaftliche Sitte.

Mit welchem Eifer auch immer er seinen Studien oblag und den Verkehr mit den Genossen pflegte, es gelang ihm doch nicht, sein Herzeleid darüber zu vergessen, und der heimliche Nebenzweck, der ihn bei der Wahl seines Aufenthaltsortes geleitet hatte, nahm ihn, wie er sich gestehen mußte, seelisch mehr in Anspruch als seine soziale Aufgabe. Des Morgens stürzte er sich mit nervöser Hast auf die Zeitung, um den Hofbericht daraufhin zu durchforschen, ob nicht etwa Georg Friedrichs Anwesenheit in der Residenz darin gemeldet würde oder gar das Gerücht von seiner Verlobung mit der Prinzessin Clementine eine offizielle Bestätigung erführe. Aber seine Nachforschungen blieben wochenlang ohne Ergebnis, und es wurde Mitte April, ohne daß er irgend etwas in Erfahrung gebracht hatte, was geeignet gewesen wäre, jener Nachricht im

Generalanzeiger den Stempel der Wahrheit aufzudrücken. Es war ganz natürlich, daß er, nachdem er durch sein öffentliches Auftreten in der ganzen Residenz als Sozialist bekannt geworden war, keine Fühlung mit den Hofkreisen finden konnte, selbst wenn er sie in seiner gegenwärtigen Verbitterung hätte suchen wollen. Und in den Kreisen, die jetzt seinen vertrauteren Umgang bildeten, interessierte man sich für die Herzensangelegenheiten von Prinzen und Prinzessinnen nicht im mindesten. Er hatte auch öfters daran gedacht, irgend einen seiner Bekannten aus der großherzoglichen Residenz um Aufklärung zu bitten, aber diesen Gedanken immer wieder verworfen, weil er sich sagen mußte, daß dann unzweifelhaft in der Hofgesellschaft davon gesprochen werden, daß man Mutmaßungen aufstellen würde, die nur dazu dienen könnten, ihn als einen Spion im Dienste Melanies erscheinen zu lassen. Sonderbarerweise dachte er niemals daran, daß er eine Freundin dort besitze, die jedenfalls verschwiegen und überdies glücklich gewesen wäre, ihm einen Dienst leisten zu können — nämlich Doris von der Rast. In seiner Erinnerung wurde ihre rührende Gestalt ganz verdeckt von der ihres Vaters, des ihm in tiefster Seele verhaßten Kammerherrn.

Es war an einem Montage, als ihm, seit langer trüber Zeit zum erstenmal, beim Aufziehen der Vorhänge die lachende Frühlingssonne die Augen blendete. Er hatte sich am Abend vorher in einer Versammlung wieder einmal recht gehörig ärgern müssen und infolgedessen eine schlechte Nacht gehabt. Mit einem tiefen Seufzer hieß er das klare, langentbehrte Himmelsblau willkommen und beschloß, seine matten Lebensgeister durch einen tüchtigen einsamen Spaziergang zu erfrischen. Eine Morgenzeitung gab es ja heute nicht, er konnte sich also ohne Säumen auf den Weg machen.

Es war wirklich ein köstlicher Tag, und Kospoth fühlte, sobald er aus dem Gewühl der Straße heraus und in die parkähnlichen öffentlichen Anlagen eingetreten war, welche sich am Ufer des Flusses über eine Stunde weit ausdehnten, wie der frische Erdgeruch ihm, gleich der Blume eines edlen Weines, lieblich berauschend zu Kopfe stieg. In tiefen Atemzügen sog er diesen belebenden Frühlingsodem ein, und seinen müden Augen that das helle Grün so wohl, welches alle Hecken und Wipfel seit kurzem erst mit seinem zarten Schleier zu überspinnen begonnen hatte. Es wurde ihm allmählich leichter ums Herz, und als er sich nach stundenlangem Umherwandern ermüdet auf eine Bank niederließ, welche auf einem hübschen Aussichtspunkt am Rande eines Teiches angebracht war, dicht neben der hier vorbeiführenden Chaussee, da war er bald in einen leichten Halbschlaf versunken, und ein gefälliger Traum versetzte ihn in den heimischen Wald und zauberte ihm das Bild der Geliebten in holdester Greifbarkeit vor die Sinne. Alles war so gekommen, wie sein Vater es ihm mit solcher Zuversicht vorausgesagt hatte, bevor er wußte, welch trostlose Gewißheit trennend zwischen seiner und Melanies Zukunft stand. Diese vermeintliche Gewißheit war nur ein böses Gaukelspiel seiner überreizten Einbildung gewesen. Keiner andern Schuld als nur einer verzeihlichen Eitelkeit bewußt, durfte die Geliebte ihm nun ins Auge schauen und ihr Lebensglück in seine treuen Hände legen. O, wie süß träumte sich's an diesem stillen, milden Morgen! Ein Schwanenpaar, das mit stolz geblähten Flügeln langsam über die spiegelnde Wasserfläche dahinglitt, war das letzte Bild, das seine Augen auffingen, bevor sie ihm zufielen, Spatzengezwitscher und Finkenschlag das letzte, was sein Ohr deutlich vernahm.

Als er nach etwa einer Stunde wieder erwachte,

bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß er zwischen den Fingern seiner Rechten eine Visitenkarte hielt. Er traute seinen Augen nicht, als er darauf den Namen „Wally von Katz" las, und auf der andern Seite fand er mit Bleistift folgende Worte hingekritzelt: „Bin seit gestern mit meiner Prinzessin hier. Muß Sie notwendig sprechen. Seien Sie, bitte, morgen früh zehn Uhr am Eingang der neuen Gemäldegalerie."

Er rieb sich die Augen, er glaubte noch zu träumen. Er stand auf und machte einige Schritte — aber nein, es war Wirklichkeit — er hielt das Kärtchen in der Hand und las dieselben Worte noch einmal; dann begann er auf allen Wegen und Stegen ringsumher ein planloses Suchen nach der Schreiberin. Allein vergebens! Er begegnete nur fremden Gesichtern unter den nicht eben zahlreichen Fußgängern wie unter den Insassen der vorüberrollenden Wagen.

Am andern Morgen aber war er pünktlich zur angegebenen Stunde am Orte des Stelldicheins. Er brauchte nicht allzulange zu warten. Etwa zehn Minuten nach Zehn stieg die kleine Hofdame, sehr hübsch angezogen, die breite Treppe zu dem Museum hinauf und begrüßte ihn schon von ferne mit heiterem Lächeln und vertrautem Augenwink.

„Nun, was sagen Sie zu meinem Geniestreich?" begann sie munter die Unterhaltung, ihm freundschaftlichst die Hand schüttelnd. „Ja, ja, Sie blöder Sterblicher — Pardon! Ich wollte sagen: Sie holder Schläfer — haben natürlich keine Ahnung, welcher Kobold Ihnen mein Billetdoux in die Hand gesteckt hat. Selbstverständlich haben Sie die ganze Nacht kein Auge zugethan, vor Sehnsucht, Ihre angebetete Wally von Katz wiederzusehen. Leugnen Sie nicht! Denn wenn Sie mich etwa kränken durch die Behauptung, Sie beteten mich nicht an, dann mache ich gleich wieder kehrt und Sie kriegen gar nichts zu hören."

„Ich habe auch thatsächlich schlecht geschlafen, mein gnädiges Fräulein," versetzte Kospoth, jedoch ohne den leisesten Versuch, auf ihren scherzhaften Ton einzugehen. „Aber gesehen habe ich Sie doch schon — Sie und Prinzessin Eleonore — gestern abend im Hoftheater. Die junge Dame, neben der unsre Hoheit saß, war also vermutlich die erwählte Braut des Erbgroßherzogs."

„Das wissen Sie also schon! Das heißt: Erwählt par ordre . . . ich hätte beinahe gesagt: de moukti. Wir sind nämlich jetzt hier, um das Terrain aufzuklären, wie die Lieutenants sagen. Das heißt: ich glaube, meine Hoheit hat den Auftrag, die Prinzessin Clementine so quasi um Entschuldigung zu bitten für das sonderbare Benehmen ihres Zukünftigen bei seinem ersten Besuch."

„Er war also doch schon hier und hat angefragt?"

„Mein Gott! Wissen Sie denn von gar nichts? Haben Sie denn gar keine Verbindungen unterhalten mit unserm Hofe? — Wissen Sie übrigens, daß ich drauf und dran war, Ihnen einen schönen, langen und sehr interessanten Brief zu schreiben? Heute vor acht Tagen war ja Ihr Geburtstag! Sie sind siebenundzwanzig Jahr' alt geworden — Sie wissen, Geburtstage sind meine Spezialität. Es ist mir wahrhaftig schwer geworden, Ihnen nicht zu gratulieren; aber in meiner Stellung ist es doch nicht ganz ungefährlich, etwas Schriftliches von sich zu geben."

„Wenigstens an mißliebig gewordene Personen — ich verstehe!"

„Ganz recht! Aber für die gute Absicht können Sie mir einstweilen die Hand küssen — da! — Ich wäre nämlich sicher ins Schwatzen gekommen, wenn ich Ihnen zu schreiben gewagt hätte, und da wären mir am Ende die gefährlichsten Staatsgeheimnisse aus der Feder gewutscht. Sie wissen ja wohl, ich bin berüchtigt dafür, daß ich durch-

aus nicht dicht halten kann. Klatschen und petzen wird freilich als ein Laster angesehen; aber ich finde, ein wohlwollender Diplomat kann auch davon manchmal einen sehr nützlichen und löblichen Gebrauch machen. Daß ich so ein Diplomat bin, das wissen Sie ja schon — ich bin aber auch im ganzen ein leidlich guter Mensch — wahrhaftig, ich kann sogar sehr nett sein gegen Leute, die mir nichts gethan haben!"

„Daran hab' ich nie gezweifelt," versetzte Kospoth, indem er sich lächelnd verbeugte.

„Ach, natürlich haben Sie daran gezweifelt!" rief sie kokett. „Sie haben mich, wie alle Welt, für eine mokante, süffisante, womöglich auch arrogante kleine Katz gehalten. Ich will Ihnen nur gestehen, Sie waren mir auch anfangs gar nicht sympathisch; aber ich habe mich doch bald mit Ihnen ausgesöhnt — und wie ich dann später merkte, wo Sie der Schuh drückte, und daß Sie wegen Ihrer unglücklichen Liebe zu der dummen Treysa . . . uhjeh! sehen Sie mich nur nicht so böse an! Wenn man unsern Georg Friedrich so gut kennt wie ich, dann hat man wirklich das Recht, ein Mädchen dumm zu nennen, die ihn einem Hans Jochen von Kospoth vorzieht! — Na, so bedanken Sie sich doch! So etwas Schmeichelhaftes werden Sie wohl nicht alle Tage zu hören kriegen."

„Oh, mein gnädiges Fräulein, Sie werden mich verderben!" suchte er zu scherzen.

„An Ihnen ist doch nichts zu verderben!" gab sie schlagfertig zurück, „Sie sind ein rettungslos verlorener Musterknabe! Aber das ist ja freilich eine alte Geschichte, daß den tugendhaftesten Leuten in dieser bösen Welt am übelsten mitgespielt wird. Und sehen Sie, ich bin immer noch so brav und naiv, daß mich so was empört. Wie Ihnen damals meine Hoheit in ihrer eifersüchtigen Wut

mitgespielt hat, das war ganz abscheulich — o, ich weiß alles, mir bleibt ja nichts verborgen! Es hat ihr auch leid gethan, daß sie gegen Sie so ausfallend geworden ist — sonst hätte sie sich mir gegenüber nicht verraten. Aber sehen Sie, seit der Zeit haben Sie an mir eine treue Freundin, auf die Sie sich verlassen können."

Kospoth konnte sich nicht enthalten, das schwatzhafte kleine Fräulein ein wenig mißtrauisch von oben herab anzusehen. Außerdem waren ihm ihre persönlichen Gefühle herzlich gleichgültig, während er vor Neugierde brannte, endlich die Geheimnisse zu erfahren, mit denen sie so wichtig that. Er bedankte sich für ihr Mitgefühl mit etwas sauersüßer Miene und wagte sie daran zu erinnern, daß sie ihm immer noch nicht erzählt habe, wieso sich der Erbgroßherzog bei Gelegenheit seiner Brautschau „sonderbar benommen".

„Ach so, das hab' ich Ihnen noch gar nicht erzählt?" rief die kleine Katz ganz verwundert. „Na, also denken Sie: am Tage nach dem Tode der Frau von Treysa reiste der Erbgroßherzog ab, wie Sie wissen. Meine Hoheit hatte es glücklich fertig gebracht, ihn davon zu überzeugen, daß er durchaus, wenn er nicht die Schuld am Tode seines Vaters auf sein Gewissen laden wollte, wenigstens zum Scheine sich seinem Willen fügen und hier am königlichen Hofe seine Aufwartung machen müßte. O, ich sage Ihnen, Prinzeß Eleonore kriegte es fertig, einen Bismarck zu überreden, daß er Eugen Richter zum Kriegsminister machen müßte! Die ist geboren für den schwierigsten Thron Europas. — Na, also, wie gesagt, unser Georg Friedrich befolgt ganz gehorsam seine Marschroute und begibt sich — bloß auf einem kleinen Umweg — um sich erst ein bißchen abzukühlen — hierher. Inzwischen aber hat meine Hoheit dem Grafen Worbis schon die nötigen Depeschen in die

Feder diktiert — und wie unser Erbgroßherzog nach ein paar Tagen hier eintrifft, weiß natürlich der ganze Hof bis zum jüngsten Pagen herab, daß man in ihm den offiziellen Epouseur Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Clementine zu erblicken habe. Hier wird natürlich schleunigst Hofball angesagt und überhaupt auf alle Art dafür gesorgt, daß es den beiderseitigen Allerhöchsten Herzen nicht an Gelegenheit fehle, sich zu finden. Was thut aber unser Georg Friedrich? Er stellt sich an, als ob er nicht bis drei zählen könnte, bewegt sich hier bei Hofe herum, als ob er aus Holz geschnitzt wäre und auf Rädern liefe! Mit der Prinzessin Clementine tanzt er pflichtschuldig seine paar Touren herum und unterhält sie — es ist unglaublich! — über die moralischen Vorzüge der Vielweiberei im Orient! Das arme Prinzessel — sie ist übrigens soweit ein ganz nettes, harmloses Tierchen — lief natürlich, solange er hier war, mit verweinten Augen herum; und als er nach vier oder fünf Tagen sich wieder verabschiedete, da machten der König und sein ganzer Hof drei Kreuze hinter ihm her. Natürlich war das alles böswillige Absicht gewesen — damit er nachher dem Großherzog sagen konnte, er habe zu seinem Bedauern vor den Augen Ihrer Königlichen Hoheit keine Gnade gefunden. — Na, man muß auch gerecht sein: eine Melanie von Treysa so mir nichts dir nichts vergessen zu machen, dazu ist diese gute Prinzessin Clementine weder ihrem Geist noch ihrer Schönheit nach angethan! Unser Großherzog muß das wohl auch eingesehen haben, denn er schien sich mit dem bewiesenen guten Willen ja einigermaßen zufrieden zu geben; ich glaube aber nicht, daß der König ihm sehr entzückt über seinen Sohn geschrieben hat. Aber die Großherzogin ist ja auch eine kluge Frau, die hat gewiß zum Guten geredet und Abwarten anempfohlen. — Na, ich fürchte, sie werden lange warten können, bis der

Erbgroßherzog gutwillig auf die Freite geht. Denn ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht eifrig mit der Melanie korrespondiert — der dicke Baron von der Rast ist ja doch der geborene Postillon d'amour, nicht wahr?"

Jetzt endlich konnte sich Kospoth nicht mehr enthalten, ihren Redefluß zu unterbrechen. Er würgte einen Fluch hinunter und fragte sie dann mit aufrichtigem Erstaunen, woher sie denn das alles wisse.

„O, ganz einfach!" erwiderte sie lachend. „Ich stehe mich eben seit einiger Zeit sehr gut mit Wölfchen Bracke. Sie glauben gar nicht, was das für ein lieber Mensch ist! Er sagt mir alles, was ich wissen will. — Ich finde es übrigens hier gar nicht gemütlich zum Schwatzen, und aus den Bildern mach' ich mir auch nichts — das war bloß ein Vorwand, um ein paar Stunden Urlaub zu kriegen. Wissen Sie, ich habe einen großartigen Hunger und eine großartige Idee: gehen wir frühstücken! Wissen Sie nicht ein hübsches, feines Restaurant mit cabinets séparés, wie sie immer in den französischen Lustspielen vorkommen? Ich möchte so furchtbar gern 'mal meine Freiheit benutzen und ein bißchen durchgehen. Zwischen uns beiden ist ja so was ganz ungefährlich — Sie müssen mir bloß schwören, daß Sie es Wölfchen nicht wiedersagen."

„Beim Barte des Propheten!" schwor Kospoth lächelnd. „Das Gräflein hat wohl ernste Absichten?"

„Ich habe sie — und das genügt!" gab Wally schelmisch zur Antwort.

Eine halbe Stunde später saßen die beiden zwar nicht in einem cabinet séparé, aber doch in einer durch Vorhänge abgetrennten Koje eines von verliebten Paaren sehr bevorzugten Weinrestaurants. Hans Joachim war zwar im Grunde durchaus nicht in der Stimmung, mit der koketten kleinen Hofdame auf Abenteuer auszugehen; aber er wußte

ja, daß er das mindestens von seiner Seite aus ohne Gefahr wagen durfte — und es war ihm doch zu wertvoll, ihre geschwätzige Laune ausnutzen zu dürfen.

Es gewährte Wally von Katz ein außerordentliches Vergnügen, sich aus der reichhaltigen Speisekarte allerlei Leckereien zu einem Gabelfrühstück zusammenzusuchen und sich von dem klassischen Oberkellner bedienen zu lassen, dessen Haltung und Gesicht einen Mann zu verraten schienen, der zwar selbst über menschliche Schwächen erhaben ist, aber es doch nicht verschmäht, aus der wohlwollenden Duldung solcher Schwächen seinen Vorteil zu ziehen. Gegen Herrschaften, welche, wie dieser braungebrannte, kurzgeschorene junge Mann mit seinem niedlichen vogeläugigen Schatz, mit Austern und Chablis anfingen und darauf Chateaubriand und echten Champagner, nicht etwa billigen Kasinosekt, folgen ließen, gegen solche Herrschaften trieb er die Herablassung so weit, daß er sogar höchst eigenhändig die Bratenschüssel präsentierte!

Wally wurde bald sehr vergnügt. Solche kleinen Extravaganzen, mit etwas pikanter Heimlichkeit verbunden, bedeuteten für sie, die als armes Edelfräulein in sehr dürftigen Verhältnissen aufgewachsen und in dem ewigen Einerlei und beständigen Zwange des Hoflebens ihre unbändige Daseinslust niemals so recht auszutoben im stande war, geradezu einen Hochgenuß. Zum Essen und Trinken brauchte man sie auch durchaus nicht zu nötigen — ihr Appetit hätte sogar einer kleinen Operettensängerin Ehre gemacht — und die außerordentlichen Anstrengungen, welche sie ihrem flinken Mundwerk zumutete, erforderten eine fleißige Feuchtigkeitszufuhr.

Zu Hans Joachims größtem Leidwesen war es ihr unmöglich, mit ihrem kleinen Geplauder bei der Stange zu bleiben. Der kleine Residenzklatsch mit allen seinen Nichtig-

keiten wurde von ihr mit ganz derselben Wichtigkeit behandelt, wie die so folgenschweren Meinungsverschiedenheiten in der großherzoglichen Familie, und den allerbreitesten Raum in ihrem Vortrage nahm natürlich ihre neueste Herzensaffaire mit dem kleinen Husarenlieutenant und Adjutanten ein. Mit einer Offenherzigkeit, die selbst Kospoth sich nicht enthalten konnte, reizend zu finden, gestand sie ihm alle die koketten kleinen Manöverchen ein, die sie angewendet hatte, um den harmlosen, nur unter Kameraden renommistisch schneidigen Grafen Wölfchen in ihre Netze zu ziehen.

„Sehen Sie, jetzt fehlt mir nur noch eins," kicherte sie übermütig, „die Gelegenheit, uns einmal von meiner Hoheit bei einem Kusse überraschen zu lassen; dann lasse ich einen sehr netten kleinen Schrei ertönen, werde rot bis über die Ohren und stammle in lieblicher Verwirrung: ‚Verzeihung, Hoheit — ich ... wir ... wir haben uns eben verlobt.' — Na, sehen Sie, jetzt habe ich Ihnen doch gewiß einen Beweis meiner ehrlichen Freundschaft gegeben: denn wenn ich Ihnen irgend etwas zuleide thue, dann brauchen Sie mich ja bloß meinem Wölfchen zu verraten, um fürchterlich an mir Rache zu nehmen. Uebrigens können Sie mir glauben, daß ich mein Gräflein wirklich aufrichtig liebe. Er ist ein zu lieber, guter Mensch — und Sie sollen einmal sehen, was ich für eine enorm solide, exquisite Gräfin Bracke abgebe."

„Es lebe die reizende Frau Gräfin!" rief Kospoth und stieß mit ihr an.

„Ah, jetzt fangen Sie endlich an, galant zu werden!" sagte sie und lächelte ihn über den Rand ihres Spitzkelches freundlich an.

Und er versetzte schnell: „Es wäre sehr hübsch von Ihnen, wenn Sie mir zum Danke dafür nun doch endlich

erklären wollten, wie Ihre Karte in meine Hand gekommen ist."

„Ach so, richtig! Na, dann hören Sie also! Vorgestern nachmittag sind wir hier angekommen und gestern früh benutzten wir das schöne Wetter, um die Prinzessin Clementine zu einer Spazierfahrt abzuholen. Die beiden hohen Damen hatten sich, wie Sie sich wohl denken können, allerlei im Vertrauen zu sagen. Darum stiegen sie dort am Teich aus und baten mich, in der Nähe des Wagens zu bleiben, bis sie von einem kleinen Spaziergange zurück kämen. Sobald die Fürstlichkeiten außer Sicht sind, fange ich an, am Ufer des Teiches auf und ab zu wandeln, und entdecke Sie bei der Gelegenheit schlafend auf der Bank. Mein erster Gedanke war natürlich, Sie mit einem Grashalm an der Nase zu kitzeln und mich dann an Ihrem Erstaunen zu weiden; aber bei näherer Ueberlegung ließ ich das doch wohlweislich bleiben. Denn wenn meine Hoheit mich mit Ihnen zusammen gesehen, hätte es mir leicht schlimm ergehen können — sie hätte das mindestens als Hochverrat angesehen! Es war ja auch schon keck genug, mir mit Ihnen ein Rendezvous zu geben; denn wenn sie das erfährt ... ich wage gar nicht daran zu denken!"

„Sind denn die beiden Prinzessinnen nicht auch bei mir vorübergekommen?"

„Nein, die haben glücklicherweise die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Prinzessin Clementine hatte ganz verweinte Aeugelchen, wie sie zurückkamen — aber angenehm verweint, wissen Sie. Nachher war sie auch wieder ganz vergnügt. Ich glaube, meine Hoheit hat ihr über Georg Friedrich reinen Wein eingeschenkt und ihr Mut gemacht, ihn trotz alledem zu nehmen. Du lieber Himmel! Eine Prinzessin darf ja an das Herz ihres Zukünftigen keine allzu selbstsüchtigen Ansprüche stellen — und dann muß

sie doch immer bedenken, daß von den inländischen Prinzen von Belang unser Erbgroßherzog doch entschieden der hübscheste, gescheiteste und liebenswürdigste ist — wenigstens soweit ich die Herren kenne."

„Sie glauben also, daß die Prinzessin hier ist mit der Absicht — wenn ich so sagen darf — die Karre, die ihr Bruder in den Sumpf gefahren hat, wieder herauszuziehen. Weiß denn der Erbgroßherzog nichts von dieser Reise?"

„Der ist vor ein paar Tagen in die westlichen Jagdreviere gegangen, und das haben wir uns zu nutze gemacht, um ihn hier nolens volens zu verkuppeln. Was hilft's? Einmal muß er ja doch dran glauben!"

„In die westlichen Jagdreviere, sagten Sie?" fragte Kospoth mit finstrer Stirn. „Da liegt ja auch Treysa! Er wird doch nicht etwa wagen, sie wieder aufzusuchen?"

„Warum sollte er denn nicht?" rief Wally. Und dann legte sie ihren Ellbogen auf den Tisch, stützte ihr Kinn in das hübsche weiche Händchen und blickte mit einer Art schwesterlichen Mitgefühls zu ihm hinüber. „Ich weiß, was Sie mit dem armen Prinzen im Sinne haben," begann sie leise. „Mein Wölfchen hat mir gewisse Andeutungen gemacht. — Eifersucht kann ich ja sehr wohl begreifen; aber ein so kluger Mann wie Sie, der müßte doch eigentlich auch gerecht sein können. Was kann denn der Prinz dafür, wenn er nun doch einmal die schöne Melanie so unsinnig liebt? Ich kenne ihn ja am besten, und ich kann Sie versichern, diesmal sitzt es tief bei ihm. Ich glaube sogar fest und steif, daß er sie wirklich geheiratet hätte, wenn Sie es nicht gerade im kritischen Augenblick mit meiner Hoheit so gründlich verdorben hätten; denn wenn die ihm beigestanden wäre, dann hätten sie sogar die großherzoglichen Herrschaften herumgekriegt. Sie sind also gewissermaßen ganz allein dran schuld, wenn Georg Friedrich

seine Melanie sitzen läßt — und darum sollten Sie doch eigentlich ihm am wenigsten böse sein. Habe ich nicht recht?"

„Mein liebes gnädiges Fräulein, kluge Frauen haben immer recht," versetzte er mit einem unglücklichen Versuch, zu lächeln. Er nagte sich die Lippe und sehnte das Ende dieses Tete-a-Tetes herbei, um an seinen Vater schreiben zu können, den er um telegraphische Auskunft ersuchen wollte, ob sich etwa der Erbgroßherzog in Treysa habe blicken lassen. Sich mit dieser schlauen kleinen Intrigantin in Erörterungen über heikle moralische Fragen einzulassen, dazu war er jetzt nicht im mindesten in der Stimmung.

Und Wally von Katz war feinfühlig genug, das zu begreifen und geschickt auf einen andern Gegenstand überzuspringen. Sie hatte auch bald in dem leichten Champagnerrausch allen Ernst vergessen und gab tausend Possen zum besten, die selbst ihm manch herzliches Lachen abnötigten.

Als sie nach einer guten Stunde etwa das Zeichen zum Aufbruch gab, waren sie wirklich die besten Freunde geworden, und er mußte dem unverwüstlich lustigen, oberflächlichen Geschöpfchen zugeben, daß es wirklich ein guter Kamerad und eine schätzbare Bundesgenossin sei.

„Es ist höchste Zeit, daß Sie mich in eine Droschke packen und nach Hause spedieren. Ich muß durchaus noch eine halbe Stunde Schlaf haben, ehe ich wieder meinen Dienst antrete. Wenn meine strenge Hoheit merkt, daß ich ein bißchen beschwipst bin — das ist nämlich Thatsache! — dann kann ich mich auf ein scharfes Verhör gefaßt machen, und mit dem Lügen kommt man bei ihr gewöhnlich nicht durch. Aber es war doch nett, nicht wahr? Meinen schönsten Dank für das Dejeuner — denn Abenteuer kann ich's wohl kaum nennen: dazu war es doch zu schrecklich

harmlos, Sie Erzphilister Sie! Der große Jean hätte wirklich nicht nötig gehabt, uns so diskret die Vorhänge vorzuziehen."

Sie stand mit gespitzten Lippen, sich auf den Zehen wippend, vor ihm und guckte schelmisch zu ihm auf.

Er mußte herzlich lachen. „Wenn Sie gestatten, mit Vergnügen!" sagte er, und dabei umfaßte er sie rasch und küßte sie freundschaftlich auf die in Wirklichkeit süßen Lippen — denn sie hatten ihr kleines Frühmahl mit Schaumtorte beschlossen.

Sie gab ihm den Kuß mit großer Herzlichkeit zurück und sagte übermütig: „Was wohl meine Hoheit darum gäbe, jetzt an meiner Stelle gewesen zu sein! Ach Gott, die armen Herrschaften haben es wirklich gar zu schlecht! — Na, vielen Dank auch noch für den Kuß — aber bilden Sie sich ja nicht etwa Dummheiten ein! Das war nämlich nur eine Kriegslist von mir: Wenn Sie mich jetzt auch nur durch die kleinste Indiskretion in Ungelegenheiten bringen, dann zittern Sie vor meiner Rache!"

Und während er sie zum Wagen führte, sagte sie noch: „Hören Sie, ich finde, Sie sind in Ihrer Toilette nicht soigniert genug. Wenn man sich von liebenswürdigen Feen auf einer Parkbank im Schlafe überraschen läßt, dann darf man nicht eine so skandalös unmoderne Krawatte tragen! Heute bin ich mit Ihrem Aeußeren leidlich zufrieden. Adieu!"

„Adieu, liebenswürdiger Kobold! Also, nicht wahr! Sie vergessen nicht, mir zu schreiben, wenn sich irgend etwas ereignet, was für mich von Interesse ist?"

„Nein, nein: ein Wort, ein Mann — ein Schmatz, eine Katz!"

Noch ein fester Händedruck, dann rollte die Droschke davon. —

Als Hans Joachim zehn Minuten später sein Zimmer betrat, fand er auf dem Tisch einen Brief seines Vaters vor, welcher also lautete:

„Mein lieber Sohn!

„Ich will nicht versäumen, Dir zu melden, daß Dein Freund Georg Friedrich in diesen Tagen hier die Wälder unsicher gemacht hat. Ich müßte mich auch sehr täuschen, wenn er nicht Mittel und Wege gefunden hätte, mit der Melanie zusammenzutreffen. Ich komme eben von Treysa zurück, wo ich 'mal zum Rechten sehen wollte. Die Melanie kam mir mit einem Gesicht entgegen, so selig und verliebt, daß ich natürlich gleich wußte, woran ich war. Das wollte ich Dir bloß schreiben, mein lieber Hans Jochen, und den väterlichen Rat hinzufügen: Schlag' Dir das Mädel aus dem Sinn! Sonst ist hier nichts vorgefallen. Der alte General wird alle Tage tapriger.

Mit Gruß

Dein treuer Vater

Wichhard v. Kospoth."

Hans Joachim packte sofort sein Köfferchen und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Hause.

Zwölftes Kapitel.

In welchem die Hochzeitsglocken läuten, das Großherzgl. Hoftheater sich verjüngt und die Katz den Wolf stellt.

Die Vermählungsfeier der Prinzessin Georgine mit dem Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Cordell war auf den ersten Mai angesetzt worden. Die gute Durchlaucht Chochotte wollte durch solche sinnige Wahl ausdrücken, daß mit dieser Vereinigung schöner Seelen für

sie der wahre Lenz und Wonnemond ihres Lebens erst anhebe, während die bösen Spötter die Wahl ihres Hochzeitstages in witzelnde Verbindung mit der Walpurgisnacht brachten. Für die weitesten Kreise der Residenzbewohner war dieser erste Mai schon in der Erwartung zu einer Art Volksfest gestempelt worden. Die Bürgerschaft gab ihrer stolzen Befriedigung über dies denkwürdige Ereignis, daß ein zwar berühmt gewordenes, aber doch immer noch schlicht bürgerliches Kind ihrer Stadt eine Prinzessin aus dem großherzoglichen Hause zu seiner Hausfrau machen durfte, dadurch beredten Ausdruck, daß sie dem großen Psychiater als Hochzeitsgeschenk den Ehrenbürgerbrief überreichen ließ. Von der bei der Vermählung von Prinzessinnen sonst üblichen Ausstellung des Trousseaus hatte man in diesem besondern Falle Abstand genommen, weil er, wie die durchlauchtige Braut versicherte, in der kurzen Frist zwischen Verlobung und Vermählung nur zum kleinsten Teil hatte fertiggestellt werden können — oder aber, wie alle Welt behauptete, weil eben einfach nichts Besonders auszustellen und auch nicht mehr zu erwarten war. Uebrigens hatten die großherzoglichen Herrschaften, obschon sie von dieser Heirat nicht gerade entzückt sein konnten, — besonders deshalb nicht, weil der Herr Professor nicht daran dachte, seine Residenz aus Rücksicht auf den Hof anderswohin zu verlegen — doch ziemlich tief in die Tasche gegriffen und einige wertvolle Hochzeitsgeschenke beigesteuert. Am meisten hatte sich's der Bräutigam selber kosten lassen, indem er sich's angelegen sein ließ, die für seine hohe Gemahlin bestimmten Gemächer mit wahrhaft fürstlicher Pracht auszustatten. Besonders die ledergepolsterten Eichenstühle, auf deren jedem das Wappen der Prinzessin in farbiger, erhabener Ausführung angebracht war, sowie ein großes Oelgemälde, welches die Stammburg des herzoglichen Geschlechts

darstellte und von einem namhaften Künstler herrührte, wurden viel bewundert. Am höchsten aber wurde es ihm, vornehmlich in bürgerlichen Kreisen angerechnet, daß er die ihm angetragene Erhebung in den Adelsstand abgelehnt hatte.

Der Verlauf der Festlichkeit entsprach im allgemeinen dem Stile einer fürstlichen Vermählung. Mittags um Zwölf wurde die Trauung auf dem Standesamt vollzogen, wobei nur wenige hochgestellte Personen als Zeugen anwesend waren, und wobei es sich die liebe Straßenjugend der Residenz nicht nehmen ließ, das Brautpaar bei der An- und Abfahrt mit lautem Hurrageschrei zu begrüßen. Darauf versammelte sich die auserlesene Hochzeitsgesellschaft, in welcher der Bruder des Bräutigams, ein behäbiger Landpastor, mit seiner bedenklich aufgedonnerten Gattin besonders auffielen, zu einem Gabelfrühstück im großherzoglichen Schlosse, wobei der Erbgroßherzog und seine Schwester die Wirte machen mußten, da der Großherzog und seine Gemahlin aus Gesundheitsrücksichten dem lärmenden Tage aus dem Wege gegangen waren. Dem Erbgroßherzog fiel naturgemäß die Aufgabe zu, die Gesundheit der Neuvermählten auszubringen. Man war allgemein äußerst gespannt darauf gewesen, wie er sich dieser schwierigen Aufgabe entledigen werde, und erwartete bestimmt, daß er die gute Gelegenheit, seine bekannten liberalen Anschauungen zum Ausdruck zu bringen, nicht ungenutzt vorübergehen lassen, ja man hoffte sogar, daß er irgend welche Anspielung auf seine eignen unbotmäßigen Herzensregungen miteinfließen lassen werde. Doch diese Erwartungen wurden nur sehr unvollkommen erfüllt. Zwar feierte der Thronfolger den Professor als eine Leuchte der Wissenschaft und behauptete, daß er und sein Haus es sich zur besondern Ehre schätzten, mit einem so hervorragenden Vertreter der Aristokratie des

Geistes in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten; im übrigen aber enthielt er sich sorgfältig aller pikanten sozialpolitischen oder gar persönlichen Bemerkungen. Der als gewandter Tischredner bekannte Bräutigam war im Ausdruck seines Dankes ebenso vorsichtig und taktvoll. Er ließ die hohe Familie seiner Braut leben, deren Mitglieder, das großherzogliche Paar an der Spitze, so manches erhebende Beispiel einer echt deutschen, christlichen Ehe und glücklichen Familienlebens gegeben hätten.

Nach Aufhebung der Tafel suchte Prinzessin Eleonore Gelegenheit, ihrem Bruder warm die Hand zu drücken und ihm für seine weise Mäßigung ihren Dank auszusprechen.

„Ich bin auch froh, daß es vorüber ist," versetzte Georg Friedrich leise. „Es war wirklich nicht ganz leicht, sich mit Anstand aus der Affaire zu ziehen, ohne Papa zu kränken und den verwünschten Zeitungsschreibern Gelegenheit zu politischen Betrachtungen zu geben."

Die Prinzessin lächelte ein wenig boshaft und erwiderte: „Siehst du, da hast du einen kleinen Vorgeschmack davon, wie es uns allen hier zu Mute sein würde, wenn du eine Hochzeit nach deinem Herzen unter uns feiern wolltest."

Der Prinz biß sich auf die Lippen und machte eine rasche Wendung, daß die Sporen an seinen Husarenstiefeln zusammenklirrten. Er ließ die Schwester ohne Antwort stehen und durchschritt das Gemach, um mit dem Pastor Cordell ein gleichgültiges Gespräch anzuknüpfen. Daß sie es doch nicht unterlassen konnte, ihm bei jeder Gelegenheit einen Stich zu versetzen! Nach dem neuesten Streiche, den sie ihm gespielt, indem sie hinter seinem Rücken gewissermaßen seinen Freiwerber bei der Prinzessin Clementine gemacht hatte, konnte er nicht umhin, Eleonore als seine

Feindin zu betrachten. Sie hatte ihn durch diesen Gewaltstreich in eine Lage versetzt, aus der nur ein andrer Gewaltstreich ihm herauszuhelfen vermochte. Wenn er es jetzt wagte, einen offenen Bruch mit dem befreundeten und verwandten Königshause dadurch herbeizuführen, daß er seine Schwester Lügen strafte, so mußte er auch den Mut haben, der Thronfolge zu entsagen und die Geliebte ohne Säumen zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen. Worauf sollte er denn jetzt noch warten? Auf den Tod seines Vaters vielleicht? — O nein! Wenn er erst selbst die Krone trug, dann war er noch viel weniger Herr seiner Entschlüsse — das fühlte er wohl. Aber er fühlte auch, wenn er daran zurückdachte, wie schwer jene erste Ankündigung seiner Absicht den Vater getroffen hatte; daß er es jetzt noch weit weniger übers Herz bringen würde, den Edlen, Gütigen so tödlich zu verwunden. Damals, im ersten Rausche wilder Leidenschaft, hatte er, ohne rechts und links zu blicken, auf das so verlockende Ziel eines märchenhaften Liebesglückes losstürmen können; nun aber, seit die blendende Erscheinung der Geliebten ihm ferne gerückt war, hatte er wieder sehen gelernt und mit Schrecken erkannt, an welch einem Abgrund er blindlings dahingetappt war. Noch immer war seine Liebe zu Melanie so stark, daß der Gedanke an eine kalte politische Heirat ihn mit unerträglichem Abscheu erfüllte und die Treulosigkeit gegen die Geliebte, die sich ihm voll begeisterten Glaubens an die Heiligkeit seiner Schwüre hingegeben hatte, ihm nicht geringere Gewissensnot bereitete, als die schmachvolle Auflehnung wider seine Kindes- und Fürstenpflicht, wozu die Treue gegen die Geliebte ihn gezwungen hatte. Zu all dieser Seelenqual kam auch noch das Bewußtsein der neuen Schuld, die er dadurch auf sich geladen, daß er trotz des seiner Mutter gegebenen Versprechens Melanie heim-

lich wiedergesehen hatte. Er hatte es gut gemeint mit diesem gefährlichen Schritt; er hatte geglaubt, die Verzweiflung, welche aus Melanies Briefen sprach, nur durch liebevollen, vernünftigen Zuspruch bekämpfen zu können. Er hatte gehofft, daß seine bloße Gegenwart genügen würde, sie so ruhig und vernünftig zu machen, daß er sogar wagen dürfte, sie um Entbindung von seinem Schwur zu bitten. Ach, er hätte ja tausend Gründe gefunden, um sich selber die Notwendigkeit des Schrittes darzuthun, zu welchem einfach die unerträgliche Sehnsucht ihn getrieben hatte! — Aber all die guten Gründe, so billig wie Blaubeeren, all die ernsten Vorsätze wurden achtlos über die Hecke geworfen, sobald er die Geliebte im dunklen Tann von Treysa in ihrem schwarzen Trauerkleide auf sich zueilen sah, und waren vollends vergessen, als er wieder die köstlichen Früchte ihrer Küsse von ihren fieberheißen Lippen pflücken durfte. Sie hatten sich gegenseitig berauscht an Zärtlichkeiten, an Beteuerungen ewiger Liebe — und er hatte angesichts ihrer seligen Zuversicht nicht den Mut gefunden, sie vorzubereiten auf das, was er als grausame Notwendigkeit kommen sah. Er hatte sich und die Geliebte mit der Hoffnung getröstet, daß die Zeit irgend welche Lösung aller Schwierigkeiten bringen würde, und ihr hatte im Glücksrausch des Augenblicks, in dem Bewußtsein, daß sie nach wie vor sein ganzes Herz besitze, dieser so ganz nebelhafte Trost genügt. Nur der augenblickliche Abschied zerriß ihr das Herz, sie dachte nicht daran, daß es vielleicht ein Abschied für immer sein könnte, und die zaghaften Andeutungen, die er ihr machte über die Schwierigkeiten, die sich noch zwischen ihnen auftürmen würden, hatte sie nicht verstanden oder nicht verstehen wollen. — Und für ihn hatte sich die Süßigkeit des heimlichen Wiedersehens alsbald in bitteren Wermut verwandelt. Das Herz

voll peinigender Selbstanklagen, voll niederdrückender Schwermut, war er nach der Residenz zurückgekehrt, um hier als erste Neuigkeit zu erfahren, daß seine Schwester ihn sozusagen meuchlings verlobt habe! Hundert Rücksichten zwangen ihn nun, die Heirat mit der Prinzessin Clementine als eine Notwendigkeit anzusehen, der er sich nicht mehr lange entziehen konnte, wenn er nicht eine recht unglückliche, ja sogar lächerliche Rolle spielen wollte gegenüber den deutschen Fürsten und einer großen Oeffentlichkeit, welche bereits durch Zeitungsnachrichten, die wohl mittelbar Prinzessin Eleonore veranlaßt hatte, aufmerksam gemacht worden war. — Und was es mit dieser Lächerlichkeit auf sich habe, davon hatte ihm heute das Gejohl der Straßenbuben angesichts der Hochzeit seiner Tante einen üblen Vorschmack gegeben. — O, was hatte diese unglückselige Leidenschaft, die einerseits alles, was in der Tiefe seines Gemütes an edler Begeisterung knospte, zur Blüte gebracht, auf der andern Seite für eine furchtbare Zerstörungsmacht entfaltet! Sie hatte die lauterste Freundschaft gemordet, die geliebte Schwester zu seiner Feindin, seine aufrichtig verehrten Eltern krank und traurig gemacht, seinen frischen, jugendlichen Schaffensdrang gebrochen, ja sogar seinen Lebensmut geknickt — und das alles nur, weil er unglücklicherweise ein Prinz, ein Thronfolger gar und kein gewöhnlicher Sterblicher war! — Selbstmordgedanken hatten sich seiner gleich nach seinem jüngsten Abschied von Melanie bemächtigt und wollten ihn nicht mehr loslassen. Er sehnte jetzt geradezu Kospoths angedrohte Herausforderung herbei — wie freudig wollte er sich ihm stellen und ihn noch flehentlich bitten, ja recht gut zu zielen!

In dieser Seelenstimmung hatte der unglückliche Prinz die schwierige offizielle Beglückwünschung des alten jungen Ehepaares übernommen, in diesem Zustande der Hilfs- und

Trostlosigkeit des eignen Geistes mußte er die harte Fürstenpflicht erfüllen, sich liebenswürdig zu zeigen gegenüber all diesen Leuten, die ihm teils gleichgültig, teils einfach unangenehm waren.

Und Prinzessin Eleonore, die wohl ahnte, was in ihm vorging, beobachtete ihn scharf und sah sich gezwungen, ihn zu bewundern. Sie mußte sich mit Beschämung gestehen, daß sie nicht im stande gewesen sei, ihren Schmerz und ihren Groll mit solcher Selbstbeherrschung zu tragen. — —

Am Nachmittag fand in der gedrängt vollen Hauptkirche die Trauung durch den Herrn Generalsuperintendenten statt, über dessen erbauliche Rede die durchlauchtige Frau Geheimrätin, die in ihrem weißen Brautgewande, mit Myrtenkranz und Schleier zum Weinen komisch aussah, sich nicht versagen konnte, reichliche Thränen zu vergießen.

Am Abend fand im Hoftheater die erste Aufführung des neu einstudierten „Fliegenden Holländers“ statt und trug begreiflicherweise, auch ohne daß es auf dem Zettel stand, den Charakter einer Galavorstellung, da alle die zahlreichen Teilnehmer an dem nach dem Theater stattfindenden Festmahle und auch viele der weit zahlreicheren Neugierigen in festlichem Gewande erschienen waren. In der Hofloge hatten der Erbgroßherzog und seine Schwester, sowie fast vollzählig die Hofchargen Platz genommen, während die Neuvermählten in einer benachbarten Loge des ersten Ranges saßen, die sie nur mit dem würdigen Landpastor und seiner beleibten Gattin teilten. Prinzessin Chochotte hatte diesen Theaterbesuch am Hochzeitstage ausdrücklich gewünscht, weil er ihr die beste Gelegenheit gab, der Oeffentlichkeit gegenüber mit einer gewissen Koketterie ihren freudigen Verzicht auf die Vorrechte ihres Standes zu bekennen.

Natürlich waren alle Augen und Operngläser andauernd auf die geheimrätliche Loge gerichtet, und die durch die starke Schnürung und die bräutliche Erregung heute in ganz besonders tiefem Inkarnat strahlende Durchlaucht trug dieser allgemeinen Aufmerksamkeit dadurch Rechnung, daß sie bald mit naiver Zärtlichkeit mit ihrem schönen weißbärtigen Gatten tuschelte, bald sich mit herablassendster verwandtschaftlicher Zutraulichkeit an ihre hochwürdige Frau Schwägerin wendete, welche, obwohl sie aus Angst beim Dejeuner den Speisen und Getränken nur sehr wenig zugesprochen hatte, dennoch vor Hitze und Befangenheit schier betäubt war.

Auf der andern Seite des ersten Ranges, welche altem Herkommen gemäß immer noch die bürgerliche genannt wurde, obwohl es schon längst nicht mehr zutraf, was ausländische Spötter behaupteten, daß nämlich die rechte Hälfte des ersten Ranges im großherzoglichen Hoftheater ausschließlich für den hohen Adel reserviert und nur der linke dem übrigen P. T. Publiko geöffnet sei — auf dieser linken Seite also saß in einer der ersten Logen, ihre sehr hübsche sechzehnjährige Tochter zur Seite, in tief ausgeschnittenem Festgewande und etwas allzu reichlich mit Schmuck behangen, die Primadonna, Frau Thea Lindner. Sie hatte sich die beiden Plätze zu dieser Vorstellung bereits eine Woche vorher bestellt und aus ihrer Tasche bezahlt. Sie wollte doch sehen, ob das Publikum, welches seit zwanzig Jahren ihre Leistungen auf dieser Bühne bewundert hatte, es wirklich wagen würde, dieser blutigen Anfängerin, dieser ebenso anmaßenden wie talentlosen Person, der Boland, Beifall zu klatschen in einer Rolle, die sie selbst vor kaum mehr als einem Dutzend Jahren kreiert und für welche sie sogar die wärmste Anerkennung Meister Richard Wagners selbst eingeheimst hatte. Sie wußte frei-

lich, wie erbärmlich, feig und bestechlich dieses Publikum der Jugend und einem leidlich hübschen Gesicht gegenüber sei; aber wenn man sie, die Meisterin, in eigner Person im Theater sitzen sah, würde man doch wohl nicht die Stirn haben, dieser neuen Senta mehr als höchstens wohlwollende Aufmunterung zu spenden.

Der Herr, welcher den Holländer sang, war ehemals ein berühmter Baritonist gewesen, der auch heute noch durch vorzügliche Gesangskunst einigermaßen über die hereinbrechende Altersschwäche seiner Stimmmittel hinwegzutäuschen wußte. Auch ihm war in den letzten Jahren eine Rolle nach der andern abgenommen worden, und Frau Lindner fühlte sich als seine Schicksalsgenossin verpflichtet, ihm nach der großen Auftrittsarie auf das lebhafteste zu applaudieren, obwohl sie sich sagen durfte, daß ihre Stimme denn doch noch erheblich leistungsfähiger geblieben sei als die des bedeutend älteren Kollegen. Sie wagte sogar, nachdem sich der erste Beifallssturm ganz ungemein rasch gelegt hatte, das Signal zu einem zweiten zu geben, fand jedoch nur sehr vereinzelte Nachahmer. Dafür aber war man wenigstens auf ihre Anwesenheit aufmerksam geworden, die vor Beginn der Vorstellung bei der ausschließlichen Anteilnahme für die Neuvermählten doch wohl nicht sehr bemerkt worden war. Die gewohnheitsmäßigen Theaterbesucher lächelten sich verständnisinnig zu, da es für sie keiner weiteren Erklärung dieses auffälligen Ereignisses bedurfte. Und unter heimlichem Geraune bildeten sich schon jetzt unter den Zuhörern zwei Parteien, welche, je nachdem sie dem Oberhofmarschall oder dem Intendanten näher standen, für die Lindner oder für die Boland zu stimmen beschlossen.

Aber schon, als sich zum zweitenmal der Vorhang hob und die jugendliche Senta mit ihrem zarten Profil, die Augen weit geöffnet und traumverloren auf das Bild des

bleichen Seemanns gerichtet, sich in der Unbeweglichkeit eines lebenden Bildes den Blicken darbot, begann, durch den rührend schönen Anblick bestochen, dieser und jener von der Partei der Lindnerianer wankend zu werden. Und sobald sie die erste Strophe ihrer Ballade gesungen hatte, wußten jene Leute, daß ihre Sache verloren sei. Mochte es auch mit der Gesangskunst der Boland noch nicht allzu weit her sein, die frische Kraft und Schönheit ihrer Stimme, die leidenschaftliche Empfindung, die ihren Vortrag und ihr Spiel beseelte, wirkten unwiderstehlich hinreißend. Und so erhob sich denn gleich nach der Ballade, weit mehr aber noch nach dem großen Duett mit dem Holländer, dessen schöne Reste neben dem Glanz der Jugend vollständig verblichen, ein so begeisterter Beifall, wie ihn das großherzogliche Hoftheater nur äußerst selten erlebte. Die Partei der Jugend triumphierte und konnte sich nicht genug thun in lauten Zurufen, während die Alten fühlten, daß es geschmacklos gewesen wäre, diesen Sieg nicht anzuerkennen, und mit einem halb scheuen, halb mitleidigen Blick nach der Loge der Frau Lindner, möglichst unter Deckung, ihre Hände zusammenklatschten. Fünfmal mußte die Boland vor dem Vorhang erscheinen, und der alte Baryton war taktvoll genug, sie schon beim viertenmal allein gehen zu lassen. Und da flog ihr ein riesiger Lorbeerkranz mit breiten goldbedruckten Atlasschleifen vor die Füße.

Der Herr Hofgärtner, der gern ein wenig aus der Schule schwatzte, hatte schon einigen Herrschaften, die heute das Theater besuchten, verraten, daß der Herr Kammerherr von der Rast dieses umfangreiche Ruhmesgemüse für die neue Senta bei ihm bestellt habe. Es sprach sich also sehr rasch im Zuschauerraum herum, und aller Blicke richteten sich auf den dicken Baron, der mit seinem strahlendsten Lächeln in der Hofloge stand und aus Leibeskräften klatschte.

Die Boland aber führte vor diesem Kranze eine niedliche kleine Komödie auf, indem sie erst, bescheiden abwehrend, die Hände von sich streckte und den Blick zur Seite wandte, dann aber, durch den ununterbrochen tosenden Beifall ermuntert, ihn mit einer kindlich befangenen Miene aufhob und einen um Entschuldigung flehenden Blick nach dem Platze der Primadonna hinaufwarf, welche sie soeben durch ihren großen Sieg entthront hatte.

Frau Lindners Gefühle zu schildern, fühlt sich der Griffel des Chronisten ohnmächtig. Als sie den weißen, faltenlosen Hals der gefährlichen Nebenbuhlerin so verführerisch sich vorstrecken sah, während der jungen Kehle die Töne so voll und warm entquollen, da wäre sie am allerliebsten gleich von ihrem Platze aus mit einem gewaltigen Katzensprung der Verhaßten mit Zähnen und Krallen an diese zarte, weiße Kehle gefahren. Sie war Künstlerin und urteilsfähig genug, um zu wissen, daß nach dieser glänzenden Leistung ihre erste Rolle am Hoftheater ausgespielt sei, daß nach dieser Probe als Senta die übrigen jugendlichen Wagnerpartieen ihr gleichfalls erbarmungslos abgenommen werden würden — und damit wurden ihrer künstlerischen Stellung die letzten Stützen entzogen. Sie sah ein, daß sie ihre Pensionierung nachsuchen, ihre Thätigkeit auf die Mitwirkung in Kirchenkonzerten beschränken und ihrer weiblichen Eitelkeit durch die Bewunderung, die der alte Graf Worbis ihren klassischen Formen zollte, werde genügen lassen müssen. Jede Beifallsäußerung traf sie wie eine körperliche Züchtigung und mit immer wachsendem Grimm bemerkte sie, daß niemand darauf achtete, wie sie bei jedem nicht ganz glockenreinen Ton, bei jedem nicht ganz kunstgerechten Atemzug der Boland die kläglichsten Gesichter schnitt, den Kopf schüttelte oder, mitleidig lächelnd, die Schultern hob. Als aber gar am Aktschluß die Hervorrufe nicht enden wollten

— sie hatte in den letzten Jahren als Senta nie mehr als ihrer zwei erzielen können! — als gar der Riesenlorbeerkranz geflogen kam und sie den Blick der Siegerin auf sich gerichtet fühlte, da verlor sie vor Wut fast die Besinnung. Ein paar höhnische Lachtöne gellten in den lauten Jubel hinein, und sie klopfte mit ihrem Fächer auf die gepolsterte Brüstung, als wollte sie dadurch die Ruhe herstellen. Ihr Fräulein Tochter, dieses Zeichen zornigster Erregung gänzlich mißverstehend, hielt es vielmehr für eine starke Beifallsäußerung und beeilte sich, ihrer ehrlichen, naiven Begeisterung für die prächtige Kunstleistung, die sie sehr wohl zu würdigen wußte, durch lautes Händeklatschen Luft zu machen. Beim dritten Schlag schon platzte dem hübschen jungen Mädchen ein Handschuh, und beim vierten ereilte ihr rühriges Händchen gar der mütterliche Fächer mit einem so empfindlichen Klaps, daß sie sich nicht enthalten konnte, ein lautes erschrockenes „Au!" zu rufen.

Im Zwischenakt ging Frau Thea Lindner in die Konditorei, aß eine Portion Eis und trank eine ganze Flasche Selterwasser dazu. Sie nahm sich aufs äußerste zusammen und grüßte im Vorbeigehen alle Welt, Bekannte wie Unbekannte mit dem allerlieblichsten Lächeln, obwohl selbst ihre ältesten Freunde und Bewunderer ihr ängstlich auswichen, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, nach ihrer Meinung über die Boland gefragt zu werden.

Das Töchterchen war in dem Gedränge auf den Korridoren von ihr getrennt worden und alsbald auf ihren Vater, den Lokalkomiker, gestoßen, welcher von der Parterreloge der Schauspieler aus das Gebahren seiner Gattin aufmerksam beobachtet hatte und nun voll Sorge herbeigeeilt kam, um sie nach Hause zu führen.

Das arme verängstigte Kind hing sich an seinen Arm und stieß schluchzend hervor, ohne auf die neugierigen

Gesichter ringsum zu achten: „Ach, Papa, Mama hat mich so geschlagen! Nimm mich zu dir in die Loge, — ich mag nicht mehr neben ihr sitzen!“

„Ja, siehst du, Kind, Mama hat eben immer ein sehr schlagfertiges Urteil besessen. Das war eben ein Theatercoup von meiner Thea. Mach dir nischt draus, mein Tierchen — bei der Biene setzt's eben Stiche!“ Und während der alte Komiker dem weinenden Mädchen, also witzelnd, das abgestrafte Händchen streichelte, standen ihm selber die Augen voll Thränen.

Und dann folgte er der Gattin in die Konditorei, zog sie dort in eine Ecke und beschwor sie, mit ihm das Theater zu verlassen.

„Was? Fliehen soll ich?“ fiel ihm Frau Thea ins Wort. „Ich harre aus, und wenn es mich mein Leben kostet!“

„Was hast du nur davon?“ versetzte der Gatte betrübt. „Du blamierst uns höchstens noch mehr.“

„O, fürchte nichts! Ich habe es überwunden. Ich werde mich mit dem Erz der Verachtung umpanzern und stolz erhobenen Hauptes den Kampfplatz verlassen. Morgen suche ich meine Pensionierung nach.“

„Du wirst doch nicht!“ rief Herr Lindner erschrocken, „den Leuten den Gefallen thun? Versuch's doch erst einmal mit der komischen Alten; Herrjemerschnee nu ja! Ich habe doch auch in meiner Jugend mal den Romeo gespielt! Aber wie sie da mit faulen Aeppeln schmissen, habe ich doch nicht gleich die Kunst an den Nagel gehängt, sondern hab' mich einfach vom Kothurn auf die Socken gemacht.“

„So kann eben nur ein Mann reden, der niemals Verständnis gehabt hat für den Adlerflug des Genius,“ versetzte Frau Thea pathetisch. „Soll ich mir jetzt die getollte Haube auf den Kopf setzen, der gewohnt ist, Kronen zu tragen?“

Herr Lindner schnitt eine schmerzhafte Grimasse und fiel rasch ein: „Höre, nur keine Anspielungen auf gekrönte Häupter!"

Sie maß ihn mit einem verächtlichen Blick, zuckte die entblößten klassischen Schultern und sagte, ohne seinem zweideutigen Scherze Beachtung zu schenken: „Ich habe das Recht, auf meinen wohlerworbenen Lorbeeren auszuruhen, dächte ich."

„Erworbisten willst du wohl sagen?" gab er ironisch zurück und machte sich mit diesem schnöden Scherze aus dem Staube, als fürchte er, nun gleichfalls von ihrem Fächer ereilt zu werden. Seine gute Kleine nahm er mit in die Schauspielerloge — und Frau Thea verfügte sich wirklich ganz allein auf ihren Platz zurück.

Kurz vor Beginn des dritten Aktes ließ sie der Intendant Baron von Camp durch den Logenschließer herausrufen und ersuchte sie mit strengster Amtsmiene, sich aller Aeußerungen des Mißfallens zu enthalten. Ihr Betragen sei von den höchsten Herrschaften nicht unbemerkt geblieben, und er werde sich genötigt sehen, sie dafür in Strafe zu nehmen.

„Das dürfte dann auch das letztemal sein, daß Herr Baron dienstlich mit mir zu thun bekommen," versetzte sie kalt lächelnd. „Ich gedenke um meine sofortige Entlassung zu bitten."

Der Baron Camp zog die Augenbrauen hoch, verbeugte sich stumm und eilte davon, um diese Freudenbotschaft dem Fräulein Boland noch in die Garderobe überbringen und einen zärtlichen Kuß als Dank dafür ernten zu können.

Es gab heute wohl keinen glücklicheren Menschen unter den Zuschauern als den dicken Kammerherrn von der Rast — selbst die durchlauchtige Braut nicht ausgenommen, welcher die überraschend schlanke Taille des hochzeitlichen

Gewandes derartige Folterqualen verursachte, daß nach Beendigung des zweiten Aktes ihr gelehrter Gatte sich genötigt sah, sein erstes Machtwort zu sprechen und trotz ihres todesmutigen Widerstrebens mit ihr nach Hause zu fahren, unter dem Vorwande, daß ihre Wirtspflichten sie abriefen. Baron von der Rast aber lächelte heute sein sattestes Lächeln; er war der Einzige, von dem man sagen konnte, er habe ein wahrhaft hochzeitliches Gesicht mit ins Theater gebracht. Mit ungewöhnlicher Geschmeidigkeit bewegte er seinen gewichtigen Körper durch das in den Logengängen promenierende Publikum, sprach alle Welt auf den Erfolg seiner jungen Freundin hin an und ließ sich mit behaglichem Schmunzeln die neckende Bezeichnung als Vater der Debutantin gefallen, die ihm der spaßhafte Major von Bomst angehängt hatte.

Als er von weitem seinen verhaßten Nebenbuhler, den Intendanten, das Vorzimmer der großherzoglichen Loge betreten sah, konnte er sich nicht enthalten, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um den Versuch zu machen, wenigstens einen Händedruck von seiner angebeteten Nachtigall, ein paar süße Dankesworte für den gespendeten Lorbeer zu erhaschen. Mit beängstigender Schnelligkeit sprang er die eiserne Wendeltreppe hinunter, welche vom ersten Rang nach der Loge des Intendanten führte, und betrat durch die kleine Pforte, welche nach der strengen Hausordnung des großherzoglichen Hoftheaters sich nur den Mitgliedern öffnen durfte, die Bühne. Es trat ihm auch sofort ein Wächter jener strengen Hausordnung in Gestalt des Beleuchtungsinspektors entgegen, welcher ihn höflich, aber entschieden darauf aufmerksam machte, daß er ihm den Zutritt nicht gestatten dürfe.

„Ich weiß, ich weiß, lieber Freund," keuchte der Kammerherr atemlos, indem er dem Beamten gönnerhaft auf

die Schulter klopfte. „Sagen Sie mir nur schnell, wo ist der Herr Baron? Ich habe einen Allerhöchsten Auftrag an Fräulein Boland auszurichten."

Der Inspektor verbeugte sich. „Ah so — dann freilich. . . . Der Herr Baron ist nicht hier; aber ich will das Fräulein herausrufen. Wenn Sie vielleicht im Konversationszimmer einen Augenblick warten wollen?"

Der Kammerherr folgte dem Inspektor auf dem Fuße, unterwegs überaus freundliche Blicke an die zwischen den Coulissen herumstehenden Choristinnen austeilend, soweit sie jung und hübsch waren. Die Thür des Wartezimmers für die Mitwirkenden stand weit offen, und mitten im Zimmer im Kreise einiger Kollegen die glückstrahlende Senta.

Sobald die dicke Gestalt des Kammerherrn auf der Schwelle erschien, flog die kleine Boland auf ihn zu und packte ihn mit dem lauten Ausruf: „Ach, mein goldiges Gönnerchen, da ist es ja!" bei den Schultern. Sie brachte ihr hübsches Gesichtchen mit den von Glück und Schminke hochrot gefärbten Wangen nahe an das seine, guckte ihm zärtlich in die Augen, schüttelte ihn übermütig lachend und wandte sich dann wieder zu ihren Kollegen herum, indem sie halb ironisch, halb elegisch die Frage an sie richtete: „Ist er nicht süß?"

Ehe noch irgend jemand eine Antwort auf diese schwierige Frage gefunden, hatte die Boland schon ihrem Anbeter seinen eignen Riesenkranz, der den ganzen Tisch im Konversationszimmer bedeckte, um den Hals gehängt, so daß sein glühendes Antlitz wie eine seltsame Tropenpflanze aus dem dunkeln Grün hervorleuchtete und die mächtige rote Schleife seine Kniee zusammenzubinden schien. Vergebens war sein sanftes Sträuben, sie hielt ihn immer noch bei den Schultern fest und redete ihn aufs neue mit drolligem

Pathos an: „Ich kröne das wahre Verdienst; denn Sie sind es gewesen, mein liebenswürdiger väterlicher Freund, der zuerst mit seltenem Scharfblick das noch verborgene Talent in mir erkannt und durch seine Teilnahme geweckt, mich in meinem künstlerischen Streben auf das wirksamste unterstützt hat. O, mein teurer Herr Kammerherr, wie soll ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen? Ich küsse Ihnen das Herz, mein hoher Gönner." Und sie beugte sich ein wenig herab und berührte mit ihren geschminkten Lippen den heraldischen Vogel inmitten des großherzoglichen Hausordens, den er auf der linken Brust trug.

Der Baron von der Rast war durchaus nicht thöricht genug, um nicht zu merken, daß die siegestrunkene Sängerin sich in ihrem Uebermut einen etwas dreisten Scherz mit ihm erlaubte — die zuckenden Gesichter der umherstehenden Sänger, der durch die Thür hereinspähenden Chormitglieder zeigten ihm ja auch deutlich genug, wie diese Ansprache gemeint gewesen war. Er mochte sich nicht auslachen lassen von diesen Leuten, und andrerseits konnte er auch dem reizenden Kobold nicht böse sein. Als sie den Kopf emporhob, erfaßte er sie mit raschem Griff und drückte ihr einen schallenden Kuß auf die Wange.

„Dies Zeichen freudigster Anerkennung habe ich Ihnen im Namen unsrer verehrten Frau Thea Lindner zu überbringen," sagte er und brachte durch diesen schnöden Scherz die Lacher auf seine Seite.

Nun drang die Boland mit Fragen auf ihn ein, wie man sich denn in den Hofkreisen und besonders wie ihre entthronte Vorgängerin sich über ihre Leistung geäußert habe. Dabei zog sie ihn nach einer Ottomane im Hintergrunde des kleinen Zimmers und nötigte ihn, neben ihr Platz zu nehmen. Dann steckte sie ihren hübschen dunklen Kopf mit unter den Lorbeerkranz und blickte halb schalk-

haft, halb schmachtend zu ihm auf, während er, mit ihrer Hand spielend, Bericht erstattete.

Er war noch im besten Erzählen begriffen, die Wahrheit aus seiner Phantasie geschmackvoll ergänzend, als völlig unangekündigt der Intendant hereintrat.

Einige Sekunden lang stand der Baron von Camp sprachlos vor Ueberraschung, als er des so traulich gesellten Pärchens in der üppigen grünen Umrahmung gewahr ward. Fräulein Boland sah es sofort seiner Miene an, wie wenig Geschmack er an dieser Ueberraschung fand. Sie beeilte sich, den Kopf wieder unter dem Kranze hervorzuziehen, und schritt auf ihn zu, um seinem Grimm durch irgend ein scherzendes Wort die Spitze abzubrechen. Aber der gestrenge Chef war durchaus nicht in der Laune, sich von seinem Liebling beschwatzen zu lassen. Er schob sie einfach beiseite und trat mit zornig zusammengezogenen Augenbrauen vor den Baron von der Rast, der jetzt, verlegen lächelnd, den Kranz von seinen Schultern nahm und sich gleichzeitig mit einiger Anstrengung von dem niedrigen Polster emporraffte.

„Sie sind erstaunt, mich hier zu finden, lieber Baron," begann er möglichst harmlos. „Aber nach diesem pyramidalen Erfolge konnte ich es wirklich nicht unterlassen . . ."

„Herr von der Rast, die Hausordnung ist Ihnen sehr wohl bekannt!" unterbrach ihn der Intendant in einem Tone, der seine unterdrückte Eifersucht nur schlecht verbarg. „Ich muß Sie ersuchen, sofort die Bühne zu verlassen."

„Na ja doch! werden Sie nur nicht gleich feindlich, lieber Herr Amtsbruder!" versuchte der Kammerherr zu scherzen. „Man wird doch mal seine reine Begeisterung in allen Ehren an den Mann . . . ich wollte sagen, an das Mädchen bringen können."

„Sie wissen recht gut, daß das an meinem Institut

nicht Sitte ist. Ich möchte wissen, woher Sie die Berechtigung für sich ableiten, hier einzudringen, da Sie doch zu den Mitgliedern des Theaters in absolut keiner andern Beziehung stehen als irgend ein Zuschauer."

„Ich in keiner andern Beziehung . . .!? O, ich will . . ." brauste der Kammerherr auf.

Es war für die Umstehenden sehr spaßhaft anzusehen, wie die beiden wohlbeleibten Herren in ihren goldgestickten Galauniformen einander so wie die Kampfhähne auf Armlänge gegenübertraten. Der Baron von der Rast brach kurz ab — er merkte, daß er im Begriff gestanden hatte, sich eine arge Blöße zu geben. Er schluckte seinen Aerger hinunter und wandte sich mit seinem gewohnten Lächeln an die hinter ihm stehende Sängerin, beugte sich zu einem flüchtigen Kusse auf ihre Hand hinab und sagte: „Ich hätte nie geglaubt, daß eine so gewichtige Persönlichkeit wie ich so leicht hinauszuwerfen sei. Ich gratuliere Ihrem gestrengen Chef zu dieser Kraftprobe. Aber mein Unsterbliches lasse ich in Ihren schönen Händen zurück, mein Fräulein."

Mit dieser sinnigen Aeußerung zog er sich würdevollen Schrittes zurück. Er wußte recht gut, daß der Intendant ihn haßte als den Mann, der, das schwarze Herz voll böser Wünsche, auf das Freiwerden seiner Stellung lauerte. Mit welcher Genugthuung er wohl die Gelegenheit ergriffen haben mochte, den verhaßten Anwärter auf seine Nachfolgerschaft von der Bühne zu weisen! Aber sein Abgang war nicht so übel gewesen! Es hatte den Herrn von Camp sichtlich geärgert, daß er nicht wie ein beschnieener Pudel davongeschlichen war. O, er wollte ihn noch weit mehr ärgern — und mit dem harmlosesten Lächeln von der Welt betrat er die Loge des Intendanten.

Auf einem erhöhten Lehnstuhl, hinter dem roten Vor-

hang wohl verborgen, saß die kleine Baronin Camp, eine einfache, zarte Dame, die mit ihrem grauen Haar viel älter aussah, als sie wirklich war, und auf einem niedrigen Stuhl vor ihr Wally von Katz, die, einer liebenswürdigen Regung folgend, gekommen war, um der wenig beachteten Baronin aus ihrem großen Sack voll Neuigkeiten ganz geschwind einige Leckerbissen zuzustecken.

Baron von der Rast schob den Kopf zur Thür herein und rief, der kleinen Hofdame vergnügt zulächelnd: „Ah, ich sehe, ich bin hier überflüssig! Der Kurier mit den neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz ist ja bereits eingetroffen." Dann aber, der freundlichen Aufforderung der Intendantin folgend, trat er doch näher und küßte der Dame die Hand. „Nun, was sagen Sie, gnädige Frau? Großer Sieg auf der ganzen Linie! Ich habe sofort eine chiffrierte Depesche an Seine Excellenz den Grafen Worbis abgesandt."

„Daß Sie doch immer boshaft sein müssen!" sagte die Baronin und drohte ihm, matt lächelnd, mit dem Finger. „Ich muß sagen, mir thut die arme Lindner recht leid, obwohl sie sich, wie ich höre, etwas auffallend benommen hat."

„O! wenn Sie sich nach der Aera Lindner zurücksehnen, meine gnädigste Frau — dazu könnte wohl Rat werden," begann der Kammerherr geheimnisvoll. „Ich muß gestehen, unsre junge Diva hat es mir heute derartig angethan, daß ich die größte Lust hätte, sie Ihrem Herrn Gemahl abspenstig zu machen."

„Wie das?" fragte die kleine Dame. „Sind Sie denn etwa ein verkappter Bevollmächtigter eines andern Theaters?"

Der Kammerherr schlug sich auf den Mund. „O weh! Ich habe schon zu viel gesagt! Verraten Sie mich nur nicht

Ihrem Herrn Gemahl, gnädige Frau! Ich fürchte so wie so, wir werden hart aneinander geraten dieser reizenden Senta wegen. Ihr Herr Gemahl scheint sie ja sehr, sehr hoch zu schätzen."

„Ja, allerdings!" versetzte Frau von Camp, ein wenig errötend. „Er hat sich ja auch sehr viel Mühe mit ihr gegeben, und gerade diese Partie hat er ihr in letzter Zeit nach der darstellerischen Seite hin so sorgfältig einstudiert... Sie war fast täglich bei uns! Ich glaube, mein Mann darf sich wohl einen Teil des heutigen Erfolges gut schreiben."

Der Kammerherr begleitete die Rede der Baronin mit seinem gewohnten halb ironischen Lächeln und setzte dadurch die schüchterne Frau in einige Verlegenheit. Sie konnte ihn im Grunde ebensowenig leiden wie ihr Gatte, war aber in ihrer grenzenlosen Gutmütigkeit seiner versteckten Bosheit gegenüber völlig wehrlos.

Fräulein von Katz kam ihr geschickt zu Hilfe, indem sie das Gespräch auf das Brautpaar lenkte und allerlei nichtsnutzige, aber drollige Bemerkungen über die durchlauchtige Medizinalrätin, sowie über deren neue geistliche Verwandtschaft zum besten gab.

Das Gespräch wurde unterbrochen durch den Eintritt des Grafen Bracke, welcher im Auftrage der Prinzessin Eleonore erschien, um das Fräulein von Katz auf ihren Posten zurückzurufen.

„Uebrigens," setzte der schmucke Adjutant, zu Herrn von der Nasi gewendet, hinzu, „der Erbgroßherzog hat nach Ihnen gefragt."

„Ich komme sofort," versetzte der Kammerherr. „Nur noch wenige Minuten! Sie verzeihen — eine kleine verschwiegene Angelegenheit mit der gnädigsten Frau."

„O, wir sind diskret!" sagte Fräulein von Katz, mit einem neugierigen Blick auf den dicken Baron, und dann

huschte sie, von ihrem schüchternen Anbeter gefolgt, zur Thür hinaus.

Der Kammerherr horchte einen Augenblick hinaus und setzte sich dann mit geheimnisvoller Miene neben die schon wieder befangen errötende Intendantin.

„Ich habe mir vorhin eine unvorsichtige Andeutung entschlüpfen lassen, meine Gnädigste," begann er gedämpften Tones. „Aber ich kenne ja Ihr gutes Herz und Ihre Verschwiegenheit, und das verleiht mir den Mut, Sie zu bitten . . . äh, hm! Kurz und gut: Wie denken Sie über Fräulein Boland? Ich meine nicht als Künstlerin — in Bezug auf ihre persönlichen Eigenschaften? Sie haben ja durch den täglichen, ich darf wohl sagen intimen Verkehr mit der jungen Dame gewiß Gelegenheit genug gefunden, sich über sie ein Urteil zu bilden."

„O, ich kann nicht anders sagen," versetzte die gute Baronin etwas unsicher, „sie hat mir von Anfang an einen recht angenehmen Eindruck gemacht."

„In der That? — Ja, Sie müssen schon verzeihen, gnädige Frau, daß ich Sie mit dieser Affaire zu belästigen wage; aber der Scharfblick einer klugen, erfahrenen Dame ist der sicherste Pilot für einen verliebten Mann. Hähä! Uebrigens, Ihr Herr Gemahl wäre wohl auch in dieser Sache etwas allzu sehr Partei gewesen."

„Wie meinen Sie das?"

„O, ich . . . Wer sollte ein so bezauberndes Mädchen nicht entzückend finden? — Also, Sie meinen wirklich, gnädige Frau, daß Fräulein Boland . . . äh — Sie halten sie für comme il faut?"

„O gewiß — ein charmantes, heiteres Mädchen!"

„Nicht wahr? Wie freue ich mich, daß unsre Ansichten so übereinstimmen! Tausend Dank, meine gnädige Frau! Und — Diskretion, nicht wahr?" Der

Kammerherr stand auf und verabschiedete sich mit einem Handkuß.

„Ja, haben Sie denn wirklich ernste Absichten?“ wagte endlich die kleine Dame mit verlegener Neugier zu fragen.

Und der Kammerherr tippte bedeutungsvoll auf sein Herz und sagte: „Es gärt noch!“ Dann machte er eine abermalige rasche Verbeugung und verließ die Intendantenloge. —

In demselben Augenblick, wo er über die Schwelle in den engen Vorraum trat, löste sich Wally von Katz mit einem kleinen erschrockenen „O weh!“ aus den Armen des Grafen Bracke, der seinerseits noch viel tiefer errötete als das kleine Fräulein und sich mit einem verlegenen „Pardon!“, als hätte er ihm auf den Fuß getreten, vor dem Kammerherrn verbeugte.

Der riß seine kleine Aeuglein weit auf und drohte mit seinem breitesten Lächeln dem ertappten Liebespaar.

„Ei, ei! — Oder darf man gratulieren?“

Wally suchte in großer Hast ihr duftiges Spitzentüchlein hervor, kehrte ihr Gesicht nach der Wand zu und versuchte zu weinen. „Sie alter, gräßlicher Mensch, Sie!“ schalt sie unter ihren Händen hervor, die sie kindisch an die Augen gedrückt hielt. „Natürlich bringen Sie das jetzt sofort in der ganzen Residenz herum!“

„O, bitte recht sehr! Sie kränken mich tief!“ flüsterte der Kammerherr, dicht hinter sie tretend. „Sie haben nur zu befehlen, und Ihr süßes Geheimnis bleibt in meinem verschwiegenen Busen begraben bis zum jüngsten Tage!“

Dieser kleine Aufenthalt hatte genügt, um das zaghafte Gemüt des verliebten Husaren zur Entscheidung zu treiben. Mit leichter Befangenheit, die sein frisches Gesicht geradezu anmutig erscheinen ließ, trat er dem Baron einen Schritt näher und sagte: „O, bitte sehr! Sie brauchen Ihren ver-

schwiegenen Busen gar nicht anzustrengen. Wir haben uns soeben zwischen Thür und Angel verlobt."

„Bravo! bravo!" rief der Kammerherr ein wenig doppelsinnig, indem er zuerst Wally von Katz die Hand schüttelte. „Nein, was wird die durchlauchtige Medizinalrätin sich freuen, daß ihr bräutliches Glück so unwiderstehlich ansteckend auf die jungen Herzen wirkt!"

Und dann schritt er lachend voran und das junge Pärchen, ganz kecklich Arm in Arm, hinter ihm drein.

„Habe ich es so recht gemacht?" flüsterte Graf Bracke dem glückstrahlenden kleinen Fräulein unterwegs zu.

„Gräßlich lange hast du mich zappeln lassen," tuschelte sie zurück. „Und ich glaube, wenn dieser alte Ekel uns nicht ertappt hätte . . ."

„O nein, gewiß nicht! Heute abend beim Balle wollte ich die Schicksalsfrage thun, auf Ehre!"

„Ja, ja, Sie hatten ja auch guten Grund, an Ihrer Unwiderstehlichkeit zu zweifeln, Herr Lieutenant! Wenn Sie mich nicht so heillos kompromittiert hätten, so würde ich mich natürlich noch sehr bedacht haben, ob ich es mit einem solchen notorischen Schmetterling wagen dürfte."

„Ich Schmetterling? O, o! Höchstens äußerlich!"

„Also ein Lamm im Wolfskleide!" kicherte sie. „Nun, sei nur still! Ich weiß ja — du bist einfach süß, Wölfchen!" — —

Noch bevor der dritte Akt begann, hatte das Brautpaar die Glückwünsche der hohen und höchsten Herrschaften in Empfang genommen.

Der Erbgroßherzog aber winkte, ehe er seiner Schwester und den übrigen Herrschaften vom Hofe in die Loge folgte, den Kammerherrn von der Rast zu sich heran und fragte ihn, ob er keinen Brief für ihn abzugeben habe.

„Jawohl, Königliche Hoheit! Allerdings! Ich wagte nicht in Anwesenheit . . ."

Der Kammerherr kam ins Stottern, denn er hatte thatsächlich gar nicht mehr daran gedacht, daß er ein Schreiben Melanies bei sich trug.

Georg Friedrich biß sich auf die Lippen, überzeugte sich durch einen raschen Umblick, daß er unbeobachtet sei, und steckte dann das dargereichte Schreiben in größter Hast zu sich. Er schritt bis an die Flügelthür der Hofloge, blieb dort stehen, strich sich mit der Hand über die Stirn, sann einen Augenblick nach und sagte dann, zu dem Kammerherrn gewendet: „Ach, lieber Rast, gehen Sie doch hinein und sagen Sie meiner Schwester, ich hätte Kopfschmerzen. Ich wollte mir den dritten Akt in der kleinen Loge anhören."

Der Baron verbeugte sich, und der Erbgroßherzog schritt rasch an ihm vorüber nach der äußeren Thür.

O, wie viel freudig erregte Gesichter gab es doch heute im großherzoglichen Hoftheater! Nicht einmal der unheimlich gellende Chor der gespenstischen Holländermannschaften vermochte dieses Wölfchen Bracke oder diese Wally von Katz mit achtungsvollem Schauder zu erfüllen! In der hintersten Stuhlreihe der Hofloge, ganz oben in der Ecke waren sie dicht zusammengerückt, und sie rieb, leise kichernd, ihre Schulter ein ganz klein wenig an seinem Aermel, und er trat sie, listig lächelnd, ein ganz klein wenig auf die Zehen — und das fanden diese lieben Kinder ungemein spaßhaft! Die andern Hofchargen in der Loge wie auch die Crême ringsum im ersten Rang wandten die neugierigen Blicke immer wieder von der Bühne ab und diesem jüngsten Brautpaar zu, und schienen an seinem kindischen Spiel mehr Gefallen zu finden, als an dem leidenschaftlichen Vorgang auf der Bühne.

Auch der Kammerherr von der Rast saß so behäbig auf seinem Sessel und lächelte so überaus wonnig, als würde nicht der fliegende Holländer, sondern eine pikante französische Komödie dort unten dargestellt.

O, dieser Baron von Camp! Wie der sich wohl giften würde, wenn ihm seine harmlose Gattin wiedererzählte, was er so geheimnisvoll mit ihr verhandelt hatte! O nein, er war nicht der Mann, um sich von einem Herrn von Camp ungestraft blamieren zu lassen!

Und das übrige Publikum freute sich des Sieges der Jugend im großherzoglichen Hoftheater und jubelte dem Fräulein Boland zu. Und das geistliche Ehepaar Cordell, das nach dem Weggang des jungen Paares in die erste Reihe eingerückt war, glaubte wenigstens in Vertretung lächeln zu müssen, obschon die Musik eben nicht nach des Herrn Pastors frühklassischem Geschmacke war und die Frau Pastorin mit der armen Senta ein Mitleid fühlte, wie etwa mit der heiligen Genoveva, die daheim auf der Pfarre über dem Sofa ihres Wohnzimmers hing.

Nur aus der großherzoglichen Prosceniumsloge starrte hinter der hochgezogenen Schiebewand hervor ein bleiches, verstörtes Antlitz teilnahmlos auf die Bühne hinunter. In seinen krampfhaft geballten Händen zerknitterte Georg Friedrich Melanies Brief, und lauter, gellender als das leidenschaftliche Wühlen des vollen Orchesters drang ihm der Verzweiflungsschrei der Geliebten, der aus diesen von Thränen verwischten Zeilen herausklang, durch die gemarterte Seele: Komm! Rette mich vor der Schande oder laß mich mit dir sterben!

Dreizehntes Kapitel.

Der Thronfolger benimmt sich auffallend.

Es war dem Erbgroßherzog unmöglich gewesen, den Schluß der Vorstellung abzuwarten. Er mußte Zeit gewinnen, um seiner Aufregung Herr zu werden, bevor er sich wieder unter diese lächelnd lauernden, festfrohen Menschen begab. Er verließ unbemerkt das Theater und ging, da sein Coupé noch nicht zur Stelle war, zu Fuß nach Hause. Im Schlosse angekommen, gab er der Dienerschaft die nötigen Befehle wegen des Wagens und fügte hinzu, daß er bis zur Abfahrt zur Hochzeitsfeier ungestört zu bleiben wünsche. Er ließ sich eine Lampe auf sein Zimmer bringen, und dann schloß er hinter dem Kammerdiener die Thür ab.

Mit großen Schritten durchquerte er einige Minuten lang das hohe Gemach, dann trat er an das offene Fenster und ließ den frischen Hauch der Frühlingsnacht an seine heiße Stirne wehen. Fast unbewegt dehnte sich vor seinem Blicke das dunkle Meer der hohen Wipfel des Parkes, aus welchem nur hier und dort, im sanften Lichte des ersten Mondviertels schimmernd, das Silbergrau gewaltiger deutscher Pappeln, Schaumkämmen gleich, aufleuchtete.

Welch ein tiefer Friede in dieser klaren, weit gespannten Himmelswölbung! Aus kühler Unendlichkeit her flimmerten diese Millionen von rastlos kreisenden, furchtbaren Feuerbällen nur wie lustige Illuminationslämpchen auf die schlaftrunkene Erde herab, die, in den tiefen Schatten der Nacht weich wie in Watte verpackt, mit all ihrem wilden Schmerz, ihrem nimmer ruhenden Weh dalag. Nur das Pfeifen der Lokomotiven von dem ziemlich entfernten Bahnhofe her gemahnte inmitten der träumerischen Stille an das ruhelose Treiben und Drängen des Menschengeistes. Und das wonnig unheimliche Schweigen des Waldes wurde nur

hin und wider gestört durch das spöttische Lachen eines Käuzchens.

Lange lehnte Georg Friedrich zum Fenster hinaus; aber die friedliche Stille der Natur wollte nicht, mit Flieder-duft und Maienluft vereint, sich einatmen lassen. Kann denn überhaupt die Natur dem denkenden Menschen Frieden bringen? Ist sie denn nicht im Grunde gerade so heuch-lerisch verlogen, so des Mitleids bar und selbstsüchtig wie die menschliche Gesellschaft, aus der wir verwirrt und ver-wundet zu ihr hinausfliehen? Bedeckt sie nicht ihre Ab-gründe mit Blumen und kleidet sie nicht ihre giftigsten Geschöpfe in die reizendsten Gewänder? Kennt sie ein andres Recht als das des Stärkeren, und ist sie nicht etwa platterdings brutal, wo sie wahr ist? Der Kauz da, das ist ein Weiser, der für den sentimentalen Mondscheinzauber nur ein kaltes Lachen hat. Er flattert durch die verschwie-gene Dämmerung des Waldes, in dem liebende Pärchen sich treffen und wonnesam kosen, lautlos einher und — mordet schwächere Geschöpfe im Schlafe. O nein, hier wie dort ganz dieselbe Lüge, dasselbe Bestreben, mit den raffiniertesten Künsten der Verstellung die Wahrheit zu verschleiern. Was das doch für Narren sein müssen, die immer nach Natur, nach Wahrheit schreien! Auch sein Freund Hans Joachim war solch ein sonderbarer Schwärmer gewesen, der ihm hatte einreden wollen, der wahrhaft edle Mensch müsse sich befreien von jeglichem Zwange der Verhältnisse und mit klaren, vernunftgeschärften Sinnen nur auf das eine Ziel zustreben, sich seiner innersten Natur entsprechend auszu-leben — so wenigstens hatte er ihn verstanden! Als ob es überhaupt ein freies Wollen gäbe in diesem irdischen Dasein! Eiserner Zwang überall, wohin man schaut! Und ein Sklav' der höchststehende Mensch ebensosehr wie die unscheinbarste der Mikroben! Was hatte er denn anders

gethan, als eben seiner innersten Natur nachzuleben versucht? Und wohin war er damit gekommen? — Eben dahin, wohin ein nervenkranker Gymnasiast heutzutage zu kommen pflegt, der nicht versetzt wurde, oder eine schmachtende Nähmamsell, der ihr Schatz untreu geworden ist!

Mit einem unterdrückten Fluch trat der Erbgroßherzog vom Fenster weg und richtete einen fast lüstern lächelnden Blick auf den Gewehrschrank, in dessen Scheiben sich das gedämpfte Licht der Lampe spiegelte und die Läufe der darin aufgehängten Mordwerkzeuge verführerisch blinken ließ. Er strich sich über die Stirn und stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf. Nein! Nicht diesen jämmerlichen Komödienschluß! Etwas wollte er als deutscher Fürst aus altem, kernigem Geschlecht doch vor dem weltmüden Plebejer voraus haben! Brutal mußte er sein, wenn die Welt Respekt vor ihm haben und daran glauben sollte, daß er Charakter besitze.

Er zog den zerknitterten Brief der Geliebten noch einmal aus der Tasche und glättete ihn auf seiner Schreibmappe, dann ließ er sich langsam in den Ledersessel gleiten und las die inhaltsschweren Zeilen noch einmal durch. Es zerriß ihm das Herz, was er da las, jedes einzelne Wort bohrte sich wie mit einem scharfen Stachel in seine Seele — seine Brust keuchte, seine Nüstern blähten sich und seine Lippen zuckten in dem krampfhaften Bemühen, die heißen Thränen verzweifelten Mitleidens, selbstquälerischer Wut zu unterdrücken. Er küßte die Stellen, welche von ihren Thränen verwischt waren — und dann lehnte er sich in seinen Sessel zurück und preßte seine beiden Hände fest in die Augenhöhlen.

Lange Zeit saß er so, in dumpfen Schmerz verloren, und hörte weder das Silberglöckchen seiner Stutzuhr die Stunden schlagen, noch auch die Equipagen in den Schloßhof rollen. Endlich — die Uhr zeigte bereits ein viertel elf —

setzte er sich mit einem energischen Ruck aufrecht, nahm einen Briefbogen zur Hand und schrieb mit seinen gewohnten großen Zügen, die Zeilen von unten nach oben schräg laufend, folgende Worte:

„Mein teurer Vater!

„Du hast recht, ich darf nicht länger zögern. Was mich dieser Entschluß kostet, das weiß . . ."

Er stutzte bei diesen Worten und machte mit einem halblauten, ärgerlichen „Ach was!" zwei dicke Striche hindurch; dann seufzte er tief auf und fuhr nach kurzem Besinnen fort:

„Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde schon morgen, dem Wunsche des Königs folgend, abreisen, und ich denke, daß bereits in wenigen Tagen das glückliche Deutschland durch die Freudenbotschaft von der Verlobung Deines gehorsamsten Georg Friedrich mit der königlichen Prinzessin Clementine überrascht werden wird. Fiat justitia, pereat mundus!

Dein getreuer Sohn

Georg Friedrich."

„P. S. Die kleine Katz hat heute abend meinen gräflichen Leibtrabanten endlich glücklich eingefangen. Er ist förmlich beschämt über sein Glück. Darf ich ihn unter diesen Umständen noch behalten?"

Er überflog noch einmal, was er geschrieben hatte, schüttelte den Kopf und biß sich auf die Lippen. Dieser bitterböse ironische Ton würde seinem Vater wenig behagen, mußte er sich sagen, und er erhob das Blatt, um es zu zerreißen. Gleich darauf legte er es wieder hin und faltete es mit raschem Entschluß zusammen. Besser, d. h. heuchlerischer brachte er es heute in seiner Verzweiflungsstimmung

doch nicht fertig! Er steckte den Brief in den Umschlag und schrieb in festen Zügen die Adresse darauf: „An Se. Königliche Hoheit, den Großherzog u. s. w." Dann zündete er eine Wachskerze an, um sein Siegel auf das Schreiben zu drücken.

Da klopfte es an die Thür. Er warf einen Blick nach der Uhr auf dem Aufsatze des Schreibtisches hinauf; sie zeigte auf halb elf. „Ach, schon so spät!" Das Fest bei Medizinalrats mußte schon längst begonnen haben — und Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Fürsten. Er sprang auf und schob den Riegel von der Thür zurück.

Seine Schwester, die Prinzessin Eleonore, trat rasch über die Schwelle. Sie brachte einen feinen Resedaduft mit herein und hatte bereits den weißseidenen, pelzgefütterten Umhang um die Schultern gelegt und ein leichtes Spitzentuch über ihre Frisur mit den blitzenden Diamanten gebreitet. Die raschelnde Schleppe hatte sie mit der Linken emporgerafft, in der Rechten trug sie einen kostbaren Spitzenfächer.

„Ach, du bist es!" rief der Erbgroßherzog, sie mit einem raschen, wenig freundlichen Blick musternd. „Mußt du mich wieder einmal an meine Pflicht erinnern? Ja, ja, ich mache dir viel Sorge, nicht wahr?"

„Allerdings hast du mir Sorge gemacht," versetzte Eleonore mit leisem Vorwurf. „Kein Mensch wußte, wo du geblieben seist, als ich am Schluß der Vorstellung nach dir fragte. Ich hatte wohl bemerkt, daß du wieder mit Rast Heimlichkeiten hattest — und das machte mich unruhig."

„Meine gestrenge Gouvernante traute ihrem Schützling das Schlimmste zu, nicht wahr?" spottete der Prinz. „Nun, freue dich, Schwesterchen, dein Werk ist vollbracht. Jetzt wirst du bald wieder gute Tage haben. Sieh 'mal, was da auf dem Tisch liegt. Du könntest so freundlich

sein und 'mal inzwischen mein Petschaft aufdrücken. Entschuldige mich einen Augenblick!" Damit zog er sich in das anstoßende Schlafgemach zurück, ließ jedoch die Thür hinter sich halb offen.

Neugierig trat die Prinzessin an den Schreibtisch und las die noch nasse Aufschrift des Briefes.

„Ah, du hast an Papa geschrieben? Darf man fragen: was?" rief sie laut, indem sie sich anschickte, den Siegellack in die Flamme der Kerze zu halten.

Und aus dem Nebenzimmer ertönte die verbissene Antwort: „Ich habe das Todesurteil des anständigen Menschen in mir unterschrieben. Es lebe der Erbgroßherzog!"

Ein Lächeln des Triumphes huschte über die feinen Züge der Prinzessin, während sie langsam die flammenden roten Tropfen auf den Briefverschluß fallen ließ. Plötzlich aber nahmen ihre Mienen einen ernsten, fast schmerzlichen Ausdruck an, und als sie das Petschaft von dem Siegel abgehoben hatte, setzte sie sich in den Schreibstuhl und betrachtete mit sinnender Wehmut das großherzogliche Wappen. Es war ihr da eine wunderliche symbolische Beziehung aufgestoßen zwischen dem unbedeutenden Dienst, den sie für ihren Bruder verrichtete, und dem großen Dienst, den sie seinem schwankenden Charakter unaufgefordert, ja hinterlistig erweisen zu müssen geglaubt hatte. Sein weiches, lichterloh brennendes Herz war es, auf das sie den kalten Wappenstein der politischen Pflicht gedrückt hatte.

Sie war heute weich gestimmt. Die kleine Katz, die sie immer für eine oberflächliche, kalt berechnende Person gehalten, hatte heute während der Fahrt vom Theater sich ihr, alle Etikette vergessend, so stürmisch an die Brust geworfen, unter echten Thränen gejauchzt und gestammelt: „Nun will ich ja so gut sein! Ich bin so namenlos glück-

lich! Ach, süße Hoheit, verzeihen Sie mir alle Dummheiten und alle Nichtsnutzigkeiten, die ich je begangen habe ..." Und in diesem echten Katzenstile, aber mit unverfälschten Naturtönen, war es fortgegangen bis heim zum Schlosse. Ja, bis in ihr Schlafgemach hinein hätte sie die kleine Wally mit ihrem glückstrunkenen Geschwätz verfolgt, wenn sie sie nicht beim Kopf genommen und ihr mit ein paar herzlichen Küssen den Mund gestopft hätte. Niemals zuvor in ihrem Leben hatte sie sich zu solchen Zärtlichkeiten gegen ihre Untergebenen hinreißen lassen. Sie war sich ihres eignen glücklosen Mädchentums plötzlich mit stechenden Schmerzen bewußt geworden, und sie hatte, voll neidischer Sehnsucht, von den Lippen dieses Mädchens ein wenig wegstehlen wollen von jener Fülle der Seligkeit, die der erste bräutliche Kuß in junge Herzen auszuströmen pflegt. Das brachte sie in die Stimmung, zu verstehen, was sie ihrem Bruder angethan hatte. — Und das Erbarmen kam über sie.

Als Georg Friedrich wieder aus seinem Schlafzimmer herauskam, stand sie rasch auf und ging ihm mit großen Schritten, die vornehme, schlanke Gestalt von den Falten der weißen Seide umrauscht, entgegen. Sie legte ihre Hände auf seine Schultern, suchte mit feucht verschleierten Blicken seine Augen und sprach: „Ich hab' dir sehr wehe gethan, Georg. Wenn du mir das vergeben kannst, so ist es mehr, als ich verdiene. Ich weiß, es war nicht meine Sache, dich an deine Pflicht als Fürst zu mahnen — wenigstens nicht auf diese Art! Was mich dazu bewog, das war ... o, das war so häßlich!"

Ganz leise sprach sie die letzten Worte vor sich hin, und dann lehnte sie den eigensinnigen, klugen Kopf an seine Schulter — ein Schauer lief ihr durch den ganzen Körper, so daß die kalten Brillanten in ihrem braunen Haar mit-

erschüttert wurden und bunte Funken stoben. Dann brachen die Thränen unaufhaltsam hervor.

„Eleonore!“ rief Georg Friedrich, aufs höchste erstaunt. War es doch so lange Jahre her, daß er die stolze Schwester nicht hatte weinen sehen! Sein Gemüt war so leicht zugänglich für fremdes Leid — er drückte die Schwester liebevoll an sich und drang mit sanfter Mahnung in sie, ihm ihr Herz zu öffnen.

„Nein, das kann ich nicht!“ sagte sie, indem sie sich von ihm losmachte und ihre Thränen trocknete. „Wenn du es nicht errätst ... ich schäme mich zu sehr!“ Und dann reckte sie sich empor, daß die Nähte ihres straffen Mieders knarrten, und fuhr ohne Uebergang fort: „Also du hast wirklich Papa geschrieben, daß du nachgeben willst?“

„Ja, morgen reise ich zur Verlobung.“

„Ah, wirklich! So rasch? — Und hast du schon der armen Melanie geschrieben?“

Georg Friedrich nahm die Spitze seines Schnurrbartes zwischen die Zähne und versetzte, bitter lächelnd: „Nein! Wie ich das anstellen soll, das werde ich mir heute nacht noch überlegen, während wir das Strumpfband der durchlauchtigsten Medizinalrätin austanzen.“

„Mein armer, lieber Bruder!“ sagte Eleonore in einem Tone, wie er ihn so weich aus ihrem Munde kaum noch vernommen hatte.

„Komm!“ rief der Prinz. „Wir haben uns schon ganz ungebührlich verspätet. Ich erzähle dir unterwegs, was mich heute endlich zu dem Entschluß gebracht hat. — Ich kann es dir übrigens auch gleich in zwei Worten sagen.“

Und während er sich den Säbel umschnallte, den Dolman um die Schulter warf und den Kolpak aufs Haupt

stülpte, sagte er in hartem, verbissenem Tone: „Melanie leidet unter den Folgen der Verirrung einer leidenschaftlichen Stunde. Als Thronfolger eines deutschen Bundesstaates kann ich mich aber unmöglich aus diesem Grunde zur Heirat zwingen lassen, wie mein Kutscher, wenn er mit meinem Küchenmädchen Dummheiten gemacht hat. Ganz Europa würde schreien: Das ist lächerlich! Das ist skandalös! — Und ganz Europa würde Recht haben — obgleich meiner bescheidenen Ansicht nach mein Kutscher vielleicht der sittlichere Mensch von uns beiden wäre. Nun bliebe mir noch übrig, mit ihr vereint zu sterben — und dadurch ein paar beutegierigen Dichterlingen willkommenen Stoff zu liefern. Gräßlicher Gedanke! Es bleibt mir nichts übrig, als Charakter zu zeigen und ihr zu sagen: Kannst du nicht ohne mich leben, so stirb! — Hans Jochen hat mir übrigens versprochen, mich für den Fall, daß ich einmal diesen fürstlichen Charakterbeweis geben sollte, über den Haufen zu schießen. Ich hoffe, daß er Wort halten wird. Dann ist es auf einmal ausgestanden und alle Teile können zufrieden sein!“

„Georg! Bist du bei Sinnen? Das kann nicht dein Ernst sein, das ist ja . . .“

Entsetzt über den verzweiflungsvollen Hohn in den Worten ihres Bruders, lief die Prinzessin auf ihn zu, um ihn zurückzuhalten. Aber er hatte schon die Schwelle überschritten, und draußen im Vorzimmer stand Graf Bracke und der Kammerdiener. Die Lippen fest aufeinander pressend, legte sie ihren Arm in den des Bruders und ließ sich von ihm die Treppe hinunter an den Wagen geleiten, in welchem das Fräulein von Katz ihrer bereits ungeduldig harrte.

Georg Friedrich nahm in einem zweiten Coupé mit seinem Adjutanten Platz. —

„Entschuldigen Sie, lieber Bracke, daß ich Sie so lange habe warten lassen!"

„Königliche Hoheit befinden Sich hoffentlich jetzt besser."

„Das könnte ich eben nicht sagen. Ich will einmal versuchen, mir die Kopfschmerzen wegzutanzen. Uebrigens: ich habe Ihnen noch gar nicht so recht ordentlich Glück gewünscht. Sie werden wohl heute ausschließlich mit Ihrer Braut tanzen. Sagen Sie, wie hat sich denn das so plötzlich gemacht? Warum haben Sie sich gerade den Zwischenakt des fliegenden Holländers zur Verlobung ausgesucht?"

„Ja, ich weiß eigentlich selbst nicht recht, wie die Sache anfing. Den Kuppelpelz hat sich jedenfalls Herr von der Rast verdient."

„Ach, der?!" rief der Erbgroßherzog, unangenehm berührt. Und er versank von da an in Schweigen und hatte für die muntere Selbstverspottung, mit welcher sein Adjutant die Geschichte seiner Ueberrumpelung zum besten gab, nur ein mattes, abwesendes Lächeln.

Fünf Minuten später stieg er bereits die Treppe zu den Festräumen in der Villa des Professors hinauf, wo die glänzende Gesellschaft schon seit einer Stunde versammelt war und in jämmerlich ausgehungertem Zustand auf das Erscheinen der jungen Herrschaften gewartet hatte. Tante Chochotte schien nicht übel Lust zu haben, ihm die arge Verspätung als eine absichtliche Nichtachtung auszulegen, und er mußte bei Tische als ihr Nachbar eine geradezu krampfhafte Liebenswürdigkeit entfalten, um sie wieder zu versöhnen. An seiner andern Seite saß die brave Frau Pastorin Cordell, und es war wahrlich keine leichte Aufgabe für den armen Prinzen, die Unterhaltung mit zwei solchen Nachbarinnen im Fluß zu erhalten und gleichzeitig sich auf eine abermalige kleine Tischrede vor-

zubereiten, die man doch ohne Zweifel von ihm erwartete. Er mußte rasch und viel trinken, um seiner trostlosen Stimmung Herr zu werden; dann aber wurde er so gesprächig und heiter, daß alle Welt, und besonders die Frau Pastorin, ganz entzückt von ihm war. Auch das Hoch auf das würdige junge Ehepaar glückte ihm überraschend gut, obwohl er in dem Augenblick, als er sich erhob, noch keine Ahnung hatte, was er sagen würde. Es waren lauter Redensarten, wie sie jeder loyale Zeitungsschreiber bei dergleichen Anlässen, ohne sich lange zu besinnen, aufs Papier wirft. Der Redner selbst fand den verlogenen Schwulst, den er der festlichen Tafelrunde auftischte, abgeschmackt genug; aber in seiner Galgenlaune that er sich so recht eine Güte damit an, daß er Phrasen auf Phrasen häufte, indem er den erbaulichen Gedanken von der Macht der reinen Liebe, welche die engen Schranken alter Standesvorurteile allein niederzureißen im stande sei, wie einen Kuchenteig platt ausrollte. —

Als nach Aufhebung der Tafel Prinzessin Eleonore die erste Gelegenheit ergriff, um dem Bruder mit sanftem Vorwurf ihre Bedenken über seine gefährlich liberale Rede auszusprechen, da zwirbelte er mit leisem Hohnlachen sein blondes Bärtchen auf und erwiderte: „Was willst du denn? Das ist der bekannte Thronfolger-Liberalismus, der gehört auch mit dazu. Jetzt wird mich unsere weltbewegende Presse zu ihrem Renommierfürsten erheben, und über acht Tage werde ich für diese überwältigende Ehrenbezeugung durch meine Verlobung mit einer königlichen Prinzessin quittieren. Weht der Wind aus Westen, dann kriegen die alten Excellenzen, die Worbisse und ihresgleichen, das Reißen in allen Gliedern und gehen ernstlich mit sich zu Rate, ob sie wohl auf ihre alten Tage noch einmal ihre Gesinnungen wechseln könnten! Und springt er dann plötzlich wieder nach

Osten um, dann recken die wackligen Alten die Hälse wieder steif in die Höh', und die flotte Jugend läßt die Köpfe hangen und ballt die Faust in der Tasche. Was soll unsereinem denn sonst noch Spaß machen in diesem niederträchtigen Leben, wenn man sich nicht mehr daran ergötzen könnte, wie artig diese Menschenpuppen tanzen, mit denen es unsereins zu thun hat! — O, verlaß dich darauf, ich befinde mich jetzt vollständig auf der Höhe meiner Aufgabe. Ich denke, der heutige Tag hat mich thronreif gemacht; denn was man so als Selbstverleugnung zu rühmen pflegt, das ist doch meistens nur das Talent, seine Mitmenschen über seine wahren Meinungen und Gefühle geschickt zu täuschen. Sie wollen es ja nicht anders haben!"

Die Prinzessin kam nicht dazu, ihm zu antworten, denn in diesem Augenblick begann die Musik zur Polonaise aufzuspielen, und sie mußte sich dem voranschreitenden jungen Ehepaar am Arme eines der vornehmsten Gäste anschließen. In der nächsten Tanzpause aber forderte sie den Erbgroßherzog zu einem Gange durch die entlegeneren Zimmer auf; denn es drängte sie, ihm etwas zu sagen, worüber sie schon den ganzen Abend über nachgedacht hatte.

Sie fanden das Studierzimmer des Professors von Menschen leer, und Eleonore benutzte die gute Gelegenheit und sagte hastig, jedoch voll Wärme: „Du machst mir solche Angst, lieber Georg, mit deiner abscheulichen Philosophie! Wohin soll das führen — diese Menschenverachtung, dieser trostlose Pessimismus? Gerade du hast ja mehr Gelegenheit gehabt, die Menschen achten zu lernen, als leider die meisten unserer Standesgenossen."

„Was meinst du damit?" fragte der Prinz unsicher.

Und Eleonore wandte den Kopf ein wenig zur Seite, scheinbar von einem Gemälde angezogen, und erwiderte:

„Ich glaube nicht, daß du trotz deines Liebesleidens es so weit in der Weltverachtung gebracht hättest, wenn du nicht im Unfrieden von Kospoth geschieden wärest. In ihm hattest du doch einen Freund zur Seite, der sich nie zu einer dieser feigen Lügen bequemt hat, die dir die Menschheit so verächtlich machen, und der trotzdem die gesellschaftlichen Formen zu meistern verstand, wie man es von jedem Manne von guter Erziehung verlangt. Dein leidenschaftliches Temperament treibt dich immer gleich ins Extreme. Du wirfst das Unbedeutendste mit dem Allergewichtigsten zusammen, um deinen Groll damit zu heizen."

„Hast du mich hierher gelockt, um mir diese Predigt zu halten?" unterbrach sie Georg Friedrich ungeduldig. „Wundert es dich, wenn ich ausschlage und um mich beiße, wenn mir der kategorische Imperativ die Sporen ins wunde Fleisch jagt? Hast du schon vergessen, wozu dich selbst die leidenschaftliche Verblendung getrieben hat? Und dein berühmter Kospoth. . . . Ach so, jetzt begreife ich auch! Eine schöne Zwickmühle, in der da mein armer Schädel zu Pulver verrieben wird! Haha! Hans Jochen war auch nur so lange der ideale, selbstlose Zukunftsmensch, als bis er entdeckte, daß sein Mädchen mich lieber mochte, als ihn; aber sobald ihm darüber ein Licht aufgegangen war, da hatte auch seine allumfassende Gerechtigkeit ein Ende. Er forderte seinen Carlos vor die Mündung seiner Pistole — derselbe Mann, der das Duell für ein Verbrechen oder mindestens doch für eine Dummheit erklärte!"

Eleonore antwortete gar nicht auf diese höhnische Anklage, sie schüttelte nur den Kopf und seufzte. Und dann, als sie im Nebenzimmer Stimmen sich nähern hörte, griff sie rasch nach ihres Bruders Hand und flüsterte ihm hastig zu: „Thu' mir die Liebe, Georg, und schicke den Brief, den du heute an Papa geschrieben hast, nicht ab! Ich wage

nicht daran zu denken, was alles daraus entstehen könnte, und ich müßte die Verantwortung dafür mittragen — und davor zittere ich! Schreibe heute noch an Kospoth, öffne ihm dein Herz ohne Rückhalt und bitte ihn um seinen Rat! Hörst du, Georg? Versprich mir das!"

„Kospoth sollte in dieser Frage entscheiden? Das wäre doch wohl ein bißchen viel verlangt!" sagte der Prinz, ironisch lächelnd. „Ich glaube, du bist nicht recht . . ." Er zuckte die Achseln und entzog seine Hand ihrem festen Griff, da in diesem Augenblick die breite Figur des Kammerherrn von der Rast in der Thüröffnung erschien.

Schleppenden Schrittes und atemlos vor sich hin keuchend, schob sich der dicke Hofmann über die Schwelle und trocknete sich im Vorwärtstappen den Schweiß vom Gesicht. Dabei entging ihm die Anwesenheit der jungen Fürstlichkeiten, welche hinter der nach innen sich öffnenden Flügelthür standen, und er ließ sich, ungeniert ihnen den Rücken zuwendend, in einen niedrigen Polstersessel fallen und stöhnte ganz laut: „Ah! Puh! Jemine! Gräßlich!"

„Sie sind ja ganz aufgelöst, Baron!" rief der Erbgroßherzog scherzend, indem er mit zwei raschen Schritten hinter den Sessel des Kammerherrn trat, der alsbald pflichtschuldigst aufspringen wollte. „Nein, bitte, bleiben Sie nur sitzen!" fuhr er fort, indem er ihn wieder auf seinen Sitz hinunterdrückte. „Sie haben wohl aus Begeisterung über den Sieg der Boland ein wenig zu eifrig getanzt?"

Der Kammerherr bemühte sich, das gewohnte Lächeln in seine fleischigen Züge zu zaubern, und versetzte: „O nein, ich habe nur einen Rundtanz gewagt — aber der hatte es in sich! Nachdem Königliche Hoheit bei der Polonaise das Beispiel gegeben, hielt ich es für meine Pflicht, die Frau Pastorin Cordell aufzufordern. Sie sagte unbegreiflicherweise nicht nein — und das hat mir den Rest gegeben."

Obwohl ihm der Kammerherr seit heute abend noch verhaßter war als vordem schon, konnte sich der Erbgroßherzog doch nicht enthalten, über seine klägliche Miene zu lachen. Und Prinzessin Eleonore trat auch mit einer bedauernden Bemerkung herzu, aber nur in der Absicht, in seinen Mienen nachzuforschen, ob er nicht vielleicht nur eine Komödie mit ihnen spiele, um es zu verbergen, daß er im Nebenzimmer gehorcht habe. Allein diesmal schien er in der That unschuldig zu sein, oder er war wirklich ein ausnehmend guter Schauspieler.

Er hatte sich nun doch emporgerafft und sagte mit einem so ernsthaften Gesichte, wie man es fast niemals bei ihm sah: „Ich kann Königliche Hoheit versichern, es ist mir heute so wenig nach Tanz und andrer Lustbarkeit zu Mute, daß ich am liebsten bitten möchte, mich zurückziehen zu dürfen."

„Ja, was haben Sie denn? Ist Ihnen etwa Fräulein Boland untreu geworden?" fragte der Erbgroßherzog ironisch.

„Ich habe mein armes Kind sehr krank gefunden, als ich aus dem Theater nach Hause kam," antwortete der Kammerherr, indem er den dicken Kopf traurig senkte, und leiser setzte er hinzu: „Sie hatte einen Brief aus Treysa bekommen, der sie maßlos aufgeregt hat."

„Aus Treysa? Ah!" Georg Friedrich schrak zusammen und blickte hinter sich.

Eleonore huschte über den weichen Teppich geräuschlos aus dem Zimmer. Er war mit seinem Vertrauten allein und wiederholte noch einmal leise die bange Frage: „Aus Treysa?"

„Ja, Fräulein Melanie hat ihr geschrieben . . . Königliche Hoheit werden es ja inzwischen schon aus ihrem eigenen Briefe erfahren haben. Ich muß gestehen, ich war selbst

ganz starr. Von dieser Möglichkeit hätte ich mir nichts träumen lassen! — Ich will Königliche Hoheit keinen Vorwurf machen — wer kann wissen, wozu die Leidenschaft. ... Aber meine arme Doris hat sich das Unglück so zu Herzen genommen — sie redet sich ein, sie wäre mit daran schuld, weil sie sich zum Werkzeuge ihres Vaters gebrauchen ließ! O, Königliche Hoheit, das arme Mädchen, das nie ein unfreundliches Wort über seine Lippen gebracht hat, hat mir Dinge gesagt! ... Und ich habe doch nur gethan, was ich als treuer Diener meines gnädigsten Herrn für meine Pflicht hielt."

Georg Friedrich biß sich auf die Lippen, daß es schmerzte, und wandte sich ab. Er vermochte nichts zu erwidern; aber sein Gewissen sagte ihm: „Der Schuldigste bist du!"

Der Kammerherr schien zu erwarten, daß er ihm zu Hülfe kommen, ein entschuldigendes Wort an ihn richten würde; aber da keine Antwort erfolgte, seufzte er nur tief auf und betupfte sich abermals mit seinem gelbseidenen Schnupftuch das erhitzte Gesicht. Dann fuhr er flüsternd mit einem halb verlegenen, halb selbstbewußten Lächeln fort: „Ich glaube, Königliche Hoheit werden mit mir zufrieden sein. Wenn die Unglücksgeschichte ans Tageslicht kommt, wird alle Welt mich für den Missethäter erklären. Na, ich habe ja einen breiten Rücken, der schon einen kleinen Steinhagel aushalten kann! — Mein armes Mädel hegte ja eine solche schwärmerische Verehrung für Fräulein von Treysa, daß sie über ihren Verlust trauert, wie wenn ihr zum zweitenmal die Mutter gestorben wäre. Ich glaube aber, ich habe den rechten Trost für sie gefunden — und hoffe, damit auch Eurer Königlichen Hoheit einen Dienst zu leisten, der ..."

„Was wollen Sie thun?" rief der Erbgroßherzog fast

laut und wandte sich dabei so plötzlich herum, daß der Kammerherr erschrocken zusammenfuhr und unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

Ein wenig unsicher und mit einem halb demütigen, halb erwartungsvoll gespannten Gesichtsausdruck sprach er: „Ich habe meiner Tochter gelobt, mein Unrecht dadurch zu sühnen, daß ich Melanies Schmach auf mich nehme und ihr meine Hand anbiete."

Georg Friedrich öffnete die Augen weit und streckte die Arme gegen den Baron vor, als wollte er ihn an den Schultern packen.

„Herr! Das haben Sie Ihrer Tochter gesagt?" rief er mit heiserer Stimme. „Sie sind ja . . .!" Er vermochte nicht weiter zu reden.

Und das nichtsnutzige breite Lächeln legte sich wieder um den Mund des Kammerherrn, als er, die Aufregung des Prinzen völlig mißverstehend, erwiderte: „Ja, die Größe meines Opfers schien allerdings auch Doris im ersten Augenblick zu überwältigen. Ich hielt es für das beste, ihr Zeit zu lassen, sich zu fassen."

Georg Friedrich starrte dem Sprecher ins Gesicht, als traue er seinen Ohren nicht. Nur mit Anstrengung gelang es ihm, einen sehr deutlichen Ausdruck seiner Empörung, der ihm unwillkürlich auf die Lippen trat, hinunterzuwürgen. Und der Kammerherr, der das ausdrucksvolle Gesicht seines jungen Fürsten so voll Haß und Verachtung auf sich gerichtet sah, wich erstaunt und ängstlich zurück und begann unzusammenhängendes Zeug zu stottern.

In diesem Augenblick stimmte drüben im Ballsaal die Musik einen leichtsinnig dahinrasenden Galopp an und Georg Friedrich drehte sich kurz auf dem Absatz herum, daß die Sporen klirrten, und verließ eiligst das Studierzimmer des Professors. Im raschen Durchschreiten der zwischenliegenden

beiden Zimmer bemerkte er, in einem lauschigen Erker versteckt, seinen Adjutanten im traulichen Zwiegespräch mit seiner Braut. Er trat auf das Pärchen zu, verbeugte sich kurz vor dem Grafen und fragte: „Ist es erlaubt?"

„O, bitte sehr, Königliche Hoheit!" beeilte sich der zu versichern, obwohl es gegen die Sitte und ihm wenig angenehm war, sein Bräutchen schon am Verlobungstage einem Andern zum Tanze abtreten zu sollen. Er selbst ergriff Wally bei der Hand und führte sie dem Erbgroßherzog entgegen; trotzdem sie halb schmollend, halb befangen sich gegen diesen Bruch mit dem Herkommen wehren zu wollen schien.

Ehe sie noch die Schwelle des Ballsaals überschritten, hatte sie der Prinz bereits um die Taille gefaßt, und nun stürmte er durch die erstaunt Platz machenden Zuschauer hindurch in rasendem Tempo mit ihr in den Wirbel der Tanzenden hinein.

Dem Fräulein von Katz schlug das Herz in banger Sorge, daß das seltsame Benehmen des Thronfolgers sie in den Augen der Gesellschaft bloßstellen könnte. Viele von diesen Leuten erinnerten sich gewiß noch der üblen Nachrede, die vor einigen Jahren über ihre Beziehungen zu Georg Friedrich im Schwange gewesen war, und es war gar nicht so undenkbar, daß sein auffälliges Benehmen irgend einen boshaften Beobachter reizte, ihren ahnungslosen Bräutigam auf eine gefährliche Fährte zu bringen. Seit er von seiner Reise zurückgekehrt war, hatte der Erbgroßherzog kein vertrauliches Wort mehr mit ihr gewechselt und sich ängstlich gehütet, ihr gegenüber auf Vergangenes anzuspielen. Aber wie sie nun in seinem Arm lehnte und ihre leichte Gestalt wie im Fluge von ihm durch den bacchantischen Wirbel tragen ließ, da spitzte sie ängstlich die Ohren; denn sie glaubte bestimmt, daß er nur die

Gelegenheit gesucht habe, ihr irgend etwas Anzügliches zuzuraunen.

Aber er blieb stumm, er hatte nicht daran gedacht, das Fräulein in Verlegenheit zu setzen. Er wollte sich nur in den Strudel stürzen, um sich zu betäuben, die hämmernden Pulse sollten die schmerzhaft einschneidenden Bande zersprengen, mit denen der Ekel ihm die Kehle zusammenschnürte, und das gewaltsam in Wallung gesetzte Blut sollte ihn davor bewahren, daß die eisige, starre, dumpfe Verzweiflung ihn nicht umkrallte, die sein fieberndes Auge in leibhaftiger Schreckgestalt schon langsam auf sich zukriechen sah. Drei, vier, fünf Mal umkreiste er mit dem kleinen Fräulein den ziemlich weiten Saal. Sie war die beste und unermüdlichste Tänzerin der Hofgesellschaft, darum hatte er gerade sie erwählt. Und er drückte sie immer fester an sich — er sah das Ungeheuer in seiner Einbildung trotz seiner rasenden Flucht immer näher kommen, und er wollte sich festklammern an das lustige, heiße, blühende Leben.

„Bitte, bitte! Ich kann nicht mehr!“ keuchte Wally von Katz, als er zum sechsten Mal mit ihr herumtanzen wollte. Aber er hörte sie nicht, gewaltsam riß er sie weiter, bis sie endlich die Hand fest von seiner Schulter abstemmte und fast laut ausrief: „Sie müssen mich loslassen! Ich kann nicht mehr!“

In der Ecke, in der sie gerade Halt machten, stand ein leerer Stuhl, auf den das taumelnde Fräulein sich völlig erschöpft niedergleiten ließ. Und auch der Prinz schwankte und mußte sich an der Lehne dieses Stuhles sowie an der Wand festhalten, um nicht umzusinken. Vornübergebeugt, keuchend, stand er da und starrte an ihr vorbei mit irrem Blick in das Gewühl des Tanzes.

Wally bemerkte, wie die in der Nähe herumstehenden

Gäste sie und den Prinzen neugierig beobachteten, wie man sich lächelnd seine Bemerkungen zuflüsterte, und sie geriet ganz außer sich vor Scham und Zorn. Wofür sah sie denn der Prinz an, daß er glaubte, sich mit ihr etwas erlauben zu dürfen, was kein Kavalier sich einer Dame, und noch dazu einer jungen Braut gegenüber herausgenommen hätte! Das war ja kein Tanzen mehr, das war eine wilde Jagd gewesen! Und wie er sie an sich gedrückt hatte — alle Welt mußte es bemerkt haben! Sie war dem Weinen nahe und wäre am liebsten aufgesprungen und allein durch den Saal davongelaufen. Aber das hätte das peinliche Aufsehen nur ärger gemacht.

Ah, da kam ja Graf Bracke schon auf sie zu! Gewiß war er eifersüchtig, entrüstet wohl gar. Wenn er nur keine Scene machte! — Ein öffentlicher Skandal an ihrem Verlobungstage — schrecklich!

Rasch erhob sich die kleine Katz und flüsterte dem Prinzen zu: „Führen Sie mich meinem Bräutigam entgegen, Königliche Hoheit! O, warum haben Sie das gethan?“

Der Prinz warf mit einem Ruck den Kopf in die Höh' und suchte sich zu besinnen; aber er schien den Sinn ihrer Worte nicht begriffen zu haben. Denn er sah mit einem so abwesenden Blick über sie hinweg, daß ihr wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf fuhr, er müsse krank sein.

Ein paar Sekunden später stand Graf Bracke vor ihnen, verbeugte sich kurz vor dem Erbgroßherzog und sagte leise, mit ernster Miene: „Königliche Hoheit gestatten wohl, daß ich meine Braut . . .“

Nun sah der Prinz mit seinem unheimlich weiten Blicke den Sprecher an, dann verzog er den Mund zu einem Lächeln und unterbrach ihn halblaut und keuchend:

„Schon? Ach, schade! Fräulein von Katz tanzt so göttergleich, daß man niemals aufhören möchte. Lassen Sie mich nur noch diesen Galopp zu Ende . . . dann ist ja alles aus!"

Der Adjutant trat noch näher an seinen Herrn heran und flüsterte ihm zu: „Königliche Hoheit sind krank. Man ist bereits allgemein aufmerksam geworden. Ich möchte bitten, Königliche Hoheit nach Hause begleiten zu dürfen."

Da packte Georg Friedrich den zierlichen Husaren fest um das linke Handgelenk und versetzte leise, fast flehend: „Was wollen Sie von mir? Lassen Sie mich doch tanzen! Ich werde wahnsinnig, wenn ich nicht mehr tanzen darf!"

Graf Bracke warf seiner Braut einen bedeutungsvollen Blick zu, dann reichte er ihr den Arm und geleitete sie, ohne seinem unglücklichen Fürsten weiter Rede zu stehen, aus dem Saale hinaus und wieder nach jenem Erker im Nebenzimmer, von wo aus sie der Prinz zum Tanze geführt hatte. Wally vermochte nicht mehr an sich zu halten. Sobald sie wieder auf ihrem alten Platze saß, brach sie in Thränen aus, und ihr Bräutigam konnte sie nur mit Mühe durch die Versicherung beruhigen, daß er ihr keineswegs zürne, und indem er sie bat, auch dem Erbgroßherzog nicht nachtragen zu wollen, wozu ihn seine krankhafte Aufregung verführt habe. „Du glaubst nicht," schloß er, „wie furchtbar tief ihm die Geschichte mit der Treysa gegangen ist. Jetzt muß da eine Krisis eingetreten sein. Ich habe es ihm wohl angemerkt, daß er heut wieder einen aufregenden Brief bekommen hat. — Furchtbar leid thut er mir — aber was wird's ihm helfen? Es weiß ja schon alle Welt, daß er sich nächstens mit der Prinzessin Clementine verloben muß. Warte hier einen Augenblick, ich will mich hinter den Medizinalrat stecken, der muß ihn bewegen, nach Hause zu fahren."

Er war noch nicht zwei Minuten fort, als plötzlich,

ohne daß sie ihn hatte kommen sehen, der Erbgroßherzog vor Wally stand. Er lehnte sich über die eichene Brüstung, welche den Erker im Halbkreis umhegte, schaute mit brennenden Blicken in ihr ängstliches Gesichtchen und flüsterte: „Ach, kleine Katz, liebe, kleine Katz! Als wir uns liebten, da war alles anders, da war ich glücklich! Das ist jetzt alles aus! Komm, laß uns nur noch einmal zusammen tanzen! Es packt mich wieder, wenn ich nicht mit dir tanzen darf! Komm, komm, du warst mir doch früher so gut!“ Und er streckte seinen Arm über das Geländer hinweg, um sie bei der Hand zu ergreifen.

„Prinz! Sie sind wahnsinnig!“ flüsterte Wally entsetzt, indem sie rasch aus dem Bereich seiner Arme zurückwich. „Ich rufe um Hilfe, wenn Sie nicht fortgehen! Sehen Sie doch, dort kommen Leute!“

Mit wirrem Lächeln wandte Georg Friedrich sich um. Durch die nach dem Flur führende Thür trat ein Diener herein, der verschiedene kalte Getränke auf einem Präsentierbrett trug, und in der andren Thüröffnung, die nach den Wohnräumen führte, erschien im selben Augenblick schwankenden Schrittes, von dem schönen, weißbärtigen Professor begleitet, die plumpe Gestalt des Kammerherrn von der Rast. Bei seinem Anblick schien den unglücklichen Prinzen der helle Wahnsinn zu packen. Mit drohend erhobenen Fäusten stürzte er auf den verhaßten Kuppler los, um ihn zu Boden zu schlagen. Und fast hätte den Professor Cordell, der mit rascher Geistesgegenwart dazwischentrat, der wütende Schlag getroffen, wenn er nicht noch im letzten Augenblick den Kopf zurückgebogen hätte.

„Lassen Sie den Baron in Frieden,“ redete der berühmte Arzt den Rasenden mit zwingendem Ernste an, und dann legte er ruhig seine Hand auf den zitternden Arm des Prinzen und hielt ihn so fest, bis der Kammer-

herr das Zimmer durch die Außenthür verlassen hatte. „Was wollten Sie dem Manne anthun?“ begann er dann von neuem leise und vorwurfsvoll. „Königliche Hoheit wissen wohl nicht, daß er soeben an das Totenbett seiner Tochter gerufen worden ist?!“

„Was ist das?“ rief Georg Friedrich laut, und die überraschende Kunde schien ihn wieder zu sich zu bringen.

Die Scene war vom Ballsaal aus beobachtet worden, und da zudem der Tanz gerade aufhörte, so war in wenigen Sekunden ein großer Teil der Hochzeitsgäste in das Empfangszimmer geströmt, hatte sich mit rücksichtsloser Neugier um den Thronfolger und den Professor geschaart und versuchte zu erlauschen, was dieser mit leiser Stimme seinem fürstlichen Verwandten mitzuteilen hatte.

„Mein Diener brachte mir vor wenigen Minuten die traurige Botschaft, daß Fräulein von der Rast von ihrem Dienstmädchen, das neben ihr in der Bodenkammer schlief und durch Schmerzensgestöhn aus dem Schlafe geweckt wurde, tot im Bett gefunden worden sei. Der Diener traute sich nicht, die Nachricht selbst zu überbringen, und so mußte ich die traurige Pflicht übernehmen.“

„Wie nahm er es auf?“ fragte der Prinz rasch, mit gieriger Spannung.

„Er brach zusammen, wie vor den Kopf geschlagen, und dann stöhnte er: Sie hat sich vergiftet mit dem verfluchten Zeug — ja, pardon! er sagte: mit dem verfluchten Zeug, das Königliche Hoheit ihr geschenkt hätten.“

Nur Georg Friedrich hatte die Worte deutlich vernommen und aus dem ernsten Ton, mit dem sie gesprochen, dem vorwurfsvollen Blick, mit dem sie begleitet wurden, entnehmen müssen, daß ihn der Professor für einen Giftmischer oder dergleichen zu halten scheine.

Da übermannte ihn aufs neue eine rasende Wut, und

er hätte sich diesmal wirklich thätlich an dem würdigen Herrn Geheimrat vergriffen, wenn ihm nicht in dem Augenblick, wo er wie zum Anlauf zurücktrat, der Diener mit dem Präsentierbrett vor Augen gekommen wäre. Der Mann stand mit offenem Munde, ihn neugierig anstarrend, dicht neben ihm und bekam, als er nun plötzlich den wutfunkelnden Blick des Erbgroßherzogs auf sich gerichtet fühlte, eine solche Angst, daß er dermaßen zu zittern begann, daß die gefüllten Gläser auf seinem Präsentierbrett aneinander klirrten. Der komisch dumme und zugleich entsetzte Ausdruck in diesem glattrasierten Bedientengesicht brachte wunderbarerweise den Rasenden wieder zu sich. Er sah um sich und bemerkte nun erst, daß er der Mittelpunkt der allgemeinen Neugier sei.

Die jung vermählte Geheimrätin, der man soeben die Schreckenskunde in den Ballsaal gebracht hatte, ihr fürstlicher Neffe habe die Hand gegen ihren Gemahl erhoben, stürzte in diesem Augenblicke, vor Aufregung ganz außer sich, durch das Gedränge und warf sich dem Professor um den Hals, um ihn mit ihrem Leibe zu decken. Ihr folgte auf dem Fuße, totenbleich im Gesicht, Prinzessin Eleonore und berührte den Bruder leise am Arm, wie um ihn zu sich zurückzurufen. Von der andern Seite her trat gleichzeitig Graf Bracke auf ihn zu, bereit, sich mit Aufbietung seiner ganzen Kraft auf den Wahnsinnigen zu werfen. Andre Herren drängten sich ihm nach, während die meisten Damen sich ängstlich zurückzogen.

Da reckte sich Georg Friedrich hoch auf, wie um den Bann von seinen Sinnen zu schütteln. Ein verächtliches Lächeln zuckte über sein Gesicht und dann ging er rasch auf den Diener zu, ergriff eins von den Gläsern mit Limonade und rief, es mit ironischer Höflichkeit gegen den Professor erhebend: „Vivat sequens!“

Mit ratlosem Erstaunen blickte einer dem andern ins Gesicht, und der Professor wußte vollends nicht, ob er hinter diesem Worte einen schauerlichen Doppelsinn, oder nur einen gleichgültigen Scherz vermuten sollte.

Da rief Graf Bracke mit lauter Stimme: „Bitte die Herrschaften zur Quadrille zu engagieren!" Ein dankbarer Blick der Prinzessin Eleonore belohnte ihn für diesen vortrefflichen Einfall, und auch der Prinz wandte sich, nachdem er sein Glas geleert hatte, rasch nach ihm um und nickte ihm freundlich zu.

Dann verbeugte er sich vor der Geheimrätin, die eben erst zaghaft ihre umklammernden Arme von dem Halse des Gatten gelöst hatte, und sagte: „Verehrte Tante, darf ich vielleicht bitten?"

„Um Gotteswillen!" platzte die kleine Durchlaucht ungeschickt heraus, setzte jedoch, sich rasch verbessernd, sogleich hinzu: „Nein, danke! Ich tanze nicht mehr."

Gleich darauf ertönte auf Anordnung des Adjutanten, der das Amt des Tanzordners wie bei Hofe, so auch hier, zu versehen hatte, aus dem Ballsaal die Aufforderung zur Quadrille, und die neugierig herumstehenden Gäste mußten sich, um den Anstand zu wahren, bequemen, sich allmählich zurückzuziehen.

Als sie außer Hörweite waren, zog Prinzessin Eleonore ihren Bruder beiseite und redete ihm, voll ängstlicher Besorgnis, zu, sofort heimzufahren.

„Ja, du hast recht!" versetzte der Prinz und griff sich seufzend an die Stirn. „Man hält mich vermutlich für verrückt. Die Leute haben vielleicht recht. Ich fürchte selbst, ich kann mich nicht mehr lange aufrecht halten. Ich weiß nicht, was da in mir vorgeht, es ist heut zu furchtbar viel auf mich eingestürmt!"

„Du bist sehr krank, Georg! Ich komme mit dir, ich werde dich nicht verlassen."

Er drückte ihr warm die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und dann trat er wieder auf den Professor zu, der noch damit beschäftigt war, sein Frauchen, das sich immer noch zitternd an seine Seite schmiegte, zu beruhigen, und entschuldigte sein sonderbares Benehmen, so gut es gehen wollte. „Es wird mir schwer, Ihnen jetzt alles zu erklären," schloß er; „Sie werden vielleicht einmal verstehen . . . oder auch nicht. Glauben Sie mir, ich bin nur toll bei Nordnordwest! Es ist nur, daß ich diesen Rast nicht mehr sehen kann, ohne wild zu werden. Ich denke, er soll mir nicht mehr vor Augen kommen. — Liebe Tante, es thut mir unendlich leid, daß ich Ihr Hochzeitsfest so unangenehm gestört habe."

Die beiden Herrschaften schnitten seine Entschuldigungen durch einige bedauernde Redensarten ab, und dann ließ der Professor, da die Hofkutschen noch nicht zur Stelle waren, seinen eignen Wagen anspannen und geleitete selbst seinen hohen Gast samt dessen Schwester bis vor die Hausthür. —

Die Turmuhr hatte eben drei geschlagen, als endlich das Licht im Zimmer der Prinzessin Eleonore verlöschte. Um halb zwei Uhr hatte sie ihren Bruder verlassen, nachdem er ihr sein Ehrenwort gegeben, daß er sich zu keiner verzweifelten That hinreißen lassen wolle. Dann erst war sie in ihre Gemächer hinuntergestiegen, um sich einen bequemen Morgenrock anzuziehen und einen langen, inhaltschweren Brief zu schreiben. Die Adresse lautete: „An Herrn Baron Hans Joachim von Kospoth." — — —

Erst spät am andern Tage erwachte der Kammerherr von der Rast aus seinem unruhigen, von schweren Träumen gestörten Schlafe. Auf seinem Nachttisch lag noch der Zettel, den er bei der Leiche der unglücklichen Doris gefunden hatte. Die wenigen Zeilen, in ihrer steifen, ungeschickten Kinderhandschrift geschrieben, lauteten:

„Sei mir nicht böse — ich kann dies Leben nicht länger ertragen. Ein paar Wochen lang habe ich geglaubt, es gebe auch für mich ein Glück durch die Freundschaft schöner, edler Menschen. Ich bin zu furchtbar enttäuscht und gemißbraucht worden von denen, die ich in der Welt am liebsten hatte. Was habe ich jetzt noch vom Dasein zu erwarten? Wem kann ich noch etwas sein? Auch wir beide, mein Vater, werden uns nie wieder recht verstehen lernen nach dem, was Du mir heute abend gesagt hast. Auch Du wirst freier aufatmen können, wenn ich nicht mehr bin. Lebe wohl und gedenke in Liebe

Deiner unglücklichen

Doris."

Eine halbe Stunde später saß der Kammerherr einsam am Kaffeetisch und rührte minutenlang mit dem Löffel in seiner Tasse herum, ohne einmal den schweren Kopf von der Hand zu erheben, auf die er ihn stützte. Wie alt, wie verfallen der Mann aussah nach dieser fürchterlichen Nacht!

Da trat das Dienstmädchen herein und legte stumm einen Brief vor ihn hin auf den Tisch. Er starrte gleichgültigen Blickes darauf. Es war ein zartgefärbtes Couvert von absonderlicher Form, mit wunderlichen Verzierungen in Buntdruck aufgepreßt. Mechanisch griff er danach und öffnete sorgfältig, wie er es gewohnt war, mit seinem Federmesser den Umschlag, entnahm ihm einen im gleichen Stile ausgestatteten Briefbogen und las:

„Mein goldiges Kammerherrchen!

Mein süßer, wohlbeleibter Freund!

„Was höre ich von Euch? Ihr wollt mich heiraten — sagte mir soeben mein verehrter Chef mit dem malitiösesten Lächeln von der Welt. Die Idee ist großartig, ganz Eures

erhabenen Geistes würdig, und ich zweifle nicht daran, daß ich mich an Eurer Seite als Baronin von der Rast ganz famos ausnehmen werde. Sollte es Euch mit Euren Gefühlen ernst sein, mein teurer Sir John, so könnte ich mich darauf gefaßt machen, daß mein eifersüchtiger Chef sich bestreben würde, mir meine fernere Wirksamkeit am großherzoglichen Hoftheater nach Kräften zu verekeln. Er läßt womöglich das nächstemal die Lindner wieder die Senta singen! Da ich aber immer für das Solide gewesen bin, so würde ich trotz alledem Euren ehrenvollen Antrag annehmen, falls Ihr nicht bis morgen früh andrer Meinung geworden seid. Der Chef will nämlich wissen, woran er ist. Also eilet mit thunlichster Beschleunigung in die Arme

Eurer

Hochachtungsvoll ergebenen
Seraphine Boland.

„P. S. Nach dem Bombenerfolg von heute abend bin ich gar nicht darum bange, daß mich auch erste Bühnen mit Kußhand engagieren. Also wenn Du die Konventionalstrafe zahlen willst, mein süßer Freund, so folge ich Dir zum Altar, sobald Du es wünschest."

Der Kammerherr ballte das duftende Briefchen wütend zusammen und schleuderte es mit einem Fluch zu Boden.

Vierzehntes Kapitel.

In welchem viel gute Worte in den Wind gesprochen werden.

Etwa eine Woche nach den zuletzt geschilderten Ereignissen, an einem wundervollen Maientage, waren die Herren von Kospoth, Vater und Sohn, wieder einmal auf Schloß

Treysa zu Besuch. Hans Jochen hatte seinen Vater nicht ohne Schwierigkeit dazu überredet, ihn diesmal zu begleiten; denn der joviale alte Baron ließ sich nicht gern in seiner Behaglichkeit stören, und Melanies Anblick schuf ihm das allerpeinlichste Unbehagen, seit er wußte, daß sie und ihr unglückseliges Schicksal es war, was seinen guten, vernünftigen Jungen so gänzlich aus dem Häuschen gebracht hatte — wie er sich ausdrückte. Heute aber brauchte ihn sein Sohn ganz unumgänglich nötig zu dem Zwecke, den alten General zu beschäftigen, damit er ungestört mit Melanie reden könnte.

Die Briefe, die er mit der Prinzessin Eleonore gewechselt, hatten seine Hoffnung, daß vielleicht doch noch alles wieder gut werden könnte, aufs neue belebt. Seiner energischen Natur war es geglückt, den furchtbaren Druck, den das tiefe Mitgefühl mit der Verzweiflung der Geliebten auf seine verwundete Seele ausübte, abzuwälzen. Jetzt, wo er aus voller Ueberzeugung ihr gegenüber als Anwalt des Prinzen auftreten konnte — die Briefe der klugen, hochherzigen Prinzessin hatten ihm diese Ueberzeugung verschafft — jetzt durfte er hoffen, daß sein hingebendes Bemühen, Melanies Lebensmut wieder aufzurichten, doch vielleicht nicht vergebens sein werde. Jedes Wort, das er ihr sagen wollte, hatte er sich sorgfältig überlegt, die Einwendungen, die sie vorbringen konnte, erwogen — wenn sie ihn überhaupt anhörte, wenn sie nur bei ihrer krankhaften Erregung fähig war, einer vernünftigen Auseinandersetzung zu folgen, so konnte diesmal sein Bemühen nicht gänzlich ohne Erfolg bleiben. Und diese Ansicht trieb ihm das Blut rascher durch die Adern, rötete aufs neue seine in den letzten schweren Wochen bleich gewordenen Wangen, und der köstliche Ritt durch den im jungen Grün prangenden Forst that noch ein Uebriges, seine Zuversicht zu stärken.

Auf Melanie aber schien der verheißungsvolle Witterungsumschlag, die lebenstrotzende Pracht des voll erblühten Lenzes nicht die geringste Wirkung ausgeübt zu haben. Die beiden Kospoth erschraken unwillkürlich bei ihrem Anblick. So geisterhaft bleich hatten sie sie noch nie gesehen. Eine unheilvolle Entschlossenheit prägte sich in ihren Zügen aus, und als der alte Baron seinem Sohne bei der ersten Gelegenheit zuraunte: „Du, die hat etwas vor!“ sprach er damit nur Hans Jochens eigene bange Empfindung aus. Es war ihnen auch nicht entgangen, daß ihr Besuch Melanie so ungelegen wie möglich komme.

Der greise General dagegen war außerordentlich erfreut, die beiden Herren bei sich zu sehen. Es schien überhaupt, als ob der Frühling mit neu belebendem Hauche in sein nur noch glimmendes Lebensfünkchen geblasen habe; denn er vermochte nicht nur dem Gespräche mit Verständnis zu folgen, sondern war auch auf seine Art so redselig, wie seit langer Zeit nicht. Trotzdem er darüber klagte, daß seine Augen seit diesem Winter schwächer zu werden anfingen, entwickelte er doch allerlei Pläne, wie er das edle Waidwerk auszuüben gedenke; ja er sprach sogar die Absicht aus, demnächst eine Anzahl Herren zu einer Treibjagd einzuladen.

Man nahm den Kaffee im Garten ein, wobei Melanie einsilbig und mit müden Bewegungen die Wirtin machte. Der Verabredung gemäß schlug Baron Kospoth dem General eine Partie Piquet vor, und als Melanie um die Erlaubnis bat, sich zurückzuziehen, folgte ihr Hans Jochen nach.

„Wollen wir nicht einen Gang durch den Park machen?“ begann er freundlich.

„Wozu? Wir sind ja schon vor dem Kaffee ringsherum gewesen. Ich bin so müde, entschuldige mich!“ ver-

setzte sie, ohne ihn dabei anzusehen. Sie war augenscheinlich ungeduldig, von ihm loszukommen.

Doch er ergriff ihre Hand und sprach: „Nein, ich lasse dich heute nicht los, Melanie, ich habe Wichtiges mit dir zu reden."

„Laß doch nur! Es hilft ja doch nichts!" antwortete sie mürrisch und suchte ihm ihre Hand zu entziehen.

Aber er ließ sie nicht los. „Ich habe Briefe aus der Residenz bekommen, die dich sehr nahe angehen. Sieh, ich habe mich bisher immer gescheut, mit dir vom Erbgroßherzog zu reden. Ich habe mir Mühe gegeben, deine Gedanken auf alle mögliche Weise abzulenken; aber jetzt sehe ich ein, daß das ganz nutzlos war. Komm, wir müssen uns einmal offen aussprechen. Jetzt erst weiß ich selbst ganz sicher, was ich von Georg Friedrich zu halten habe, und du wirst mir nicht mehr vorwerfen können, daß ich aus Eifersucht ungerecht gegen ihn sei."

Mit einem bittern Lächeln zog sie ihre Mundwinkel nach unten und sagte: „Ah so! Ich weiß schon, was du meinst. Der Klatsch ist auch bis zu mir gedrungen. Irgend ein ungenannter Freund, oder wahrscheinlicher noch eine Freundin, hatte die Aufmerksamkeit, mir das abscheuliche Schmutzblatt zuzuschicken, in dem die Hochzeit der Prinzessin Georgine in so boshafter Weise beschrieben wurde. Der Thronfolger hätte dabei die freie Liebe leben lassen und den vortrefflichen Weinen so eifrig zugesprochen, daß er schließlich gar habe anfangen wollen, sich mit dem Professor zu raufen, worauf ihn dieser in seinem eigenen Wagen hätte nach Hause schaffen müssen. Zum Schluß hieß es dann noch so recht höhnisch: Sicherem Vernehmen nach steht die Verlobung dieses jovialen Prinzen mit einer ***schen Prinzessin schon in allernächster Zeit zu erwarten. — Das wolltest du mir doch wohl auch erzählen, nicht wahr?"

„Nein, Melanie! Von dieser Schurkerei weiß ich noch gar nichts. Traust du mir wirklich eine so niedrige Rachsucht zu?"

Er sah sie traurig vorwurfsvoll an, und sie senkte beschämt den Blick zu Boden, und dann sagte sie leise: „Verzeih! — Komm, laß mich hören was du mir zu sagen hast!"

Am grünen Ufer des Baches, der, munter plätschernd, den Park durchschnitt, gingen sie entlang, bis sie einen kleinen Hügel erreichten, auf dem unter einem sogenannten Pilzdach eine Gartenbank zum rastenden Genuß der lieblichen Aussicht einlud. Dort nahmen sie Platz, und er las ihr einen Brief vor, den er am heutigen Morgen erst von Wally von Katz empfangen hatte, und worin sie ihm mit allen Einzelheiten, und zwar in einem sehr geschickten, drollig anschaulichen Stile, die kurze Geschichte ihrer Verlobung erzählte und daran einen langen Bericht über den so aufregenden Verlauf des Cordellschen Hochzeitsfestes anschloß. Es ging daraus hervor, daß allerdings die überwiegende Mehrheit der Anwesenden den Erbgroßherzog für betrunken gehalten hatte; doch ihr Bräutigam und der Professor hatten sich hernach aufs eifrigste bemüht, ihn als krank darzustellen — und das sei in der That Wahrheit gewesen. Infolge des traurigen Endes der unglücklichen Doris von der Rast sei auch die Erinnerung an die Gerüchte, die seiner Zeit über die Besuche des Prinzen in der Hofjägerei umgingen, wieder aufgefrischt worden, und nicht nur sie selbst mit ihrer „phänomenalen Kombinationsgabe, sondern auch ganz mediocre Intelligenzen" hätten nunmehr wohl begreifen müssen, woher sich die nervöse Aufregung des Erbgroßherzogs und sein Haß gegen den Kammerherrn schreibe, zumal da man wußte, daß die allgemein besprochene Verlobung mit der Prinzessin Clementine thatsächlich beschlossene Sache sei.

„Alle Duckmäuser und Philister der Residenz," hieß es dann weiter, „die unserm liebenswürdigen Prinzen von jeher seine galanten Abenteuer nachgetragen haben, schwelgen jetzt in Entrüstung und wollen das nächstemal einen Republikaner in den Landtag wählen, falls ein solcher im Großherzogtum aufzutreiben sein sollte. Alle verständigen und gefühlvollen Leute aber, wie zum Beispiel meine Kleinigkeit, bedauern ihn nicht nur aufrichtig, sondern sehen auch diese traurigen Aeußerungen seines Herzeleides für einen Beweis dafür an, daß sich sein Empfinden in den letzten Jahren gerade durch diese schmerzliche Erfahrung bedeutend verfeinert und vertieft habe. — Wissen Sie eigentlich, wie es Melanie von Treysa geht? Von der hört man ja gar nichts mehr; denn in diesem Punkte darf sich mein Wölfchen leider nicht des Allerhöchsten Vertrauens rühmen. (Wölfchen ist übrigens zu süß! Denken Sie, gestern erst wagte ich ihm zu gestehen, daß ich schon sechsundzwanzig Jahre alt bin — ein geschlagenes halbes Jahr älter als er! Aber er fiel nicht einmal um vor Schreck. Wissen Sie, was er sagte? ‚Habe ich dich so lange sitzen lassen, mein Schatz, dann kannst du jetzt auch einmal stehen bleiben, während ich dir ein paar Jahre vorausgaloppiere'. Nett! Nicht wahr?) Ja richtig, die Melanie! Ich konnte sie erst aus gewissen Gründen nicht ausstehen; aber sie war doch eigentlich ein prachtvolles Mädchen. Wie trägt sie es denn nun? Ich möchte ihr etwas von meinem Leichtsinn wünschen, damit sie darüber wegkommt. Wenn Sie sie sehen sollten, so geben Sie ihr doch einen recht schönen Kuß von mir und sagen Sie ihr, es thäte meiner Hoheit schrecklich leid, daß sie sie damals beim Abschied so schlecht behandelt hat. Sie hat mich zwar nicht beauftragt, das zu sagen; aber ich habe es ihr doch aus allerlei gelegentlichen Aeußerungen angemerkt. Die Prinzessin ist überhaupt seit meiner Ver-

lobung viel, viel liebenswürdiger zu mir. Ich glaube übrigens selbst, daß ich vorher nicht viel getaugt habe; aber jetzt bin ich wirklich ein ganz guter Kerl, und mein Wölfchen soll schon mit mir zufrieden sein! Da ich vor ihm keine Heimlichkeiten haben mag, so wird dies wohl der letzte Brief sein, den Sie von mir kriegen.

„Herrjeh! Beinah' hätte ich das Interessanteste vergessen! Denken Sie, neulich war ich so dreist, meiner Hoheit von Ihnen zu sprechen — und sie war gar nicht böse! Sie hätten nur sehen sollen, wie nett sie errötete und wie geduldig sie zuhörte, als ich dann ein Loblied auf Ew. Hochwohlgeboren anstimmte!

„Mit diesem angenehmen Eindruck will ich mich Ihnen empfehlen, mein verehrter Freund und Gönner. Fahren Sie nur immer unentwegt fort, recht freundlich zu gedenken

Ihrer aufrichtig ergebenen
Wally von Katz, demnächst Gräfin Bracke.

„Bracke heißt bekanntlich Hund! Hund und Katz kommen da im heiligen Ehestand zusammen. Ist das nicht süß? Wölfchen findet es schneidig!"

Melanie war der Vorlesung aufmerksam, jedoch ohne eine besonders lebhafte Teilnahme an den Tag zu legen, gefolgt. Ihre großen, glänzenden Augen starrten trübsinnig in die Landschaft hinaus, nur zuweilen zuckte es über ihr Gesicht, wie wenn die scherzhaften Wendungen der Briefschreiberin sie verletzten. Nur ganz am Schlusse, als von dem veränderten Benehmen der Prinzessin die Rede war, horchte sie auf, und ihre erste Frage, nachdem Kospoth geendigt hatte, knüpfte auch an diese Stelle des Briefes an.

Er berichtete ihr in kurzen Worten, welch peinliches Mißverständnis damals die Rache der schmerzlich enttäuschten

Prinzessin herausgefordert habe, und dann fuhr er fort: „Nun du dies weißt, wirst du es auch richtig zu schätzen wissen, was es bedeutet, wenn diese stolze Prinzessin mir freimütig ihr Unrecht eingesteht und mich um Verzeihung bittet für die harten Worte, mit denen sie uns beide in der ersten Erregung verblendeter Eifersucht gekränkt hat. Sieh, Melanie, da habe ich zwei Briefe von ihr! Willst du sie lesen? — Mein Gerechtigkeitsgefühl ruft die Prinzessin an, ich soll der Richter sein über ihres Bruders Handlungsweise! Denke dir, ich, dem er das Teuerste geraubt hat, was ich . . ." Er brach bewegt ab, denn er wollte nicht in dieser vielleicht entscheidenden Stunde sein eigenes Leid in den Vordergrund drängen.

Jetzt war ihre volle Teilnahme erweckt. Halb ängstlich, halb bewundernd schaute sie zu ihm empor und wartete darauf, daß er weiter sprechen sollte. Allein er schwieg und drückte ihr, ohne sie anzusehen, die Blätter in die Hand.

Erst nachdem sie eine ganze Weile gelesen hatte, wagte er sie wieder anzublicken und den Eindruck zu beobachten, den die beredten Worte der Prinzessin auf sie machten. Er sah, mit wie gespannter Teilnahme ihre Augen über die Zeilen hinflogen und wie ein sanftes Rot dabei ihre blassen Wangen zu beleben begann. Als sie sich dem Ende näherte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, so daß sie mehrmals innehalten mußte, um sie zu trocknen. Und als sie dann endlich zu Ende war, lehnte sie sich, leise aufschluchzend, zurück und reichte ihm mit ihrer zitternden Rechten die Briefe hin.

Er ließ ihr Zeit, sich ein wenig zu beruhigen. Dann erst griff er nach ihrer Hand und sagte, sie leise streichelnd: „Nicht wahr, Melanie, du siehst es auch ein, daß sie Recht hat? — Ich will dir's nur gestehen, ich habe in der blinden Leidenschaft meiner ersten Empörung dem Erbgroßherzog aufgelauert, als er damals am Todestage deiner Mutter mit dir

heimliche Zusammenkunft hatte, und ich habe ihm gedroht, ihn niederzuschießen, wenn er versuchen sollte, sich der einzig möglichen Sühne zu entziehen, die er dir schuldig war."

„Das hast du gethan?" unterbrach sie ihn, rasch atmend, und starrte ihm mit entsetzter Miene ins Gesicht.

„Es war wohl verzeihlich," entgegnete er leise, den Blick zu Boden senkend.

Da legte sie ihre Hand über die Augen und seufzte: „Ach, freilich! Ich vergesse immer ... Verzeih' mir, Hans Jochen! Du bist so gut, so selbstlos, und ich ... ich kann nur immer an das eine denken! Ich habe nicht mehr die Kraft, mich aufzuraffen. Ich ... ich danke dir für deine treue Liebe, Hans Jochen! Kein Bruder hätte das für mich gethan, was du gethan hast, trotzdem ich dich so furchtbar ..." Die Stimme versagte ihr, und sie legte den Kopf in ihre hohlen Hände auf den Rand des Gartentisches.

Er rückte ihr näher, strich ihr leise über das Haar und sagte liebevoll: „Du darfst dich nicht länger dieser dumpfen Verzweiflung hingeben. Du mußt doch einsehen, daß die Prinzessin recht hat mit jedem Worte, das sie da über ihren Bruder schreibt. Siehst du, er hat ja eigentlich noch schwerer zu leiden als du; denn er muß das Bewußtsein mit sich herumtragen, daß er allein schuld ist an dem tiefen Elend, das er über dich gebracht hat."

„Schuldig?" fuhr Melanie heftig auf. „Ich begreife nicht, was für eine Schuld darin liegen soll, daß er mich liebte und daß er's mir gestand. Hast du das nicht auch gethan? Wer kann wissen, wozu die Leidenschaft uns treibt? Führt sie zum Unglück, dann ist es eben ein Verhängnis, dem wir nicht entgehen konnten."

Kospoth schüttelte den Kopf und unterbrach sie ernst: „Nein, nein! Er mußte wissen, wozu die Leidenschaft euch beide treiben konnte; denn er kannte ja sein heißes Blut.

Und er mußte auch wissen, daß es ein gewaltiger Unterschied ist, ob er als Fürst ein leidenschaftliches Verhältnis mit einem leichtsinnigen Mädchen gewöhnlichen Schlages eingeht, oder ob er die Ehre einer Dame . . ."

„Du verurteilst ihn also doch?" unterbrach sie ihn rasch und heftig.

„Nein, ich verurteile ihn nicht! Ich sage: er hat Unrecht gethan, und er hat sich nicht als ein starker Charakter bewährt, als er seiner Leidenschaft so die Zügel schießen ließ. Aber diese Leidenschaft selbst war tief und rein. Er wollte das Gute — und er täuschte sich nur über seine eigene Kraft, seine reine Absicht gegen die feindliche Macht der Verhältnisse zu verteidigen. Er unterschätzte den sittlichen Wert der bestehenden Gesellschaftsordnung, zu deren Hüter gerade er in erster Linie berufen ist. Und darum verdient sein Vergehen nicht Verurteilung sondern Mitleid. — Wir beide, die am schwersten unter seinem Irrtum haben leiden müssen, wir haben jetzt die Pflicht, ihm in seiner furchtbaren Gewissensnot beizustehen. Wir müssen uns selbst als freie, starke Menschen bewähren, damit wir ihm helfen können, seine Selbstachtung, die Kraft zur Pflichterfüllung wiederzugewinnen. Ach, Melanie, glaube mir, es geschehen so viele Verbrechen auf der Welt, an denen, im Grunde genommen, niemand schuld ist — und da gibt es meistens keine andre Sühne, als daß eben der Getroffene sich zu hochherziger Duldung emporrafft. Das ist ja der hohe und ewige Wert des Christentums, daß es uns ein so erhabenes Beispiel solcher allsühnenden Duldung vor Augen gestellt und den alten blutdürstigen Gott der Rache aus der Welt geschafft hat. Du weißt, Melanie, für mich gibt es kein Dogma und keine Konfession mehr — aber Christen laß uns sein! Verstehst du mich wohl?"

„Hast du in diesem Sinne an den Erbgroßherzog

geschrieben?" fragte Melanie nach einer nachdenklichen Pause.

„Nein, ihm habe ich gar nicht geschrieben," versetzte Kospoth. „Ich habe ja selbst unrecht gegen ihn gehandelt. Wie darf ich ihm da jetzt meine Verzeihung aufdrängen! Das sähe ja aus, als ob ich mich dadurch rächen wollte, daß ich ihn beschäme. Ich weiß ja auch durch die Prinzessin, wie sehr er leidet durch den Gedanken an das, was er mir angethan hat. Ich habe es ihr überlassen, ob sie ihm von meiner Sinnesänderung Mitteilung machen will oder nicht. Ich höre ja auch, daß er vorläufig noch so geistig und körperlich zu leiden hat unter der letzten gewaltsamen Erschütterung seiner Nerven, daß er unzugänglich ist für jede ruhige Erwägung. Du siehst ja auch aus dem Briefe, daß der Großherzog selbst auf die Vorstellungen der Prinzessin hin sich bemüht hat, einen Aufschub der Verlobung vom Könige zu erlangen. Aber es ist eben nur ein Aufschub — du wirst dich doch mit dem Gedanken vertraut machen müssen, ihn über kurz oder lang mit der Prinzessin Clementine verlobt zu sehen."

Sie zuckte die Achseln und wandte sich ab. Er begriff nicht, was in ihr vorging, und versuchte in ihren Zügen zu lesen. Doch die waren wieder bleich und leblos geworden wie zuvor, und mit derselben starren Gleichgültigkeit wie zuvor ließ sie auch den Blick auf der Landschaft ruhen.

Er berührte ihre Schulter und sprach besorgt auf sie ein: „Melanie, ich bitte dich, sieh mich an, sage, was du denkst! Bleibt euch beiden etwas andres übrig, als der Verzicht? Eine andre Lösung gibt es wirklich nicht."

„Vielleicht doch!" versetzte sie tonlos.

Tief aufseufzend ergriff er ihre beiden Hände und suchte ihr Auge; aber sie wandte sich nicht zu ihm, sondern hielt ihren Blick nach wie vor starr in die Weite gerichtet.

„Kannst du dich wirklich nicht von diesem unglückseligen Gedanken befreien?“ begann er endlich mit leisem Vorwurf in sie zu dringen.

Sie zuckte nur die Schultern.

„Melanie, denke doch wenigstens an deine nächsten Pflichten! Denke an deinen alten Vater!“

„Er wird mich kaum mehr vermissen,“ versetzte sie bitter. „In seinen lichten Augenblicken, wenn die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit wieder in ihm lebendig wird, dann haßt er mich geradezu. Ich habe Angst vor ihm, wenn er mich dann so vernichtend ansieht — du mußt es doch auch schon bemerkt haben! Und sonst, wenn sein Geist wieder einschläft, dann ist ihm jede andre Pflege und Gesellschaft gerade so recht und lieb wie meine. Er würde höchstens eine Veränderung zum Besseren empfinden, wenn ihr irgend eine heitere und sorgfältige Wärterin für ihn engagiert!“

„Du irrst dich, Melanie,“ entgegnete er eifrig. „Glaube mir, nichts quält und ärgert alte Leute mehr, als ein Wechsel in der gewohnten Umgebung. Uebrigens haben mein Vater und ich heute beide den Eindruck gehabt, als wäre der General in der herrlichen Frühlingsluft körperlich und geistig neu aufgelebt.“

„Das wäre nur ein Grund mehr für mich, ihm aus den Augen zu gehen,“ rief sie ungeduldig. „Denke dir, heute morgen war er mir nachgeschlichen zu Mamas Grab. Ich hatte ihn nicht kommen hören auf dem weichen Rasen und erschrak furchtbar, als er plötzlich vor mir stand und mit seinem grimmigsten Gesicht mich anfuhr: ‚Du brauchst gar nicht zu weinen um die da unten. Das ist gar nicht deine Mutter ... die Dingsda — die Caffarelli, das ist deine Mutter!‘ O, ich ... wenn noch irgend etwas gefehlt hätte, um mich in meinem Entschlusse zu bestärken, das war das Letzte!“

„Armes Kind!“ flüsterte Kospoth tief erschüttert vor sich hin. Und dann versuchte er es mit einem neuen Einwande, indem er sie darauf hinwies, daß ihr ja nach dem Tode des Vaters aus der Verwaltung des Gutes Treysa eine so fruchtbringende, die trüben Gedanken ablenkende Thätigkeit erwachse, durch die sie gewiß Vergessen und Gesundheit wieder gewinnen werde.

Da aber ließ sie ihn gar nicht einmal ausreden, sondern entzog ihm vielmehr jäh ihre Hände, sprang auf die Füße und rief, mit zornfunkelnden Augen auf ihn herabblickend: „So, glaubst du wirklich, daß ich von diesem verfluchten Boden auch nur einen Fußbreit in meinem Besitz behalten würde, wenn mein Vater nicht mehr lebte? Gott weiß, wie rein mein Herz war, als ich ... ein Rausch der Leidenschaft hatte uns beide ... ach! Meine Seele war ja so frei von jeder niedrigen Berechnung — gerade so wie seine auch — — das mußt du mir glauben, ich bitte dich! Es ist die lautere Wahrheit und vielleicht meine letzte Bitte an dich. Aber wie sollt' ich es der abscheulichen Welt, unsrer fürchterlichen guten Gesellschaft klar machen, daß ich mich nicht auch für eine gute Versorgung verkauft habe, wie meine galante Großmutter? Wie eine schamlose Dirne würde ich mir vorkommen, wenn ich mich jemals Herrin von Treysa nennen wollte! Es hängt ein Fluch an diesem Sündenlohne, der wirkt bis ins dritte und vierte Glied! Das ist Schicksal — daran glaube ich fest — so fest wie an deine Vererbungslehre, mit der du mir damals als Student schon das bißchen Gottvertrauen verleidet hast, das ich mir noch aus der Kinderstube gerettet hatte. Jetzt habe ich ja die Wahrheit am eigenen Leibe erfahren müssen. — O ja, gewiß! Mädchen, die keine Caffarelli und keine fürstlichen Don Juans zu Großeltern gehabt haben, die werden wohl nicht in solche Versuchung kommen, wie ich

— haha! Mögen die sich meinetwegen mit ihrer Tugend spreizen — für mich gab es überhaupt gar keine Versuchung, keine Ueberlegung, kein Schwanken zwischen Tugend und Sünde! Was geschehen ist, das mußte geschehen — das haben unsre edlen Ahnen zu verantworten! Aber in meinen Beziehungen zur Außenwelt, da erkenne ich kein Muß an, da will ich mir meinen freien Willen wahren — hast du es mich nicht selbst so gelehrt? Die allergnädigste Schenkungsurkunde über Schloß und Herrschaft Treysa würde ich dem Großherzoge mit einigen sehr passenden Worten zurückschicken, wenn ich Papas Tod erleben müßte!"

Diese letzten Worte bezeichnete sie mit entschiedenen und bezeichnenden Handbewegungen, und dann wandte sie sich rasch von ihm weg, wie um davonzuschreiten. Hans Jochen aber hielt sie fest, erhob sich gleichfalls und wollte reden; doch die Worte versagten ihm! — Wie schön sie war! Die Erregung hatte ihre Wangen gerötet, ihre Augen belebt — ja, sie war ganz so unwiderstehlich, so reizend, wie sie ihm nur je in seinen süßesten Träumen erschienen war. Und wie die Worte immer rascher, leidenschaftlicher aus ihrem Munde kamen, ein Echo der allerneuesten Philosophie, die er selber, ein frühreifer Pedant, dem Pensionatsfräulein vorgetragen hatte, da kam es ihm, ach, so schwer an, die Eifernde nicht gewaltsam an seine Brust zu reißen und ihr glühendes Gesicht mit glühenderen Küssen zu bedecken!

Doch er war Mannes genug, sich zu bezwingen. Ihre Hand haltend, ging er ein Stück Weges neben ihr her, und erst als eine neue Frage Melanies sein Urteil herausforderte, erwiderte er, stehen bleibend und seinen innigen Blick tief in ihren unruhig fordernden senkend: „Ja, Melanie, du hast recht mit allem, was du gesagt hast. Es ehrt dich, daß du so stolz denkst — und daß keine gemeine Schuld dich trifft, das weiß ich so gut wie du, mein lieb-

stes Mädchen! Und siehst du, weil ich diesen Glauben an dich mir aufbewahrt habe, darum darf ich auch immer noch hoffen, daß du trotz alledem und alledem mit dem Leben fertig werden wirst. Zertrümmere doch, wie du gesagt hast, dieses steinerne Denkmal der Gründung deines Geschlechtes" — er deutete nach dem Schlößchen hinüber, das eben durch die Bäume hindurch sichtbar wurde — „und dann, das sollst du sehen, wirst du auch Raum gewinnen, um deinen freien Willen weiter zu bethätigen. Du sollst ja nicht allein stehen dabei, Melanie, ich will bei dir sein, ich will dich nie verlassen! Wenn wir beide zusammen kämpfen, dann müßte es uns doch wohl gelingen, es mit dem bißchen Leben aufzunehmen! Hier ist meine Hand, Melanie — nicht zum Abschied sollst du sie drücken — du sollst sie festhalten fürs Leben als deines treuesten Freundes, deines Bruders Hand — und vielleicht . . . später einmal . . . man verschmerzt ja so Großes und Schweres in einem reichen, thätigen Leben! — Vielleicht überzeugst du dich doch einmal davon, daß eine erste heiße Leidenschaft nicht immer den ganzen Vorrat eines Menschenlebens erschöpft, und dann . . ."

„Hans Jochen, was sagst du da!?" fiel sie ihm mit einer Art wilden Erstaunens ins Wort. „Du meinst doch nicht im Ernste . . .? Oder weißt du etwa nicht, was mir bevorsteht? Aber nein — ich bin ja doch erst durch deine Andeutungen darauf gebracht worden, was mein leidender Zustand zu bedeuten haben könnte!"

„Ich weiß alles und ich bedenke alles," versetzte er, sie wieder bei den Händen fassend. „Aber selbst wenn du dich nicht täuschen solltest . . . es wäre ja schwer. Aber ich liebe dich einmal, Melanie, und ich weiß, daß meine Liebe auch stark genug wäre, dies zu überwinden, wenn ich dafür nur eine größere Gewißheit erlangen könnte, daß du einmal mehr als nur den Freund und Bruder in mir liebtest."

Ihre Augen strahlten ihn in feuchtem Glanze an, immer noch in staunender Verwirrung auf ihm ruhend. Ihre Brust begann sich rascher zu heben und zu senken — sie war bewegt — Kospoth bemerkte es mit bebender, hoffnungsfreudiger Spannung — sie versuchte zu lächeln — und dann löste sie rasch ihre Hände aus den seinen, barg ihr Gesicht hinein und brach in Thränen aus. —

Und er zog sie sanft an sich, lehnte ihr dunkles Haupt gegen seine Schulter und begann, ihre weiche Stimmung benutzend, ihr die Zukunft an seiner Seite als Genossin seines arbeitsreichen und vielleicht sehr einfachen Lebens mit beredten Worten zu schildern. Er war darauf vorbereitet, daß ihm nach dem Tode seines Vaters sehr wahrscheinlich das Majorat durch den Prozeß der entfernteren Verwandten entzogen und er dadurch ganz auf seine eigene Kraft gestellt sein werde — und er suchte auch ihr seine frohe Zuversicht mitzuteilen, daß gerade durch diese Notwendigkeit ernster Arbeit für sie beide innerer Friede und Gesundung gewährleistet werde.

Ein paar Minuten lang hörte sie, still vor sich hin weinend, zu und ließ sich von ihm langsam den dunkeln Laubengang hinabführen. Plötzlich aber stand sie still, hob ihr Haupt von seinem Ruheplatz, trocknete rasch ihre Thränen und sagte, Kospoth mitten in einem Satz unterbrechend: „Du lieber, lieber Hans Jochen! — Ich glaube, es gibt keinen hochherzigeren Menschen auf der Welt als dich! Daß ich unglückliches Geschöpf in meinem Jammer einen solchen Freund finden durfte, das ist eine unverdiente Wohlthat — oder nein, das ist vielleicht das Grausamste an meinem Geschick, daß ich alle, die mich lieben, unglücklich machen muß! Die arme Doris habe ich gar in den Tod getrieben — und du, Hans Jochen, wirst am ehrlichsten um mich trauern — dir allein werde ich einen wirklichen,

tiefen Schmerz bereiten. — Aber siehst du, du bist ein Mann, du wirst dir durch deine Arbeit auch darüber hinweghelfen — das ist's eben, was wir nicht können — ich wenigstens sicherlich nicht! — Laß uns scheiden als Bruder und Schwester. — Wenn ich mich jetzt von dir überreden ließe und deine gütige, liebe, starke Hand annähme, dann würde ich dir deine Liebe schlecht lohnen. Ich weiß es ganz bestimmt, mein abscheulicher Stolz würde es nicht ertragen. Deine barmherzige, alles verzeihende Liebe würde mich zu Boden drücken — ich könnte dir nicht dankbar dafür sein — oder gerade meine Dankbarkeit würde in meinem Herzen keine volle, frohe Gegenliebe aufkommen lassen. Ich kenne mich zu gut! Wie eine aus einer Besserungsanstalt entlassene Verbrecherin, scheu und innerlich gedrückt, würde ich mich unter deinen sorgenden Augen durchs Leben quälen — — dein ganzes Leben würde ich dir so freudlos machen, daß du . . ."

Hier hielt sie plötzlich inne, um mit ängstlich gespannten Zügen die Schläge der nahen Schloßuhr zu zählen.

Kospoth hatte mehrmals versucht, sie zu unterbrechen. Auch jetzt wieder benutzte er die Gelegenheit, Einwände zu erheben gegen ihre Selbstanklage. Aber sie winkte ihm Schweigen zu — und während sie den Glockentönen lauschte, wich alle Farbe von ihrem Gesicht, das wieder jenen Ausdruck verzweifelter Entschlossenheit annahm, der Kospoth bei der ersten Begrüßung heute schon so erschreckt hatte.

„Sechs Uhr!" sagte sie ganz leise und doch deutlich vor sich hin. Dann fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn, wandte sich Hans Jochen wieder zu und sagte hastig und tonlos: „Laß nur, laß, du Guter, es ist alles umsonst! Glaube mir, es muß sein! Leb' wohl, mein Bruder, und verzeih' mir, daß ich dich nicht anders habe lieben können. — Da — einen Kuß zum Abschied! Ich weiß, du wirst

meinen letzten Kuß nicht verachten, weil ich . . . ich habe ja keinen andern Dank für dich. Leb' wohl, Hans Jochen!"

Und sie drückte ihre Lippen fest auf seinen Mund — zum erstenmal wieder seit ihren Kindertagen! Dann machte sie sich aus seiner Umarmung los und schritt rasch den Laubengang hinunter dem Schlosse zu.

Einen Augenblick nur stand Kospoth verwirrt und unschlüssig da; dann aber eilte er ihr mit großen Schritten nach und rief hinter ihr her: „Melanie, was heißt das? Um Gottes willen, was hast du vor!?"

Da kehrte sie sich ihm zu, streckte mit einem rührend flehenden Gesichtsausdruck die Arme abwehrend gegen ihn aus und bat: „Laß mich meinen Weg allein gehen — hörst du, Hans Jochen? Wenn du mich lieb hast, hindere mich nicht, mache auch niemand von den andern aufmerksam. — Es muß sein! Leb' wohl!"

Noch einmal winkte sie ihm zu — und dann verschwand die dunkle Gestalt im raschen Laufe um die nächste Biegung.

Nun war Kospoth wirklich fassungslos. Er rang im langsamen Vorwärtsschreiten die Hände, schlug sie gegen seine Stirn — und hätte am liebsten vor Schmerz laut aufgeschrieen.

Da sah er aus einem Seitenweg den alten Diener Friedrich mit allen Anzeichen lebhafter Aufregung auf sich zu eilen.

„Herr Baron, Herr Baron, haben Sie nicht vielleicht das gnädige Fräulein gesehen?" rief ihm der alte Graukopf schon auf fünfzehn Schritt Entfernung entgegen.

„Sie ist diesen Augenblick nach dem Hause zu von mir gegangen. Was gibt es denn?"

„Ach Gott! Herr Baron wissen ja auch alles, Ihnen darf ich es ja wohl sagen: Seine Königliche Hoheit der

Erbgroßherzog ist eben im Walde gesehen worden — sie wollen gewiß wieder mit unsrem gnädigen Fräulein ein Rendezvous haben. Ich hab's dem Herrn General schon gemeldet, wie's mir befohlen war — und jetzt suchen der Herr General das Fräulein Melanie überall. Ach, ich bin so froh, daß Ihr Herr Vater bei ihm ist — denn sonst wäre mir bange um unser armes gnädiges Fräulein, so aufgeregt wie der Herr General sind!"

„Der Erbgroßherzog, sagten Sie? Herr Gott im Himmel, sollte das . . .!?" Kospoth griff sich mit beiden Händen an den Kopf und dann fuhr er, den greisen Diener am Arme packend, fort: „Der Herr General weiß also?"

„Ja, gewiß! Wie sich die jungen Herrschaften das letztemal hier heimlich getroffen haben, da war mir's hinterbracht worden, und ich hielt es für meine Pflicht, dem Herrn General alles zu sagen, sobald er wieder einmal bei sich war; denn es ist doch . . ."

„Ja, ja, schon gut. Wissen Sie vielleicht, wo sie das vorigemal zusammen gekommen sind?"

„Jawohl, draußen bei der Krähenhütte nach Niklasrode zu, da hat man sie gesehen, und seitdem hat der Herr General mich beauftragt, daß ich immer fleißig aufpassen soll, falls der Herr Erbgroßherzog sie einmal wieder . . ."

„Ich danke Ihnen, lieber Friedrich," unterbrach ihn Kospoth ungeduldig. „Bitte, sagen Sie meinem Vater, er möchte doch um keinen Preis den alten Herrn hier verlassen, bis ich zurückkomme, und auch das gnädige Fräulein im Auge behalten. Ich ginge jetzt in den Wald. — Und sonst zu niemand ein Wort, hören Sie, Friedrich?" Damit eilte er rasch davon. — — —

Fünfzehntes Kapitel.

Des alten Jägers letzter Schuß. Abrechnung zwischen zwei Zeitaltern.

Die Sonne neigte sich zum Untergang. Durch den hochstämmigen Buchenwald hindurch leuchtete die purpurne Glut und troff wie Blut hernieder an den glatten grauen Leibern der gewaltigen Baumriesen. Kospoths Auge wurde geblendet von dem Flimmern und Flackern durch das bewegte Laub, von dem raschen Wechsel des graugrünen Dämmerlichts mit dem feurigen Widerscheine der Himmelsbrunst, als er, alle Sinne und Nerven gespannt, den nächsten besten Waldweg, der die Richtung auf Niklasrode einschlug, entlang lief und dabei fortwährend rechts und links ausspähte, jeden Kreuzweg, jede Schneise mit raschem, durchdringendem Blick bis ans Ende verfolgend. Grüne Kreise schwammen vor seinen Augen, wenn er sie von dem blutroten Westen fort einer andern Richtung zuwandte. — Dann mußte er still stehen und die Hände auf die Lider drücken, um den blendenden Farbenspuk los zu werden. Und jedesmal fürchtete er, daß gerade während eines solchen Aufenthaltes der Prinz irgendwo vorübergegangen sein oder gar ihn bemerkt haben und ihm entschlüpft sein könnte. Seine Pulse hämmerten vor Aufregung. Jeder Schlag seines Herzens klang ihm in den Ohren wider — wie ein Stoßgebet um Erfüllung seines brennenden Wunsches! Wenn es ihm gelang, Georg Friedrich zu sprechen, ehe er mit Melanie zusammenkam, dann durfte er doch noch hoffen, das Entsetzliche abzuwenden!

Aber nirgends wollte sich die hohe, schlanke Gestalt des Prinzen erblicken lassen. Kein Mensch begegnete ihm auf seinem einsamen Wege, den er hätte um Auskunft fragen können. Und als er endlich nach fast halbstündigem Laufen erhitzt und atemlos den Waldrand erreichte, da mußte er zu

seinem Schrecken bemerken, daß er in der Aufregung die Richtung verfehlt hatte. Die Krähenhütte, die er auf gut Glück zum Ziel gewählt hatte, mußte erheblich weiter südwärts liegen. Er ging also am Waldrande entlang ohne Weg und traute sich nicht einmal auf das freie Feld hinaus, um nicht etwa zu früh bemerkt zu werden. Ueber trockene Zweige und altes Laub stürzte und stolperte er vorwärts. Da endlich, nach abermals zehn Minuten anstrengenden Marsches, als er sich eben durch ein dichtes Haselgebüsch hindurch gearbeitet hatte, sah er die Krähenhütte vor sich liegen. Er schaute nach allen Seiten um — keine menschliche Seele weit und breit! Er ging um das Häuschen herum — er drückte auf die Thürklinke — die Thür war verschlossen. Nichts — umsonst — verfehlt!

Er stieß einen tiefen Seufzer aus und schwankte wieder nach der Vorderseite, um sich auf der Rasenbank dort niederzulassen, völlig erschöpft, wie er war. Er nahm den Hut ab, trocknete sich die Schweißperlen von der Stirn und bemühte sich, seiner fiebernden Erregung Herr zu werden, ruhig nachzudenken. Aus dem nahen Dörfchen, da unten am Fuße des Hügels, klangen so friedlich die Abendglocken herauf, im Grase zirpten die Grillen, und eine müde Lerche senkte sich nahe vor ihm flatternd und zwitschernd zu ihrem Neste hinab. So friedfertig schickten Wald und Au sich an, zur Ruhe zu gehen — und dort das arme, gequälte Menschenherz, das auch wohl um diese stille Abendstunde sich verzweifelt an die leere, knöcherne Brust des Todes werfen wollte. Ach, vielleicht während er hier rastete und den Grillen lauschte, war das Schreckliche schon geschehen, das zu verhindern er davongestürzt war! Melanie, die zum Aeußersten Entschlossene, zurückzuhalten, sollte den beiden alten Herren geglückt sein, nachdem all sein liebendes Bemühen erfolglos gewesen? Vielleicht war sie jetzt schon an

einer ganz andern Stelle des Forstes mit dem Geliebten zusammengetroffen und tauschte die letzten Küsse und Liebesschwüre mit ihm oder überredete ihn gar, mit ihr gemeinsam das ewige Vergessen zu suchen! Oh, nur schnell fort von hier, aus dieser entsetzlichen Friedensstille! Auf nach einer andern Richtung — irgendwohin — gar weit vom Schlosse konnten sie sich nicht entfernt haben — irgendwo mußte er sie doch noch treffen!

Und er schüttelte die Mattigkeit von sich, erhob sich rasch und wollte eben um die Hütte herum wieder dem Walde zueilen — als er plötzlich ganz in der Nähe Schritte sich nahen hörte! Lauschend blieb er stehen.

Da — jetzt hielt der Schritt an der Rückseite des Häuschens — und jetzt wurde ein Schlüssel knirschend in dem verrosteten Schlosse herumgedreht und dann die Thür aufgestoßen. Mit wenigen großen Schritten erreichte Kospoth die Thür und — stand dem Erbgroßherzog gegenüber!

Georg Friedrich — er war im Jagdanzug, jedoch ohne Gewehr — prallte zurück, als er so gänzlich unvermutet die hohe Gestalt des einstigen Freundes auf der Schwelle erscheinen sah. Aber nur wenige Pulsschläge lang blieben seine weitgeöffneten Augen mit diesem Ausdruck erschrockenen Staunens auf Hans Joachim ruhen; dann trat er entschlossen auf ihn zu — und ein fast verächtliches Lächeln verzerrte seinen hübschen Mund, als er die ersten Worte fand.

„Ah so — eine Falle also!" rief er Kospoth entgegen. „Du hast ja gedroht, mich über den Haufen zu schießen, falls ich an ihr zum Schurken würde. Hier ist der Schurke — schieß zu! Du hast ja auch das beste Recht dazu — ich will mich nicht wehren! Zum Sterben bin ich ja auch hierhergekommen. . . . Also bitte — wir wollen nicht lange rechnen — ich glaube dir's gern, daß die Summe stimmt: ich bin ein Schurke und damit basta!"

„Nein, Georg, das bist du nicht — mein armer, armer Freund! Wie bin ich glücklich, daß ich dich noch hier treffe, damit ich dir sagen kann: verzeih mir meine Drohung von damals! Ich war ja selbst von Leidenschaft so verblendet — aber nun komme ich, um dir aufs neue die Hand entgegenzustrecken, um dir zu helfen, wenn du dir helfen lassen willst!"

Mit solchen milden, aus tiefstem Herzen bebend hervorquellenden Worten hatte er sich dem Prinzen genaht und mit warmem Drucke seine Hand ergriffen. Und Georg Friedrich traute seinen Ohren nicht, blickte mit schier hilflosem Staunen zu ihm auf und vermochte nichts zu erwidern, als nur immer: „Ja, aber — ich begreife nicht . . . dir soll ich verzeihen — dir?"

Da zog ihn Hans Jochen hinaus aus dem dumpfen, finstern Raume, geleitete ihn auf die Rasenbank und nötigte ihn, dort neben ihm Platz zu nehmen.

„Eine Frage zunächst," begann er, indem er eine Hand fast zärtlich auf des Prinzen Schulter legte: „Hattest du dich mit Melanie auf diese Stunde und hierher verabredet?"

Georg Friedrich nickte Bejahung.

„Und weißt, mit welchem wahnsinnig verzweifelten Entschluß sie hierher kommen wollte?"

„Sie wird also nicht kommen?" fragte der Prinz rasch. „Hat sie dich beauftragt? . . ."

Kospoth setzte ihm den Zusammenhang auseinander und dann fügte er hinzu: „Sage mir aufrichtig: bist du ihrer Einladung gefolgt, um sie abzuhalten von dem verhängnisvollen Schritt, und wolltest du etwa gar mit ihr? . . ."

„Ich bin schachmatt — ich sehe keinen Zug mehr für mich," versetzte der Thronfolger mit einem halb verlegenen Seufzer.

„Nun ja, du hast die Dame verloren — aber doch noch Offiziere genug! Ein ordentlicher König wehrt sich

sogar noch ganz allein solange wie möglich. Und schließlich — laß die Partie selbst remis sein! Dann baut man eben das Spiel von neuem auf! — Ja, lieber Georg, es ist ja so begreiflich, daß du matt und müde bist von dem aufreibenden, harten Kampfe; aber eben daß du so hart gekämpft hast, das verpflichtet dich, die Waffen nicht aus der Hand zu legen, ehe die ganze Kriegsarbeit gethan ist! Hast du denn nicht bemerkt, wer mit dir kämpft? — Deine Schwester, Georg, deine hochherzige, kluge Schwester!"

Und dann erzählte Kospoth dem verwundert Aufhorchenden, wie durch Eleonores beredte Verteidigung die Verblendung des eifersüchtigen Hasses von ihm genommen und seine Seele zur Vergebung, zu neuer Hoffnung gestimmt worden war.

„Meine gute, kluge, starke Schwester!" sprach Georg Friedrich halb vor sich hin. „Du wärst der bessere Thronfolger von uns beiden!"

„Nein, gib dich nicht selbst so mutlos auf!" mahnte Kospoth milde. „Du wirst sehen, du wirst gestählt aus diesem harten Kampf hervorgehen. Charaktere werden im Feuer des Leides geschmiedet, Georg! Wenn du auch die letzte, schwere Pflicht noch gethan haben wirst . . ."

„Du meinst?"

„Melanie zu sagen, daß sie leben muß, trotzdem deine höhere Pflicht dich zwingt, ihr dein Wort zu brechen! — Komm mit mir nach Volkramstein, sei unser Gast — und dann, wenn der Arguseifer des alten Generals wieder nachgelassen hat, dann werdet ihr euch wohl sehen können."

„Ich soll sie sehen?"

„Ja, wenn du mir dein Wort gibst, mit allem Ernste gegen ihre Selbstmordgedanken anzukämpfen! Du hast Gewalt über sie — dir wird sie gehorchen."

Georg Friedrich schüttelte traurig zweifelnd den Kopf.

„Nun, wenn wirklich alles vergebens bleibt, dann muß auch das ertragen werden! Das haben wir beide dann ja zusammen zu tragen!“

Mit abgewandtem Gesichte griff der Prinz nach Kospoths Hand. — Und so saßen sie schweigend lange Zeit.

Da zuckten sie plötzlich gleichzeitig zusammen und sahen einander erschrocken ins Gesicht.

Ganz in ihrer Nähe, im Walde hinter ihrem Rücken war ein Schuß gefallen. Wer konnte zu dieser Dämmerstunde hier pürschen gehen?

Von unheimlicher Ahnung getrieben, gingen die beiden dem Knall nach auf dem Waldweg nach der Krähenhütte, den Kospoth als denjenigen erkannte, der ihn direkt vom Schlosse hergeführt hätte. Und etwa dreißig Schritte waldein auf diesem Wege stand hoch aufgerichtet, trotz der Dämmerung noch deutlich erkennbar, auf die Büchse gelehnt, die hohe Gestalt des Generals von Treysa.

Hans Jochen sprang voraus und packte den greisen Jäger rauh am Arm. Mit Anstrengung nur gelang es ihm, die Worte hervorzuwürgen: „Worauf haben Sie da geschossen?“

Da lachte der Alte leise, unheimlich boshaft vor sich hin, deutete mit dem Zeigefinger der Rechten zitternd nach vorn und auf den Boden und stammelte: „Den haben wir — hehe! Mitten zwischen die Lichter — paff! plautz — da lag er — wie der — hna! Dingda — der ungarische Bär und so weiter. — Oho, ich — ich nwa! hab' noch die Augen offen — o ja! Hmummum, hier wird nicht mehr — hna! äh! Dingda — Caffarelli gespielt auf Treysa!“ Und dabei reckte er sich stolz empor und erhob drohend die Büchse in die Luft.

„Was? Sie wollten doch nicht den Erbgroßherzog ...?“

„Ja, dem wollt ich eins — haha ... da liegt er, da!“

„Herr des Himmels!“ schrie da hinter ihm der Prinz auf. „Hat der Mann einen Menschen erschossen?“

Der General stutzte bei dem Tone dieser Stimme und wandte sich rasch dem Sprecher zu. Kaum aber hatte er den Erbgroßherzog, den er getötet zu haben vermeinte, in ihm erkannt, als er mit einem heiseren Schrei das Gewehr an seine Backe riß . . .

Doch ehe er noch den Finger an den Abzugsbügel zu bringen vermochte, verzerrte sich plötzlich, wie vom Blitz getroffen, sein Gesicht und er stürzte der Länge nach zu Boden.

Weder Kospoth noch der Prinz bekümmerten sich um ihn, sondern rannten vorwärts bis an die nahe Biegung des Weges, wo sie erst, als sie auf etwa zehn Schritte heran waren, eine dunkle Masse sich von dem grünen Moose abheben sahen.

Das Gesicht nach unten gekehrt, den schönen Kopf von der mörderischen Kugel ihres Vaters durchbohrt, lag Melanie von Treysa da — tot! — — —

Als etwa zehn Minuten später der Baron Kospoth mit dem alten Friedrich herbei kam, da standen die beiden jungen Männer noch immer bei der Leiche Brust an Brust gedrückt, sich mit den Armen fest umklammernd, als müßte einer an dem andern festhalten, um nicht von dem ungeheuern Schmerz zu Boden geschleudert zu werden!

Nun erst, nachdem auch die beiden Neuhinzugekommenen sich überzeugt hatten, daß jede Spur des Lebens aus dem schönen Körper des unseligen Mädchens entflohen war, dachten sie daran, sich nach dem Mörder umzusehen. Das weiße Haupt, von dem im Fallen der Hut heruntergeflogen war, nach oben gerichtet, lag der alte General quer über den Weg, Kolben und Lauf seiner Büchse noch krampfhaft mit den langen, knochigen Fingern umkrallt. Der Schlag hatte ihn getroffen, als ihm in dem Augenblicke, da er des

Erbgroßherzogs ansichtig geworden, seine fürchterliche That so plötzlich blendend, markerschütternd, wie ein Blitz zum Bewußtsein gekommen war. Aber er war nicht tot. Alle seine Glieder zuckten noch fortwährend in dem ohnmächtigen Bemühen, sich aufzuraffen, seine Augen blickten unheimlich weit aufgerissen voll Entsetzen unter den buschigen, weißen Brauen hervor und seine Kinnbacken bewegten sich, unverständliche Laute in dem zahnlosen Munde zerkauend, hin und her.

Sein alter, treuer Diener kam selbst fast von Sinnen über das Furchtbare, das sich hier vollzogen hatte, und die jüngeren Männer wurden dadurch gezwungen, die eigene Lähmung des Entsetzens, den Herzkrampf des grausamsten Leides von sich abzuschütteln, um dem völlig fassungslosen Alten mit ruhigem Zuspruch beizustehen. Aber er war nicht zu bewegen, mit ihnen nach dem Schlosse zurückzukehren, um einen Wagen herbeizuschaffen — er wollte inzwischen die Totenwacht halten bei seiner jungen Herrin, und des Mörders greises Haupt auf seinem Schoße betten, bis die andren zurückkämen.

Baron Kospoth wollte dem General die Büchse aus den Händen winden, um sie mit sich zu nehmen, — aber da fiel ihm der alte Friedrich in den Arm, löste selbst die krampfhaft widerstrebenden Finger von der Mordwaffe und dann schoß er den zweiten Schuß in die Luft ab, packte den Lauf bei der Mündung und schmetterte in rasender Wut mit einem derben Fluche die Büchse gegen einen Buchenstamm, daß der Kolben zersplitterte — und dann trat er wie ein Rasender mit dem Stiefel auf das lose Rohr, und schleuderte es endlich, da es nicht biegen noch brechen wollte, von sich, soweit seine schwache Kraft es vermochte.

„Du Aas, du verfluchtes!“ knirschte er in ohnmächtiger Wut, während ihm die Thränen stromweis die runzeligen

Wangen herabliefen. Dann erst kauerte er sich am Wegrand in das weiche Moos und hob schluchzend das Haupt seines Herrn auf seinen Schoß.

Im Innersten erschüttert, taumelten die drei andern Männer auf dem düstern Waldsteige davon dem Schlosse zu, und unterwegs gab Baron Kospoth, der ältere, die Erklärung dieses entsetzlichen Ausgangs.

Der General hatte mit Gewalt Melanie auf ihr Zimmer gesperrt und die Thür hinter ihr zugeschlossen, und dann war er, scheinbar zufrieden, mit ihm, dem Baron, in das nach vorn herausliegende Wohnzimmer zurückgekehrt, hatte ihm ganz harmlos eine neue Zigarre angeboten und war, abgerissene, unverständliche Sätze vor sich hinmurmelnd, eine ganze Weile, heftig gestikulierend, vor ihm im Zimmer auf und ab geschritten. Dann hatte er gebeten, ihn für einen Augenblick zu entschuldigen, und war hinausgegangen.

Erst als er eine Viertelstunde vergebens auf seine Rückkehr warten ließ, war er, Kospoth, stutzig geworden und hatte in immer steigender Angst sämtliche Räume des Hauses durchsucht. Zuletzt hatte er auch an die verschlossene Thür von Melanies Schlafgemach gepocht, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Thür war auch von Innen verriegelt. Mit Hilfe des alten Friedrich hatte er gewaltsam das Schloß erbrochen — und das Zimmer leer gefunden. Aber die Fenster standen offen und von den dünnen Leisten des Weinspaliers darunter zeigten sich einige zerknickt, Laub und Ranken heruntergerissen. Melanie war durch das Fenster in den Garten geflohen! Und dann hatte er in atemloser Eile mit dem alten Diener den Weg nach der Krähenhütte eingeschlagen.

Der unheimlich durch den schlummernden Wald hindröhnende Knall der Büchse hatte ihnen schon auf halbem Wege ein furchtbares Zu spät! entgegengerufen.

Und wieder suchten sich die Hände der beiden jungen Männer, um in ihrem warmen Drucke Mut und Kraft zum Weiterschreiten zu suchen. Und dann preßte der Erbgroßherzog den grünen Jägerhut an sein wildpochendes Herz, den Melanie auf ihrem Todesgange getragen und der durch seine männliche Form in dem unsicheren Dämmerlicht die Sinnestäuschung des greisen Jägers veranlaßt haben mochte. Dicht über der Krempe war ihr die Kugel in den Kopf gedrungen, und die ganze Stirnseite des leichten Filzes war von ihrem Blute durchtränkt.

Sobald die drei Herren auf dem Schlosse angelangt waren, befiel den Prinzen eine so bedenkliche nervöse Erregung und zugleich fiebernde Mattigkeit, daß gar nicht daran zu denken war, ihn wieder zu der Unglücksstätte zurückkehren zu lassen. Der alte Kospoth übernahm allein die traurige Pflicht, die letzte Heimfahrt der letzten Treysas anzuordnen. Den Leuten gab er, wie sie es verabredet hatten, die Erklärung, daß der General auf die Pirsch gegangen sei, und seine Tochter, die ihm ohne sein Wissen nachgefolgt sei, in seinem altersschwachen Uebereifer erschossen habe.

Und als der Wagen aus dem Hofe hinausgerasselt war, da machte sich Hans Joachim daran, den kleinen Jagdwagen des Generals selbst anzuschirren, um den kranken Prinzen nach Volkramstein hinüber zu geleiten, weil er unter diesem Dache den Kranken vor dem Grimme des alten Friedrich nicht sicher glaubte. Die Wirtschafterin mußte ihm helfen, den an allen Gliedern Schlotternden in das Wägelchen hinein zu heben. Dann setzte er sich selbst neben ihn und ergriff die Zügel.

Schwer lehnte sich der Prinz gegen seine Schulter, wie ein müdes Kind, dem nach einem lustigen Tage auf dem Heimwege die Augen zufallen.

„Du bist befreit — du wirst es überwinden!“ sagte Hans

Jochen leise vor sich hin — und dann seufzte er tief auf. Aber Georg Friedrich hatte ihn nicht mehr vernommen. —

In Volkramstein hoben sie ihn bewußtlos aus dem Wagen. — — —

Wochenlang lag der Thronfolger an einem hitzigen Nervenfieber danieder. Und da es unmöglich war, ihn nach der Residenz zu schaffen, so mußte sein Leibarzt und auch eine treue Pflegerin auf Volkramstein Wohnung nehmen — die Prinzessin Eleonore! — — —

Sobald er wieder sicher auf den Beinen stand, reiste Georg Friedrich mit seiner Schwester zu längerem Aufenthalt in die steirischen Alpen, um erst nach Monaten wieder in die Residenz zurückzukehren, und zwar — als Verlobter der Prinzessin Clementine! Der furchtbare Schmerz, den er in so jungen Jahren erdulden mußte, hatte Georg Friedrich zum Manne gereift, und mit Stolz und freudigster Erwartung für seine Zukunft als Herrscher blickten die Residenzler zu ihrem Thronfolger auf.

Der General von Treysa erlangte weder den Gebrauch seiner geistigen noch seiner körperlichen Kräfte wieder; aber es dauerte noch Jahr und Tag, ehe ihn, den letzten reckenhaften Zeugen einer sittenlosen Vergangenheit, der erlösende Tod aus der Haft des Irrenhauses befreite. — —

Schloß und Herrschaft Treysa fiel damit an den Lehnsherrn zurück, und auf Bitten ihres Sohnes rief die gütige Großherzogin dort eine wohlthätige Stiftung für mittellose Genesende ins Leben.

Der Kammerherr von der Rast hatte den allerhöchsten Wunsch, sich aus der Nähe des Hofes zurückzuziehen, nicht erst abgewartet, sondern sich vielmehr beeilt, schon bald nach dem tragischen Ende seiner Tochter das freundliche Anerbieten des gottbegnadeten Fräuleins Boland und gleichzeitig eine mäßig besoldete Stellung als Vergnügungs-

direktor in einem vielbesuchten Badeorte anzunehmen. Im Winter folgte er seiner reizenden Gemahlin ins Engagement, und die Qualen der Eifersucht, die sie ohne jegliche Gewissensbisse ihren beleibten Schleppenträger erdulden ließ, erklärte die hohnlachende böse Welt als eine gerechte Strafe für die zahllosen Sünden seiner kammerherrlichen Vergangenheit. — — —

Hans Joachim von Kospoths Name, sonst so häufig in der sozialistischen Presse genannt, ist seither ganz daraus verschwunden. Sein jugendlicher Idealismus, der ihn zu einem ebenso überzeugten wie praktisch eifrigen Parteigänger gemacht hatte, war verraucht — das arme gequälte Herz hatte seinen so wohlgeschulten Verstand ein wenig zu unsanft in die Lehre genommen! Er sah ein, daß das Beurteilen von Menschen und Verhältnissen nach irgend einem philosophischen System, nach einer Parteischablone zu eitel Ungerechtigkeit und unfruchtbarem Doktrinarismus führe. Seine herben Erfahrungen hatten ihn zum Manne gereift, und er schämte sich jetzt seiner knabenhaften Lehrwut. Er bemühte sich zunächst einmal zu vergessen, was er aus Büchern und schwungvollen Reden von angeblichen Wahrheiten sich angeeignet hatte, und machte sich daran, seine Lehrzeit als Prophet einer besseren Zukunft von vorn zu beginnen, indem er in der unendlichen Verschiedenheit der Erscheinungen das Bleibende, das allgemein Menschliche zu erkennen versuchte. Statt statistische Tabellen zu studieren, beschloß er sich selbst als Arbeiter in eine Fabrik zu begeben, statt von Menschenwürde und Völkerverbrüderung zu schwärmen, selbst einmal in die Kolonieen zu gehen und dem Civilisationswerk Kärrnerdienste zu leisten. Fort mit dem Pathos und der Schulweisheit! Gerechtigkeit und Liebe, das sollte fortan in seinem ernsten Streben das A und das O bedeuten.

Ende.

Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus dem Dänischen.
Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus d. Franzöſ. 2 Bände.
Die verhängnisvolle Phryne. Von S. C. Philips u. C. J. Wils. Aus dem Englischen.
Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus d. Franzöſiſchen. 2 Bände.
Achtung Schildwache! und andere Geſchichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italieniſchen.
Salonidylle. Von H. Rabuſſon. Aus dem Franzöſiſchen.
Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H. Muray. Aus d. Engl.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Franzöſiſchen.
Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Franzöſiſchen.
Imogen. Von Hamilton Aidé. Aus dem Engliſchen. 2 Bände.
Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Franzöſiſchen.
Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus d. Engliſchen.
Ohne Liebe. Von Fürſt Galitzin. Aus dem Ruſſiſchen. 2 Bände.
Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Engliſchen.
Die kühle Blonde. Von Ernſt v. Wolzogen. 2 Bände.
Mein Pfarrer u. mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Franzöſ.
Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Oberſt Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus dem Engl. 2 Bände.
Noras Roman. Von Emil Peſchkau.
Auf Vorpoſten und andere Geſchichten. Von F. de Renzis. Aus dem Italieniſchen.
Verſiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Franzöſ. 2 Bände.
Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus dem Engliſchen.
Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Franzöſiſchen.
Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Franzöſiſchen. 2 Bde.
Verhängnis. Von F. de Renzis. Aus dem Italieniſchen.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von B. M. Croker. Aus d. Engliſchen. 2 Bände.
Fräulein Reſeda. — Ein Mann der Erfolge. Von Julien Gordon. Aus dem Engliſchen.
Künſtlerehre. Von Octave Feuillet. Aus dem Franzöſiſchen.
In friſchem Waſſer. Von Helene Böhlau. 2 Bände.
Die geprellten Verſchwörer. Von W. E. Norris. Aus dem Engliſchen.
Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon, deutſch bearb. von Friedrich Spielhagen.
Ein Genie der That. Von Ernſt Remin. 2 Bände.
Miſcha. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Franzöſiſchen.
Der Thronfolger. Von Ernſt von Wolzogen. 2 Bände.
Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von Marcheſa Colombi. Aus d. Ital.
Eine Künſtlerin. Von Jeanne Mairet. Aus dem Franzöſiſchen.
Miß Niemand. Von A. C. Gunter. Aus dem Engliſchen. 2 Bände.
Marienkind. Von Paul Heyſe.
Schwarzwaldgeſchichten. Von Hermine Villinger.
Jack. Von Alphonse Daudet. Aus dem Franzöſiſchen. 3 Bände.
Der ſchwarze Koffer. Aus dem Engl.
Der Affenmaler. Von Jeanne Mairet. Aus dem Franzöſiſchen.
Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Engliſchen. 2 Bände.

Neunter Jahrgang.

Im Schuldbuch des Haſſes. Von G. Ohnet. Aus d. Franzöſ. 2 Bde.
Meine offizielle Frau. Von Col. Richard Henry Savage. Aus d. Engl.
Sein Genius. Von Claus Zehren.
Ein Zugvogel. Von B. M. Croker. Aus dem Engliſchen. 2 Bände.
Violette Merian. Von Auguſtin Filon. Aus dem Franzöſiſchen.
Fräulein Kapitän. Eine Elsmeergeſchichte von Mar Lay.
Ein puritaniſcher Heide. Von Julien Gordon. 2 Bände. Aus dem Engliſchen.

Das Stück Brot und andere Geschichten. Von François Coppée. Aus dem Französischen.

In der Prairie verlassen. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mein erster Klient und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Auf steinigen Pfaden. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Heimatlos. Von Hector Malot. 3 Bände. Aus dem Französischen.

Baronin Müller. Von R. v. Heigel.

In guter Hut. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.

Das Kind. Von Ernst Eckstein.

Das Haus am Moor. Von Florence Warden. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.

Des Seemanns Tagebuch. Von Gustave Toudouze. Aus dem Französ.

Zehnter Jahrgang.

Das Geheimnis des Hauslehrers. Von Victor Cherbuliez. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das wandernde Licht. Von Ernst von Wildenbruch.

Einer alten Jungfer Liebestraum. Von Alan St. Aubyn. Aus dem Englischen.

Schatten. Von Ossip Schubin.

Unerwartet. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Ein Opfer. Von Karl E. Franzos.

Die Möwe. Von Zacharias Nielsen. Aus dem Dänischen. 2 Bände.

Geopfert. Von George Simmy. Aus dem Französischen.

Unheimliche Geschichten. Von Dick May. Aus dem Französischen.

Margarete und Ludwig. Von Frieda Freiin von Bülow. 2 Bände.

Die Herzogstochter. Von Mrs. Oliphant. Aus dem Englischen.

Briefe aus meiner Mühle. Von Alphonse Daudet. Aus d. Französ.

Erinnerungen einer Schwiegermutter. Von George R. Sims. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Lon. Von Alexander Baron von Roberts.

Hof Gilje. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Don Cirillos Hut. Von Emilio de Marchi. Aus d. Italienischen. 2 Bde.

Jean von Kerdren. Von Jeanne Schultz. Aus dem Französischen.

Unter Bauern. Von Hermine Villinger.

Prinz Schamyls Brautwerbung. Von R. H. Savage. Aus dem Engl. 2 Bände.

Elfter Jahrgang.

Das Recht des Kindes. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.

Ein hervorragendes Kunstwerk von gewaltiger dramatischer Wirkung, das den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesselt und in atemloser Spannung hält, und dessen ergreifende Konflikte unsre innige Teilnahme erwecken.

Ein schlechter Mensch. Von A. von Gersdorff.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir diesen mit glücklicher Hand dem Offiziersleben entnommenen Roman ein echtes Kunstwerk nennen. Die Beherrschung der Darstellungsmittel ist bei allem Maßhalten so virtuos, die Zeichnung so sicher und korrekt, daß die beabsichtigte Stimmung den Leser unwiderstehlich ergreift.

Mademoiselle. Von S. M. Peard. Aus dem Englischen.

In anmuriger Schlichtheit erzählt in dieser Geschichte ein junges Mädchen ihre Erlebnisse während der Schreckenstage der Belagerung von Paris und der Herrschaft der Kommune. Ein anspruchsloses, aber ansprechendes Büchlein für jedermann.

Kosmopolis. Von Paul Bourget. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Romanbibliothek wird durch Paul Bourgets „Kosmopolis" nicht nur um einen Weltnamen bereichert, ein Meister und ein Meisterwerk sind ihr damit einverleibt. Bezeichnend für Bourgets psychologische Vertiefung, sein Schilderungsvermögen und seinen vornehmen Geist, ist „Kosmopolis" namentlich auch bezeichnend für den Umschwung, der in allen Künsten eingetreten ist und die Herrschaft des sogenannten Naturalismus abgeschwächt hat.

Eine schnurrige Geschichte. Von Frank R. Stockton. Aus d. Engl.

Wer gerne lacht und Freude an lustigen Einfällen hat, der lese diese in der That schnurrige Geschichte, worin der bekannte amerikanische Humorist seiner tollen Laune die Zügel schießen läßt.

Die wahren Reichen. Von François Coppée. Aus dem Französischen.

Diese beiden liebenswürdigen Geschichten, worin Coppées elegante Feder ein höchst glücklich gewähltes Problem mit gewohnter Feinheit variiert, sind so gemütvoll, daß

sie deutsche Leser ganz besonders anmuten werden.

Simson und Delila. Von Annie Bock. 2 Bände.
Ein frisch und keck geschriebener Künstlerroman von ergreifender Schicksalsführung und leidenschaftlich bewegter Handlung.

Die gelbe Rose. Von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen.
Ganz auf seiner Höhe zeigt sich der große ungarische Erzähler in diesem Roman, worin er das Leben der Puszta mit ihren Csikós und Gulyás in farbenprächtigen, poesievollen Bildern an uns vorüberziehen läßt.

Verloren. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Eine gemütvolle, rührende Geschichte, die mit sittlicher Reinheit die bekannten Vorzüge der modernen französ. Schule verbindet.

Zwei Herren. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die beliebte Erzählerin weiß uns in ihrer liebenswürdigen Art mit den Personen ihres spannenden Romans so vertraut zu machen, daß wir am Schlusse wie von alten Freunden mit Bedauern von ihnen Abschied nehmen.

Eine Schultragödie. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen.
de Amicis, der wie Farina längst seine deutsche Gemeinde hat, zählt zu den ernsten Realisten. Seine Schilderung italienischen Schullebens und der auf diesem Boden erwachsenden ergreifenden Konflikte ist von thatsächlicher wie künstlerischer Wahrheit.

Schiffe, die nachts sich begegnen. Von Beatrice Harraden. Aus d. Engl.
Ein ungewöhnliches, zum Nachdenken anregendes Buch, das trotz seiner düsteren Grundstimmung den Leser unwiderstehlich gefangen nimmt und das in England und Amerika einen sensationellen Erfolg davongetragen hat.

Susi. Von Friedrich Spielhagen. 2 Bände.
„Susi" ist ein vollwertiges Kunstwerk, eine der besten Schöpfungen des Altmeisters, der darin eine verblüffende Jugendlichkeit und eine ungeschwächte Gestaltungskraft bekundet.

Tim. Aus dem Englischen.
Nur die einfache Geschichte eines Schuljungen; aber wie rührend werden die zarten Regungen eines Kindergemüts geschildert, welch feine Beobachtung, welch inniges Versenken in diesen ewig interessanten Stoff tritt uns darin entgegen!

Frauen. Von Anna Munch. Aus dem Norwegischen.
In einem tief ergreifenden Lebensbild zeigt uns die Verfasserin, zu welchen Abgründen die wilde Gärung führt, von der die nach Selbständigkeit ringende Frauenwelt ihrer nordischen Heimat seit geraumer Zeit ergriffen ist.

Die alte Geschichte. Von Charles de Berkeley. Aus d. Französ. 2 Bde.
Im Gegensatz zur Mehrzahl der französischen Schriftsteller wählt Berkeley zu Heldinnen seiner Romane junge Mädchen, die er mit so viel Reiz und echter Poesie darzustellen weiß, daß gerade der deutsche Leser sich davon gefesselt fühlt.

Der Sänger. Von Karl v. Heigel.
Der Verfasser hat ein Lebensbild von packender Realität gezeichnet, ohne daß seine Menschen- und Naturschilderung des Schimmers echter Romantik entbehrte. Das Interesse konzentriert sich auf den feinsinnig durchgeführten Gegensatz zwischen Künstler- und Virtuosentum, wobei Tragik und Humor zu ihrem Recht gelangen.

Möblierte Wohnungen. Von George R. Sims.
Nicht mit Unrecht hat man Sims, den Verfasser der mit so großem Beifall aufgenommenen „Erinnerungen einer Schwiegermutter", mit Stinde verglichen. Auch in dem vorliegenden ganz köstlichen Buch erinnern die einer zweiten Buchholzen in den Mund gelegten behaglichen Schilderungen englischen Kleinbürgertums an den bekannten Humoristen.

Tante Anna. Von W. K. Clifford. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Roman, der nicht von Liebe, sondern von einer alten Dame handelt, und doch laut und stürmisch begrüßt wird, muß ganz besondere Eigenschaften aufweisen, und in der That kann sich die Verfasserin in echter Menschendarstellung einem Dickens oder Thackeray an die Seite stellen.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf **feines, extra starkes Papier** gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** zum Preise von **M. 2.— für den einfachen und M. 3.— für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.
v. Welzegen, Die Kinder der Excellenz.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
v. Welzegen, Der Thronfolger.
— Die tolle Komteß.